

**Hajo Seng**



**Ein autistisches Leben leben**





**Hajo Seng**

**Ein autistisches Leben leben**

**Texte und Kurzgeschichten 2008 – 2019**

**fünfte, neu überarbeitete Auflage, 2020**

**Kontakt:** autSocial e.V., Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg  
hajo.seng@autsocial.de  
[www.hajoseng.de](http://www.hajoseng.de)

# Inhaltsverzeichnis

## Blick zurück

Coming-out.....	13
Wie autistisch bin ich?.....	20
Autismus.....	27
November 1995.....	27
Juli 1995.....	29
September 1994.....	29
Weltenwurf.....	33
Geworfen.....	43
Ein eigenständiges Leben leben.....	45
Auszug aus dem Elternhaus.....	51
Partnerschaft auf autistisch.....	53
Eine Erwerbsbiographie.....	57
Nachtrag.....	68
Finger.....	71
57 Jahre Autismus und autistische Lebenserfahrung.....	79
Die 1960er Jahre.....	79
Die 1970er Jahre.....	81
Die 1980er Jahre.....	83
Die 1990er Jahre.....	86
Die 2000er Jahre.....	88
Die 2010er Jahre.....	89

## Blick nach innen

Achsenzeiten.....	93
Der Steinhaufenjunge.....	99
Das Eis.....	101
Jemandlos.....	109
Spiegelbilder.....	126
Der Parka.....	135
Keine Menschen.....	141

Zweite Haut.....	147
Die Haut des anderen.....	148
Isolation.....	151
Die eigene Haut.....	152
Armeehosen.....	153
Über die Bedeutung von Bedeutungen.....	156
Hauptsache mit Kapuze.....	159
Jenseits der Glasglocke.....	160
Kapuzis.....	168
Die Zeichen des Zwillings.....	171
Im Blick des Anderen.....	174
Das Innen außen.....	175
Um deines Namens Willen.....	181
Menschwerdung (Yannik und Moritz).....	181
Die Zeichen der Liebe (Adrian und Gerrit).....	185
Sex und Ratio (Pascal und Stefan).....	190
Du bist ich (Dennis und Jochen).....	195
Ein autistischer Traum (Volker und Yannik).....	199
Algebra der Namen.....	202

## **Blick voraus**

Untypische Interaktionen.....	205
Unberechenbare Wesen.....	206
Interaktion mit Schnecken und Steinen.....	207
Autistische Sozialisation & autistische Wirklichkeiten.....	208
Autistische Empathie & Perspektivwechsel.....	209
Getrenntes Denken – bewusstes Unbewusstes.....	210
Kein Zwang zur Kommunikation.....	211
Unüberwindbare Barrieren.....	212
Jenseits der Sprache.....	213
Offen, direkt, gewaltfrei.....	214

Vom Sterben der Dinge.....	217
Vom Sterben.....	217
Kindheitserinnerungen.....	218
Tod und Liebe.....	219
In den Tod begleitet.....	221
Der Parka.....	222
Vom Sprechen.....	224
Theory of Function.....	228
Das autistische Unbewusste.....	235
Ohne Menschen leben.....	240
Ein Weg in eine autistische Philosophie.....	242
Eine kleine Immunologie.....	249
Leben mit Krankheit.....	251
Ein autistischer Körper.....	254
Monoklonale Gammopathien.....	262
Ein Organismus im Organismus.....	270
Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt.....	281
Nachtrag: Denken und Körper.....	288
Text- und Bildnachweis.....	293



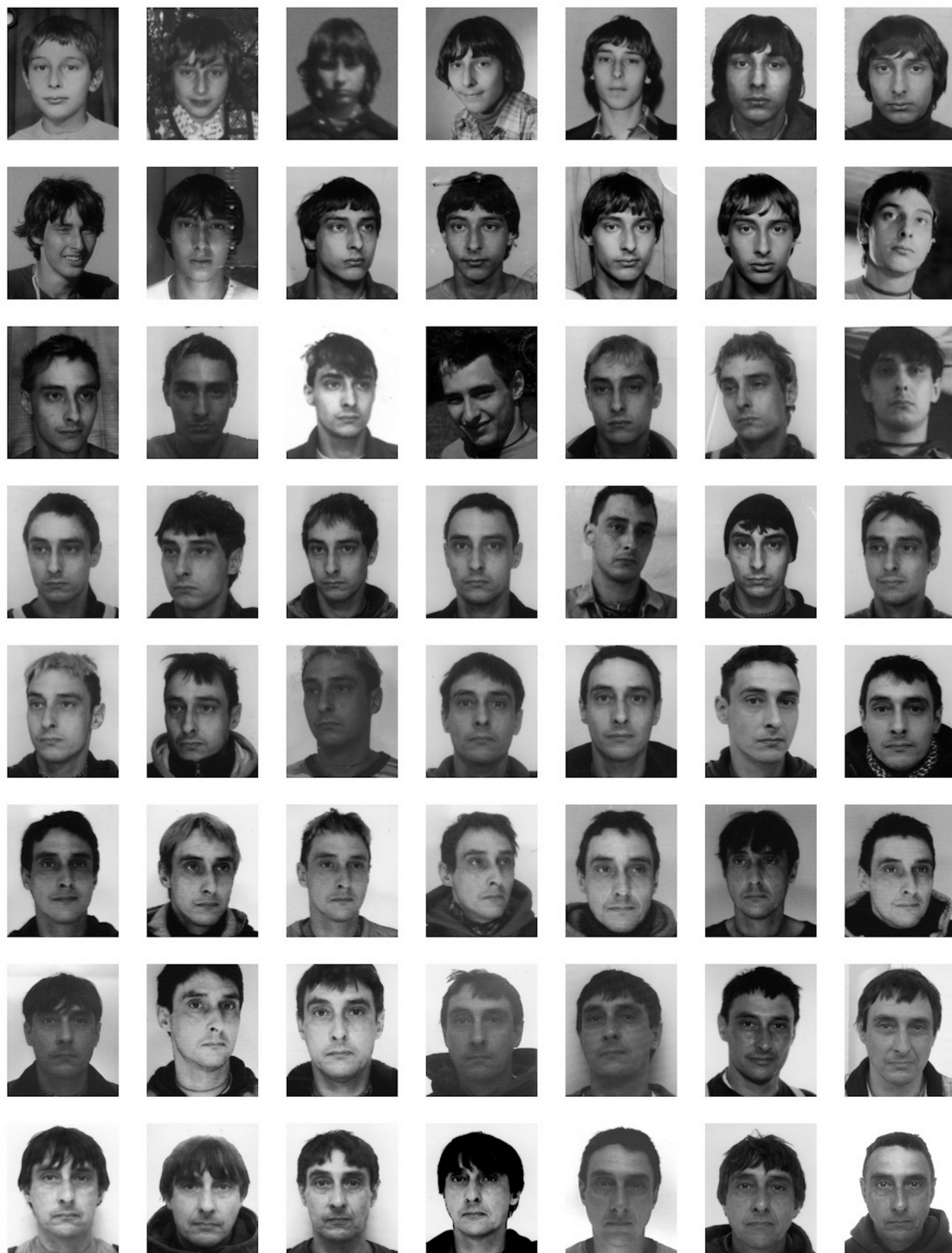


Ich habe gelernt, dass es als unangemessen gilt, wenn man sich zu viel mit sich selbst beschäftigt; so etwas beschert einem leicht den Ruf egozentrisch oder narzisstisch zu sein. Ich habe mich schon immer, seit ich mich erinnern kann, ausgiebig mit mir selbst beschäftigt. Oft hatten es andere Themen schwer, damit zu konkurrieren. Und, ja, es ist egozentrisch, nämlich in dem Sinne, dass meine Innenwelt mein Wahrnehmen und Denken bestimmt und sich in deren Zentrum befindet. Nicht nur, dass mein Wahrnehmen und Denken in ihr verankert sind, sondern auch, dass sie immer präsenter, deutlicher und vordergründiger ist als die Außenwelt, oder das, was mir meine Wahrnehmungen von ihr vermitteln. Daher war es für mich immer ausgesprochen naheliegend, mich mit meiner Innenwelt zu beschäftigen. Aber auch, weil ich bereits als Kind erfahren habe, dass etwas grundlegendes in meinem Leben nicht stimmte und ich mich deutlich von allen anderen Menschen unterschied, mit denen ich zu tun hatte – ohne diesen Unterschied begreifen zu können. Nirgendwo sonst konnte ich Antworten auf die vielen Fragen finden, die sich seit meiner Kindheit durch mein Leben ziehen, als tief in mir drin; durch die Erforschung meines „Selbst“. Und es ist narzisstisch, weil ich mich gerne mit mir selbst beschäftige. Meine Innenwelt stellt ein riesiges Forschungsfeld dar und nichts bereitet mir eine tiefere Befriedigung, als in einem solchen Feld zu forschen. Es ist auch narzisstisch, weil ich diesen Menschen, mit dem ich mich beschäftige und den ich da erforsche, tatsächlich liebe. In meinem Leben war ich immer der einzige, der mir wirklich nahe kommen kann, mit dem ich meine innere, abgeschlossene Welt teilen kann. Wieso sollte ich ihn nicht lieben, es, jenes „ich“, das mal Hansi hieß, mal Achim, Joachim oder Jochen, eigentlich Hans-Joachim und am liebsten Hajo?

Meine Wahrnehmungen trennen nicht sehr scharf zwischen innerer und äußerer Realität. Ihre Qualitäten machen es mir nicht immer leicht, genau zu unterscheiden, wo sie im einzelnen herkommen, von innen oder von außen. Anders als früher kann ich inzwischen gut damit umgehen; ich erlebe es vielmehr als eine Bereicherung, da dieses Einmischen meiner Innenwelt in meine äußeren Wahrnehmungen fast schon die Qualität eines weiteren Sinneskanals hat; er ist sozusagen die Quelle meiner Intuition. Was mir allerdings nach wie vor schwer fällt, ist, meine Gedanken zu verstecken. Ich habe die intuitive Vorstellung, dass andere meine Gedanken ohnehin mitlesen können – oder, besser ausgedrückt, mit-spüren. Mein Denken nehme ich selbst so wahr, dass es plausibel

ist, wenn andere einen Zugang dazu hätten, obwohl ich weiß, dass es nicht so ist. Es macht für mich daher – intuitiv – keinen Sinn, etwas vor anderen verbergen zu wollen. Ich bin auch überhaupt nicht gut darin, Dinge zu verbergen. Das passt recht gut in eine Zeit, in der generell Privatheit immer weiter verschwindet und die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem zunehmend verwischen. Bei mir sind diese Grenzen nie besonders deutlich ausgeprägt gewesen.

Ich nehme, ähnlich wie Temple Grandin, mein Denken als eines wahr, das sich in zwei Sphären abspielt, die sich sehr voneinander unterscheiden: einem sprachlichen Bereich, der sich an Konzepten und Ideen orientiert, und einem wahrnehmungsbezogenen, assoziativ organisierten Bereich. Damit ergeben sich auch zwei sehr verschiedene Perspektiven auf – und in – dieses „Selbst“ oder „Ich“, das Gegenstand meines lebenslangen Forschungsprojektes ist. Neben der eigenen Wahrnehmung wächst eine imaginäre Perspektive von außen, bestehend aus angelesenen Theorien, Analysen, Fotos, Äußerungen und Reaktionen von anderen und nicht zuletzt der Art und Weise, wie ich selbst äußere Dinge wie beispielsweise andere Menschen wahrnehme. Meine Sozialisation ist nicht zuletzt auch davon bestimmt, dass ich diesen Blick von außen nie verinnerlichte; er erschließt sich mir durch Analysen und Erfahrungen, aber er bleibt mir immer fremd. Mehr als die ersten dreißig Jahre meines Lebens sind von meiner Auseinandersetzung mit dem offensichtlichen Unterschied zwischen dem, was ich, und dem, was andere Menschen von mir wahrnehmen. Letztlich werden sich beide Welten, Innen- und Außenwelt immer fremd bleiben, aber zugleich beide ein Teil von mir. Mich damit zu beschäftigen und in diesem Sinne an meiner Biographie zu arbeiten, hilft mir, die Lücke zwischen ihnen, den unüberwindbar erscheinenden Abgrund, wenigstens momenthaft zu überbrücken. Meiner Wahrnehmung und meinem Denken gemäß findet diese Biographiearbeit nicht im Verborgenen, sondern öffentlich statt; alles andere käme mir unplausibel vor – was sollte es zu verbergen geben? In meiner Biographie ist rückblickend das zentrale Thema Autismus, mein Autismus, der sich sehr von den anderen Autismen anderer Autistinnen und Autisten unterscheidet, aber – so meine Beobachtung – einer ähnlichen Logik folgt; einer ganz anderen Logik als die nicht-autistischer Menschen. Indem sie die Ähnlichkeiten in den Unterschieden findet, wird die forschende Beschäftigung mit der jeweils eigenen oder anderen Welt eine Bereicherung sein, an Erfahrungen und an Analysen; und sie wird auch in einem wörtlichen Sinne befriedigen.



*1972 bis 2015; begonnen habe ich die Passfotosammlung 1990 und seither gibt es mindestens einmal jährlich ein Passfoto.*

Blick zurück

# Coming-out

Im Herbst 1994, da war ich Anfang Dreißig, verdichtete sich bei mir der Gedanke, „irgendwie autistisch“ zu sein, zu einer Gewissheit. Es war – gerade auch im Nachhinein gesehen – ein Meilenstein in der Suche nach der Antwort auf die Frage, was mit mir und mit meinem Leben „anders“ ist. Diese Frage ist bis heute die Frage schlechthin, die mich seit meiner Kindheit umtreibt. Einen solchen Bezug wie auf den Begriff „Autismus“, dass er für mich eine Antwort auf grundlegende Fragen meines Lebens darstellt und dass er sich obendrein als eine Hilfe erweist, mich meiner Umwelt zu erklären, das verbinde ich mit dem Begriff „Coming-out“. Ich hatte, als ich 32 Jahre alt war, ein autistisches Coming-out, d.h. ein Coming-out als Autist. Konkret bedeutet das, dass ich mich viele Jahre lang intensiv mit bestimmten Eigenheiten meines Lebens beschäftigt hatte, bevor sich mir diese Eigenheiten als Autismus erklärten, und dass ich mich danach einige Jahre lang intensiv mit dem Thema Autismus beschäftigen musste, ehe sich mir die ganze Bedeutung dieses Erkenntnis erschloss. Bevor ich dies weiter ausführe, beschreibe ich ein Coming-out, das ich in einem Kontext hatte, der diesem Begriff wahrscheinlich eher angemessen erscheint.

Viel früher, nämlich gegen Ende 1978, drei Monate vor meinem sechzehnten Geburtstag, hatte ich mein schwules Coming-out. Das war damals das Ergebnis einer Auseinandersetzung, die ich einige Jahre zuvor, als Elf- oder vielleicht auch schon Zwölfjähriger, begonnen hatte. Einen plakativen Ausgangspunkt dieser Auseinandersetzung stellte der Sexualkundeunterricht in der Schule dar. Hier wurde etwas als „Sexualität“ dargestellt, was mir absolut fremd, ja sogar völlig absurd, vor kam. Noch viel befremdlicher kam mir vor, dass ich scheinbar der einzige war, der mit „Sexualität“ etwas ganz anderes verbunden hatte, als in diesem Unterricht dargestellt wurde. Das hatte mich ziemlich bewegt, vor allem weil es sehr gut zu meinem Eindruck passte, dass ich mich auch in anderer Hinsicht deutlich von den anderen Menschen und insbesondere auch den anderen Kindern unterschied. Weil sich dies auch dadurch bemerkbar machte, dass ich gerne gehänselt wurde und auch ansonsten Schwierigkeiten hatte, mit anderen Kindern Kontakt aufzunehmen, bekam die Frage nach diesen Unterschieden zunehmend eine gewisse Dringlichkeit für mich. Diese Geschichte mit meiner Sexualität stand symbolhaft für eine andere, weit umfassendere Geschichte, die mein Leben prägte. Sie stand für eine Umwälzung, die ich als Elf-

oder Zwölfjähriger in meinem Leben erfahren hatte, nämlich meine Verwandlung von einem selbstgenügsamen Kind, das seiner Umwelt kaum Beachtung schenkte zu einem Jugendlichen, dem plötzlich seine Isolation bewusst wurde und der diese Isolation überwinden wollte.

Dieser Wunsch, mit Menschen in Kontakt treten zu wollen, verdichtete sich zunehmend in eine Art Liebesgeschichte. Als Vierzehnjähriger fühlte ich mich sehr deutlich zu einem Jungen aus meiner Klasse hingezogen; unter anderem, weil er einen Vornamen aus 7 Buchstaben hatte und fast immer blaue Kleidung trug. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen, weil er ähnlich wie ich ein Außenseiter war, weil er zerbrechlich wirkte und irgendwie besonders war. Dieses Besondere wurde durch seinen Namen mit sieben Buchstaben noch unterstrichen, sowie auch durch seine Kleidung, die fast immer blau war. Er war für mich unerreichbar, vermutlich wie es jeder andere Junge auch gewesen wäre. Meine Zuneigung zu ihm wuchs mit den Gefühlen von Einsamkeit und Isolation, die ich zu dieser Zeit sehr deutlich spürte.

Schließlich, im Oktober 1978, hielt ich ein Exemplar des „Stern“ in der Hand, auf dessen Titelblatt unter der Überschrift „Wir sind schwul“ 50 Männerporträts abgebildet waren. Da der „Stern“ nicht mir gehörte, konnte ich den Artikel nur durchblättern, nicht lesen; dennoch ich hatte sofort den Gedanken, „Ja, das ist es; das ist die Erklärung für mein Anderssein“. Zugleich wurde mir damit auch klar, dass ich diesen Jungen aus meiner Klasse liebte. Mit einem Mal hatte das, was mich seit Monaten am meisten beschäftigt hatte, einen Namen: schwul. Ich verbrachte an diesen Tagen viel Zeit mit Spaziergängen, während der ich mir diese neue Theorie ausgestaltete; diese Zeit war sozusagen mein Coming-out. Die Bedeutung dieser Tage wurde noch dadurch unterstrichen, dass während dessen mein Meerschweinchen, das einzige Haustier, das ich ja hatte, gestorben war. In der Folge geriet mein neu erlangtes Schwulsein und die Liebe zu diesem Jungen in blauer Kleidung zum Mittelpunkt meines Lebens; das ganze Dorf wusste darüber Bescheid. Ich wurde obendrein beinahe zum ersten „Bundesschwulenreferenten“ einer parteinahen Jugendorganisation ernannt, mit der ich durch meine Aktivitäten für die Schülerzeitung an meiner Schule zu tun hatte. Aber zum Glück ist am Ende nichts aus dieser absurden Geschichte geworden.

Die eigentliche Geschichte ist eine andere. Es ist die Geschichte einer Liebe, die mehrere Jahre dauerte, unfähig, einen angemessenen Ausdruck zu finden, geschweige denn von irgendjemandem verstanden zu werden. Berge von Liebeslyrik, die ich in der Zeit geschrieben habe und die bis heute niemand außer mir selbst zu Gesicht bekommen hat; es war wahrscheinlich der Beginn meiner literarischen Interessen – zumindest ein wichtiger Anstoß dazu. Diese erste Liebesgeschichte ist der Prototyp aller weiteren Liebesgeschichten, die sich in meinem Leben noch einige Male ergeben haben – mit unterschiedlichen Protagonisten. Es war eine ununterbrochene Abfolge von Liebesgeschichten, bis sich das Ganze mit dem Thema Autismus getroffen hat und mich etwa 19 Jahre nach meinem schwulen Coming-out zur Erkenntnis führte, dass mir nichts anderes bleibt, als meine Isolation zu akzeptieren.

Kontakte zu anderen Schwulen fanden erst viel später statt; mein Schwulsein war lange Zeit sehr theoretisch. Ich war 21 Jahre alt und bereits 6 Jahre lang schwul bis ich mich das erste Mal in einer Situation befand, in der deutlich wurde, dass ich zu schwulem Sex – und zu Sex überhaupt – ganz und gar nicht kompatibel bin. Hier war ich wieder auf die Geschichte mit der Sexuaufklärung zurückgeworfen mit meinem Coming-out und den Theorien, die ich in diesen 6 Jahren darum herum entwickelt hatte. Und natürlich der sich zunehmend verdichtenden Erkenntnis, dass meine Sexualität anders funktionierte als bei allen anderen, auch als bei anderen Schwulen; völlig anders.

Schwul zu sein, war natürlich keine wirkliche Erklärung für mein Anderssein, es war einfach nur ein Begriff. Ich konnte „es“ benennen und hatte obendrein ein Wort in meinem Vokabular, das ich als Erklärung verwenden konnte für vieles, was ich bis dahin nicht erklären konnte. Vielmehr sollte ich sagen, „anstatt einer Erklärung“. Denn ich füllte diesen Begriff „schwul“ mit meinen eigenen Inhalten, Inhalten, die so gut wie nichts mit dem zu tun hatten, was andere unter „schwul“ verstanden. Ich füllte ihn mit meiner Sehnsucht, meine Isolation zu durchbrechen, oder mit der besonderen Rolle von Jungs, die ein spezielles Verhältnis zur Farbe Indigo hatten. Das war die Farbe meiner Sehnsucht: Indigo. Oder mit dem warmen und schützenden Gefühl, den mir mein Parka vermittelte. Aber nicht andeutungsweise mit Dingen, wie beispielsweise Sexualität. So etwas war mir damals so fremd, dass ich außer Stande war, mir darunter etwas auch nur halbwegs nachvollziehbares vorzustellen. So unwahrscheinlich es klingt, aber als ich als Einundzwanzigjähriger erfuhr, was es tatsächlich mit

der Sexualität auf sich hatte und welche Rolle sie in schwulen Beziehungen, war es ein Schock für mich. Um ein gerne benutztes Bild zu bemühen: Bis dahin lebte ich in dem Glauben, in einem fremden Land oder auf einem fremden Kontinent zu leben; und danach war ich mir sicher, auf einem fremden Planeten gestrandet zu sein, in einer fremden Galaxis. Es war diese Mischung aus Tragik und Absurdität, gepaart mit einem nicht nachlassenden Gefühl der Isolation und Vereinsamung, was mich für die folgenden Jahre in eine tiefe psychische Krise geworfen hatte. So stellte sich damit aber auch heraus, dass mein Coming-out und mein Schwulsein bei weitem nicht hinreichten, mein Anderssein zu erklären. Nachdem ich einige Jahre später wieder so etwas wie festen Grund unter meinen Füßen spürte, vor allen Dingen dank eines Menschen, der mir sehr dabei half und mein Lebenspartner wurde, stand die Frage wieder im Raum, wie sich denn mein Anderssein erklären lassen konnte. Es gab dabei viele Aspekte meines Lebens, die nach einer Erklärung suchten: Angefangen damit, dass ich psychisch wenig belastbar war und meine Wahrnehmung schnell überfordert reagierte, weiter damit, dass ich scheinbar allergisch auf fast alles Soziale reagierte, dass ich als Kind in einer völlig abgeschlossenen Welt lebte und eben meine Isolation, das Gefühl, wie unter einer Glasglocke zu leben. Es gab aber zwei Themen, die es für mich in besonderer Weise ausdrückten, zum einen meine sehr eigene Art zu lieben und zum anderen meine Unfähigkeit zu dem, was üblicherweise unter Sexualität verstanden wurde.

Ich definierte Sexualität zu der Zeit für mich als „besonderen körperlichen Zustand“, der sich durch ein intensives Wechselspiel von Spannung und Entspannung auszeichnete. Im Wesentlichen waren solche Zustände erreichbar, indem ich mich in irgendeiner Form einpackte. Eine milde Art des Eingepacktseins konnte ich über Kleidung erreichen, indem ich etwa im Winter eine dicke Jacke anhatte oder mehrere Schichten Pullover übereinander trug. Besonders angenehm war es mit Kapuze auf dem Kopf, was ich allerdings erst in meiner Jugendzeit entdeckte. Eine andere, wesentlich intensivere Weise, eingepackt zu sein, waren Fesselungen. Das hatte ich bereits als Kind entdeckt und immer wieder praktiziert, indem ich mich selbst gefesselt oder, was öfter der Fall war, mich zwischen Möbeln eingeklemmt hatte. Es ist im Grunde genommen vergleichbar mit der Druckmaschine, die Temple Grandin erfunden hatte. Auf diese Weise gelang es mir, innere Spannungen abzubauen, indem sie sich zunächst auf extreme Weise verstärkten, um dann mit einem Mal komplett zu verschwin-

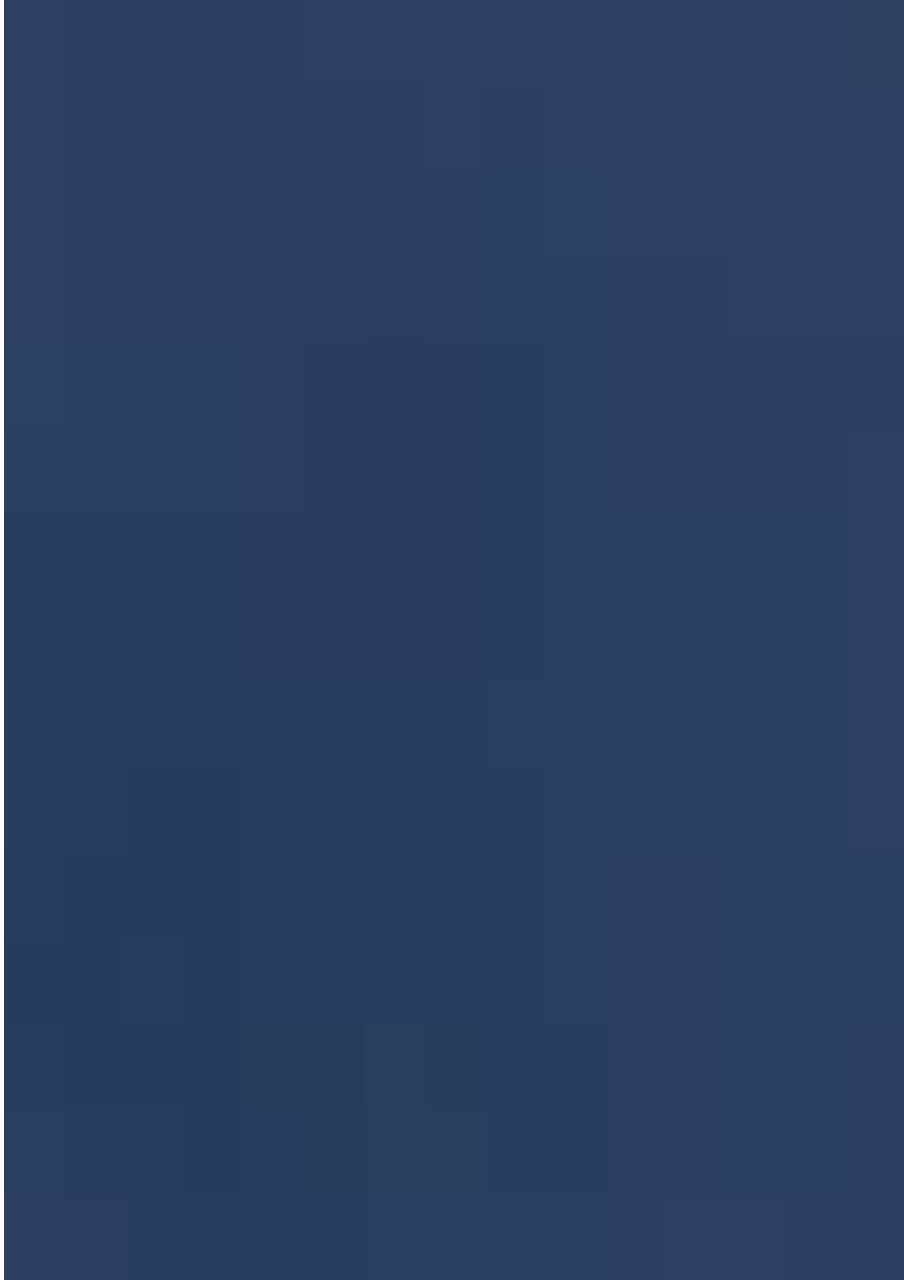


den. Ähnlich wie ein Luftballon, der aufgeblasen wird, bis er platzt. Das war das, was ich mit dem Begriff Sexualität verbinden konnte. Dass das nicht der typischen schwulen Sexualität entsprochen hatte, war mir schon längst klar geworden; aber was war es dann? Diese Frage führte zu einem „kleinen Coming-out“, als ich jemanden kennen gelernt hatte, der als Sexualität fast ausschließlich Fesselungen praktizierte. Damit konnte ich sehr viel anfangen, zumal er das Fesseln als eine Art Kunst verstand, die auch intellektuell durchaus anspruchsvoll war. Aber mir wurde recht schnell klar, dass es für meine Bedürfnislage dennoch keine passende Rubrik gab; „S/M“ passte genau so wenig wie „schwul“ und man kann „Bondage“ zwar als Hobby betreiben, aber als sexuelle Identität eignet es sich nicht wirklich. Schon gar nicht als Antwort für die großen Fragen, die mich damals bedrängten. So hatte ich über das „kleine Coming-out“ als jemand, der es mag, gefesselt zu werden, einige wirklich spannende Spannungs- und Entspannungserlebnisse, war aber dem Rätsel dieser ganzen Eigentümlichkeiten, die mein Leben ausmachen, kein Stück näher gekommen.

Die Suche ging also weiter. Zwischenzeitlich interessierte ich mich für Astrologie und stellte fest, dass ich ein „ausgeprägter Wassermann“ bin: Im Sonnenzeichen, im Aszendenten und in einem meiner Hauptplaneten (Saturn). Dazu kam noch, dass die Zeit meiner Geburt im Südwesten Deutschlands der härteste Winter des zwanzigsten Jahrhunderts war. Angeregt durch mein Erleben meiner ersten Liebe entwickelte ich eine Theorie meines Lebens, in der die Farbe Indigo im Zentrum stand – aber auch das eignete sich überhaupt nicht als Erklärung. Im Nachhinein betrachtet, hatte mein Lebenslauf selbst aber schon zu jener Zeit die Frage nach der Besonderheit meines Lebens beantwortet: 1990 begann ich, Mathematik zu studieren, und finanzierte dieses Studium damit, dass ich mit behinderten Menschen arbeitete. Da war ich 27 Jahre alt. Diese Kombination aus Mathematik und Affinität zu behinderten Menschen hatte ich aber lange Zeit nicht als den entscheidenden Hinweis verstanden, und so es sollte noch fünf Jahre dauern, bis es zu meinem nächsten und bislang letzten Coming-out gekommen war. Fünf Jahre, in denen es viele Hinweise gab und auch Menschen aus meiner Umgebung, denen ich „irgendwie autistisch“ vorgekommen war, bis sich die Indizien für mich schließlich zu einer Gewissheit verdichtete: Ich bin autistisch. Ich konnte zunächst sehr wenig damit anfangen, „autistisch“ zu sein; vor allen Dingen bedeutete es für mich, mein Leben in der Glasglocke zu akzeptieren, wozu ich zu dieser Zeit noch über-

haupt nicht bereit war. Es folgte ein weiterer gescheiterter Versuch, den Fluch der Isolation aus meinem Leben zu bannen, eine weitere Zeit massiver Depressionen und ein weiteres Mal einen Neuanfang in meinem Leben. Bis ich dann – abermals einige Jahre später – verstand, was es für mich heißt, autistisch zu sein; und bis ich es akzeptieren konnte, mit allem, was es bedeutete.

Auch das war ein Coming-out, als ich 1994 die Gewissheit erlangte, autistisch zu sein. Es geschah während eines Gesprächs, dass ich mit einer Bekannten von mir hatte, dass sich in mir mit einem Mal meine Biographie von Kindheit an bis zur damaligen Zeit zu einem Ganzen fügte. Und zwar als autistische Biographie: Meine Isolation, die menschenleere Welt meiner Kindheit, meine besondere Art der Sexualität und der Liebe, meine Affinität zur Mathematik, die Eigentümlichkeiten meiner Wahrnehmung, die Empfindlichkeiten gegenüber Geräuschen und Gerüchen und vieles, vieles mehr. Alles, was ich als meine „Person“, als mein „Selbst“ wahrgenommen hatte, fügte sich in dieses Bild eines autistischen Menschen. Das sind die Merkmale, die ich mit „Coming-out“ verbinde: Ein Moment, in dem sich eine langjährige Suche nach den Besonderheiten des eigenen Lebens verdichten, und ein Begriff oder ein Erklärungsmuster, das in der Lage ist, für diese Besonderheit zu stehen, die sich ansonsten nicht in Worte fassen lässt. Der Begriff „Autismus“ war in der Lage für sehr viel in meinem Leben zu stehen, für fast alles; dennoch war ich lange Zeit unsicher. Vielleicht spielten dann doch die negativen Erlebnisse meiner Jugendzeit eine bedeutendere Rolle in meiner Biographie, als ich es vermutete; oder auch die Tatsache, dass ich als todkrankes Kind geboren war und die ersten Wochen meines Lebens in einem Krankenhaus verbrachte. Auch mein Schwulsein hatte sich ja am Ende nicht als die hinreichende Erklärung entpuppt, für die ich sie lange Zeit gehalten hatte. So suchte ich den Kontakt zu anderen Autisten, befragte Menschen, von denen ich glaubte, dass sie es einschätzen konnten und ließ mich am Ende diagnostizieren. Aber letztendlich ist auch „Autismus“ nur ein Begriff und keine wirkliche Erklärung. Autistische Menschen sind einander ebenso wenig gleich nicht alle gleich, wie andere Menschen, und die Frage, was denn genau hinter dem „merkwürdigen Leben des Hajo Seng“ steckt, ist damit keinesfalls abschließend beantwortet. Vermutlich ist es eine Art von Frage, die nie eine Antwort finden wird und mich bis zu meinem Lebens Ende begleiten wird. Die Frage nach den Besonderheiten des eigenen Lebens lässt wohl grundsätzlich keine einfachen Erklärungen zu.



*Indigo*

## Wie autistisch bin ich?

Ich habe mich selbst Ende 1994, im Alter von noch nicht 32 Jahren und am Ende einer mehrjährigen Auseinandersetzung mit diesem Thema als autistisch diagnostiziert; „Fremddiagnosen“ folgten einige Zeit später. Ich habe keinen Behindertenausweis und nehme auch keine „Sonderrechte“ in Anspruch. Früher allerdings hätte ich so etwas gut gebrauchen können, aber das ist ein anderes Thema. Worauf ich hinaus will, ist, dass mir mein Wissen, autistisch zu sein trotzdem unglaublich viel genutzt hat. Mit dieser Erkenntnis Mitte der 1990er Jahre habe ich plötzlich die Probleme verstanden, mit denen ich, seit ich mich erinnern kann, zu tun habe. Das hat mir geholfen, diese Probleme soweit in den Griff zu bekommen, dass ich seither wenigstens annähernd so etwas wie ein „normales Leben“ führen kann. Ich hatte beispielsweise im Jahr 2000 – mit Ende 30 – das erste Mal einen richtigen Job; bis dahin hatte ich – das hatte mein damaliger Therapeut so ausgedrückt – in einem Zustand weitgehender und nicht nur sozialer Verelendung gelebt. Zwar möchte ich das gerade auch im Nachhinein nicht missen, denn es hat mir viele wertvolle Lebenserfahrungen gebracht, von denen ich jetzt profitiere. Aber es war alles andere als angenehm oder leicht. Die Erkenntnis, autistisch zu sein, hatte mir deutlich gemacht, dass ich mein Leben völlig falsch organisierte, weil ich mich selbst völlig falsch einschätzte. Ich hatte auch gelernt, u.a. auch durch Temple Grandin, welche Potentiale in meinem Autistischsein stecken und wie ich sie nutzen kann. Aber auch andere Menschen, die mit mir zu tun hatten, konnten mich besser einschätzen (etwa, wenn ich sie nicht grüßte, weil ich sie nicht erkannte), wenn sie um meinen Autismus wussten. Ich würde sagen, autistisch zu sein, ist einer der wichtigsten Erkenntnisse in meinem Leben gewesen.

Das Bild einer gläsernen Mauer, die einen unüberwindbar von anderen Menschen trennt, halte ich als Bild für Autismus sehr treffend, weil es etwas sehr Grundlegendes zeigt. Nicht nur für den Autismus, sondern auch für die Autisten. Diese Isolation ist nicht nur „irgendetwas“, es ist „das Ding“ in einem autistischen Leben; darum dreht sich im Wesentlichen alles – auch bei mir. Spätestens als Zehnjähriger wusste ich, dass das mit den Freundschaften bei mir überhaupt nicht funktionierte; im Sexualkundeunterricht lernte ich, dass auch Sexualität mir völlig fremd war. Einige Zeit später wurde mir klar, dass mein Konzept der Liebe, das im Wesentlichen aus dem Wunsch bestand, meine Iso-

lation zu überwinden, sich grundlegend von dem anderer unterschied; und als Einundzwanzigjähriger lernte ich, dass ich mich nicht einmal ansatzweise auf das einlassen konnte, was gemeinhin unter „Sexualität“ verstanden wird. Ich glaube, dass Autismus tatsächlich eine besondere, alle Lebensbereiche durchziehende Qualität hat. Ich glaube auch, dass selbst der sogenannte „milde“ Autismus (ein Begriff, den ich in diesem Zusammenhang für sehr unpassend halte) eine Qualität hat, die einen selbst und/oder die Umwelt bereits in der Kindheit an Behinderung mindestens denken lässt. Aber das ist mein Glaube, der sich aus meinen Erfahrungen und Auseinandersetzungen mit dem Thema nährt. Vielleicht muss auch akzeptiert werden, dass nicht alle bei „Autismus“ an das gleiche denken.

Ich habe mich inzwischen recht ausgiebig mit den beiden Artikeln von Leo Kanner und Hans Asperger aus den 1940er Jahren beschäftigt, auch weil ich beide Artikel als wissenschaftliche Artikel für besonders halte – und mich gerne mit Wissenschaftsgeschichte beschäftige. Beide Autoren kommen – wenn auch in etwas unterschiedlicher Weise – auf vier zentrale Kriterien, die das ausmachen, was sie unter „Autismus“ verstehen:

1. Deutliche und spezifische soziale und kommunikative Beeinträchtigungen, sogenannte „Bindungsstörungen“
2. Ein mehr oder weniger ausgeprägter Hang zum Gleichbleibenden (Routinen, Stereotypen)
3. Ungewöhnliche, spezifische und „wenig funktionale“ Fähigkeiten und Interessen
4. Eine gute Prognose

Tatsächlich stehen bei beiden die 1. und 3. Kriterien im Zentrum ihrer Beschreibungen, wohl auch, weil beide insbesondere von den Fähigkeiten und Interessen ihrer „Schützlinge“ fasziniert waren; diese zeigten bei Asperger alle, bei Kanner 10 von 11 Kindern deutlich. Aber eben auch, weil es das ist, was das von ihnen beschriebene Syndrom erst zu einem Syndrom macht, weil da Dinge zusammen kommen, die die in dieser Kombination ungewöhnlich wirken. In die Diagnosekriterien nach ICD und DSM sind dagegen im Wesentlichen 1. und 2. eingegangen, was meiner Meinung nach die Ursache für die derzeit bestehende diagnostische Verwirrung bildet. Ich bin überzeugt, dass, wenn alle vier

oben genannten Aspekte in der Diagnostik berücksichtigt würden (zusätzlich zu grundlegenden Aspekten, wie, dass Autismus nicht erworben wird und dass er – wie ich es oben angedeutet hatte – etwas „tiefgreifendes“ ist), diese wesentlich schärfer und eindeutiger wäre, als sie es jetzt ist. Das hätte auch – darauf gehe in am Schluss noch ein – Auswirkungen auf die Glaubwürdigkeit von Prävalenzzahlen.

Insgesamt stellt sich zur Zeit die Situation denkbar desolat dar. Es gibt wenig Ärzte oder Anlaufstellen zur Abklärung mit zum Teil absurden Wartezeiten (bis über ein Jahr, habe ich mir sagen lassen) und oft auch wenig validen Ergebnissen. Es gibt ja nicht wenige Abklärungen, die am Ende mit einem „vielleicht“ resultieren oder Diagnosen mit kaum nachvollziehbaren Argumenten stellen oder auch nicht stellen. In der Selbsthilfegruppe bekomme ich da manchmal wirklich haarsträubende Geschichten zu hören. Ich finde, dass unabhängig von der Frage, ob zu viele oder zu wenige Diagnosen gestellt werden, in diesem Bereich noch viel getan werden muss; nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder und Jugendliche, die zum Teil vor ähnlichen Schwierigkeiten stehen.

Ein weiterer Gedanke, den ich ausformulieren möchte, betrifft das Thema „Autismus und Fähigkeiten“, ein Thema, womit ich mich seit einigen Jahren intensiv beschäftige, auch weil es in meiner Biographie recht tief verankert ist. Man könnte zu diesem Thema ausgesprochen umfangreiche Forschungen betreiben, weil es außerordentlich vielschichtig ist. Ich habe die Hoffnung, dass diese Forschungen auch noch betrieben werden, denn ich bin mit Temple Grandin absolut der Meinung, dass die Integration autistischer Menschen in die Gesellschaft damit steht und fällt sozusagen, wie autistische Menschen in der Lage sind bzw. in die Lage gesetzt werden, ihre Potentiale zu entfalten. Und ich meine da grundsätzlich alle autistischen Menschen und bin mir auch bewusst, welchen Anspruch ich da formuliere. Aber nach meiner Erfahrung betrifft das Thema „Autismus und Fähigkeiten“ nicht nur einen kleinen Teil hochbegabter Autisten, sondern berührt den Kern des Autismus.

Bereits Leo Kanner erwähnte in seinem Artikel aus dem Jahr 1943 einen Zusammenhang, der merkwürdiger Weise bislang in der Wissenschaft kaum untersucht wurde: Den zwischen dem Hang zu Routinen und Stereotypen und dem spezifisch autistischen Hang zu oft sehr spezialisierten Interessen. Das spezifisch Autistische, was dahinter steckt, sind Stresserleben, innere Span-

nungen und „schwierige“ Emotionserfahrungen, für die autistische Menschen besondere Bewältigungsstrategien benötigen. Routinen, Stereotypen und das Verfolgen von Interessen stellen genau solche Strategien dar, die unterschiedlich gut funktionieren. Dazu kommen dann natürlich auch Strategien, wie sie beispielsweise in Temple Grandins „Drückmaschine“ realisiert wurden. Die Qualität solcher Stressbewältigungsstrategien bemisst sich dabei wesentlich daran, wie stabil die resultierenden Kompensationsmuster sind; im ungünstigen Fall leben die Menschen permanent am Abgrund einer drohenden Dekompensation. Entscheidend ist aber, dass das Verfolgen spezieller Interessen in aller Regel ein außerordentlich stabiles Kompensationsmuster darstellt, weil es den Menschen ermöglicht, ihre – oft speziellen – Fähigkeiten darzustellen und auszubauen.

In meinem Erleben gibt es entsprechend ein ganzes Spektrum solcher Stressbewältigungen, die zum Teil auch auf meinen eher mathematisch orientierten Interessen aufbauen. Das reicht vom Schaukeln über (oft hundertfach) wiederholtes Sortieren von Spielkarten, Gruppieren von Telefonbucheinträgen (etwa nach Zahl der Buchstaben im Namen) oder dem „Überfluten“ mit tausenden von ähnlichen Bildern über die Primzahlzerlegung von Uhrzeiten oder Nummernschildzahlen im Kopf bis hin zu meinen „privaten“ Forschungen auf dem Feld der Mathematik und Psychologie. Das ganze Spektrum von Handlungen, die eindeutig als „stereotyp“ klassifiziert würden, bis hin zur „echten“ Wissenschaft ist mir da geläufig; obendrein auch Reize vergleichbar mit Temple Grandins Maschine. Dabei kann ich auch eindeutig sagen: Je schlimmer die zu bewältigenden Stressoren und Spannungen sind, desto stereotyper sind auch meine Bewältigungsmuster – und auch instabiler. Autistische Menschen zu ihren Interessen und Fähigkeiten zu führen, ist daher nicht nur ein Weg der gesellschaftlichen Integration, sondern auch ein Weg zu effektiverer und stabilerer Stressbewältigung und damit zur Steigerung ihrer Lebensqualität.

Hans Asperger klassifiziert die von ihm beobachteten autistischen Interessen als zwar qualitativ anspruchsvoll und intellektuell „hochstehend“, aber auch als weitgehend nutzlos. Dabei führt er das, wie ich finde, auch etwas entlarvende Beispiel von der Mondfahrt an; dass eine derart „abwegige“ Vorstellung bereits 25 Jahre später in die Tat umgesetzt wurde, zeigt, wie schwierig solche Beurteilungen als nützlich oder nutzlos tatsächlich sind. Es zeigt auch, dass diese Gesellschaft überhaupt ein Problem dadurch hat, dass jetzt die Nützlichkeiten

von Ideen beurteilt werden müssen, die noch überhaupt nicht absehbar sind. Im Vergleich zur Zeit der ersten Mondlandungen tendiert man heutzutage zu einer ziemlich engen Nützlichkeitsvorstellung. Autistische Fähigkeiten und Interessen dagegen zeigen deutlich auf, was der Gesellschaft durch eine solche Engführung des Nützlichen verloren geht. Warum soll denn nicht jemand, die/der beispielsweise gestützt kommuniziert und keine zwei Minuten auf einem Stuhl verweilen kann, nicht auch die Möglichkeit haben, zur Entwicklung beispielsweise von Wissenschaft ihren/seinen Teil beizutragen – auch dann, wenn sie/er nicht gerade Newtons Lehrstuhl innehat wie Stephen Hawkins?

Wie ich oben angeführt habe, gehört bei Kanner und Asperger die gute Prognose mit den entscheidenden Elementen des Autismus; insbesondere zur Differenzialdiagnostik gegenüber (erworbener) psychischer Störungen (etwa aus dem schizophrenen Formenkreis) ist dieser Aspekt bedeutend. Diese „gute Prognose“ bedeutet in der Praxis, dass autistische Menschen mit zunehmendem Alter ihren Autismus immer besser kennenlernen, besser damit umgehen und geeignetere Kompensationen finden können. Deswegen kann ich als Mitarbeiter des wissenschaftlichen Dienstes einer Universitätsbibliothek jetzt, mit annähernd 50 Jahren, etwas tun, was ich mit 30 nicht ansatzweise konnte: In einem halbwegs geschützten Rahmen einen regulären Beruf ausüben. Eine solche Entwicklung steht allen autistischen Menschen offen, wenn sie nicht daran gehindert werden; das ist ein Aspekt ihres Autismus. Ich möchte dieses Thema wirklich nicht politisch diskutieren, aber ich denke, wir müssen auch die gesellschaftlichen Mechanismen mit einem kritischen Blick betrachten, die verhindern, dass autistische Menschen oft wenig Chancen haben, ihre Potentiale zu entfalten. Dass es so ist, halte ich nicht für selbstverständlich.

Dazu kommt, dass das Thema, wie man quasi ein autistisches Leben auch adäquat lebt, etwas, was autistischen Menschen in der Regel nicht gelehrt wird. Viele müssen von selbst lernen, wie sie mit ihrem Denken, ihrer Wahrnehmung, ihren Gefühlen etc. umgehen, mit der Erfahrung, dass für sie die Erfahrungen nicht autistischer Menschen nutzlos und die Erfahrungen autistischer Menschen nur in Ausnahmefällen zugänglich sind. Wo aber die Erfahrungen autistischer Menschen zugänglich sind, kommen ihnen wiederum die außerordentlich effektiven Möglichkeiten der Wissensübertragung zu Gute, die autistisches Denken mit sich bringt. Das möchte ich hier jetzt allerdings nicht ausbreiten, weil es nicht mehr direkt zum Thema gehört. Das, was wir in Hamburg bei aut-



Worker machen, stellt so etwas wie ein Feldversuch zu genau dieser Thematik dar. Dabei ist es so, dass keineswegs nur hochbegabte Autisten die entsprechenden Veranstaltungen besuchen und sozusagen an dem Feldversuch teilnehmen. Hier ist vielmehr das ganze Autismusspektrum zu treffen, von nicht oder gestützt sprechenden Menschen bis zu Hochbegabten; das Gros der Menschen sind aber „ganz normale“ und – für autistische Verhältnisse – „normal begabte“ autistische Menschen, die innerhalb der aktuell bestehenden Vorstellungen meistens in das „Asperger Muster“ fallen. Viele von ihnen sind um 20 Jahre alt, am Einstieg ins Berufsleben, und lernen hier, dass Behinderung eben nicht absolut ist und dass ihr Autismus darüber hinaus ein Potential darstellt, das darauf wartet, in ihrem Leben zur Entfaltung zu kommen.

Als Fazit zum Thema Diagnostik würde ich zusammenfassen, dass das bestehende Dilemma in meinen Augen Ausdruck einer Unschärfe in dem Autismusverständnis und insbesondere auch in der Diagnostik ist. Diese Unschärfe rührt daher, dass sich dabei zu sehr ausschließlich auf die vermeintlich defizitären Aspekte der Symptomatik konzentriert wird und damit wichtige konstituierende Aspekte zu wenig berücksichtigt werden. Dieses strukturelle Problem wird durch den schweren Zugang zu qualifizierten Diagnosen und den Mangel an qualifizierten Fachleuten noch verstärkt. Ob dabei zu viele oder zu wenige Diagnosen gestellt werden, halte ich dabei für eine eher unwesentliche Fragestellung. Wesentlich halte ich eher, dass zu häufig nicht richtig diagnostiziert wird. Etwas polemisch könnte ich meinen Eindruck mit der Feststellung beschreiben, dass für Erwachsene Selbstdiagnosen zur Zeit die verlässlichsten Diagnosen zu sein scheinen.



*Ein Kindergartenbild von meinem Bruder (links oben) und mir (rechts unten)*



# Autismus

*Drei kurze Texte, die ich zwischen September 1994 und November 1995 geschrieben habe. Sie zeigen meine Auseinandersetzungen mit der Gewissheit, autistisch zu sein, die ich im Herbst 1994 erlangt habe. Interessant ist an dem Text, dass zu dieser Zeit mein Wissen über Autismus fast ausschließlich aus meiner eigenen Erfahrung bestand.*

## November 1995

Autismus ist absolut. Es ist kein Merkmal, kein irgendwie Anderes, das in mich eingetreten wäre, was mich befallen hätte, keine Krankheit, kein Zustand: es bin ich. Ich bin nicht autistisch, ich bin Autist. Es gibt kein Vorher oder Nachher, es ist nicht entstanden, es wird nicht verschwinden. Auch jetzt, da ich im Wesentlichen in einer nicht-autistischen Welt lebe, ist sie wieder autistisch, weil sie fremd ist, für mich in keiner Weise aneigenbar; es ist immer präsent: in jeder Regung, jeder Bewegung, jedem Gedanken. Die engste mögliche Beziehung zu dieser fremden, nicht autistischen Welt ist die eines Forschenden, eines das fremde Eigenartige Betrachtenden – Neugier ist ein sehr wichtiges Mittel, mich in dieser nicht autistischen Welt zu halten. Es ist weder Leben noch Tod, nichts dazwischen und nichts darüber oder darunter. Die autistische Welt befindet sich zwar in der nicht autistischen, so wie sie diese nicht-autistische Welt auch enthält; dennoch sind beide Wirklichkeiten grundverschieden, unvorstellbar verschieden, unvorstellbar auch für mich, der mit beiden Welten Kontakt hat. Autismus steht über dem Denken und Reflektieren, und steht auch über dem Körperlichen: mein Körper ist ein autistischer Körper, wie mein Denken autistisch ist, meine Wahrnehmung, mein Empfinden: es umfasst mich mit all meinen Attributen, nichts, was sich davon abtrennen ließe.

Meine – bewusste – Geschichte als Autist ist kurz, 1 Jahr ungefähr alt. Der Gedanke, ich könnte Autist sein – vage angedacht – existiert schon länger, ein paar Jahre schon; ausgelöst vor allen Dingen immer dann, wenn ich typische „autistische Züge“ und Verhaltensweisen an mir entdeckte, oder mir meine wieder ausgegrabene Vergangenheit Hinweise darauf lieferte. Vor einem Jahr, im Gespräch über meine Kindheitserfahrungen, wurde dieser Gedanke Gewissheit. Bis vor vielleicht 5 bis 6 Jahren hatte ich so gut wie keine Erinnerungen an

meine ersten 15, 16 Lebensjahre. Vereinzelt, sehr wenige und noch dazu traumartig abstrakte Fetzen, die sich kaum konkreten Zeiten oder Begebenheiten zuordnen ließen. Erfahrungen mit psychoaktiven Substanzen haben mir dann Zugänge eröffnet & Wege gezeigt, nach & nach Bilder, Klänge, Gefühlsregungen als Erinnerungen hervorzubringen und zueinander in Beziehung zu setzen. Eine wichtige Voraussetzung für die Erforschung meiner Vergangenheit. Eine andere Quelle für mein Forschungsprojekt geht von einer Begegnung aus, die ich vor fünfzehn Jahren mit einem Menschen hatte, der anders, vollkommen anders ist als alle anderen Menschen, denen ich bis jetzt begegnet bin. Anders, weil zu ihm sofort, auf den ersten Blick sozusagen, ein völlig anderer Bezug vorhanden war: ein Nicht-Fremder, ein Mensch ohne dieser Eigenschaft, mit der ich bis dahin ich und nicht-ich voneinander unterschieden habe. Es gibt nichts Nicht-Fremdes, denn mich gibt es nicht. An jenem Tag vor fünfzehn Jahren doch. Ich lernte ihn kennen und betreibe meine wesentlichen Forschungen mit ihm. Bis heute. Ich habe eine Beziehung aufgebaut zu einer mir fremden Welt als Forschender, der außen wie innen, fremd wie intim nach seiner Vergangenheit forscht, auf der Suche nach dem, was sich wie ein Schatten über sein Leben deckt, seine Herkunft im Dunkeln lässt. Eine Suche, wie ich sie seit Beginn meines erinnerten Lebens kenne, seit 17 Jahren nunmehr, die vor ungefähr 6 Jahren zu einer systematischen Forschung wurde. Seit einem Jahr ein Ergebnis, dass es da etwas gibt, was einen Namen hat: Autismus – es ist benennbar geworden. Autismus heißt, seinesgleichen nicht finden zu können, sich nicht finden zu können, keinen Kontakt, der über eine sanfte Berührung mit der eigenen Hand im Traum hinausginge.

Diese Suche hängt natürlich eng zusammen mit der Frage nach der Verbindung zwischen den beiden Wirklichkeiten in mir, der autistischen und der nicht-autistischen. Die Antwort ist zunächst sehr einfach: Es gibt keine erfahrbare Verbindung. Wie es auch keine erfahrbare Verbindung gibt zwischen Leben und Tod. Der Umstand, dass die eine Welt in mir so gestaltet ist, dass sie außer mir selbst keine Daseinsform zulässt, hat mich lange Zeit diese Verbindungslosigkeit leben lassen. Bis ich meine Möglichkeiten zur Erfahrung hinreichend erweitert hatte, um über diese Grenzen hinweg hinaus gelangen zu können: bis ich Hajo traf, der – ich / nicht-ich – meine duale Ordnung gründlich durcheinander brachte; bis ich dann auf immer weitere Verbindungen gestoßen bin, in der Kunst (Henri Michaux), in buddhistischen Lehren, in der Mathematik.

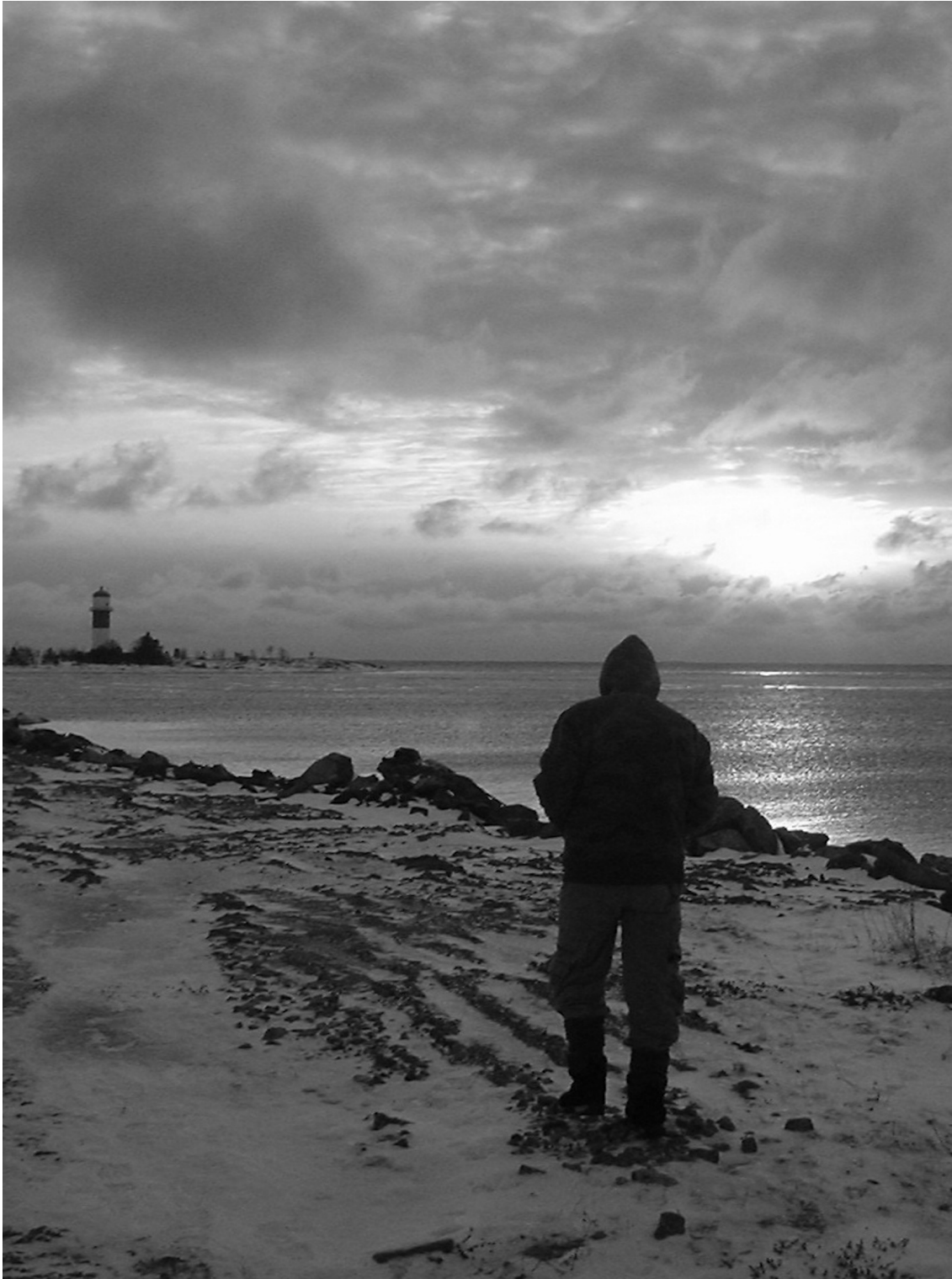
Dieser autistischen Dualität entspricht eine grundsätzliche Dualität dieser Gesellschaft: der von – wie es in chinesischen Philosophien heißt – Zeichen und Bild. Eine einsame, nicht aus sich heraustretende Welt von Bildern und die Sprache: Zeichen, durch die sich eine (mit-) teilbare Welt erst herstellt. Die Möglichkeiten eines Umgangs in einer solchen Dualität reichen offensichtlich von einem fast vollständigem Verdrängen des Bild-ich aus dem Bewusstsein bis zu einem völlig von der Bilderwelt eingenommenen ich, das keine äußeren Verbindungen mehr kennt.

## **Juli 1995**

„Mein“ Autismus äußert sich, seit ich in „dieser“ Welt lebe, auf grundsätzlicher Ebene in einem Krieg zwischen mir und meinem übermächtigen Bewusstsein, das mit seinen Bilderfluten, seinen nadelspitzen Blicken sich meiner zu bemächtigen versucht, alles, alle Möglichkeiten, Ereignisse vorweg denkt, mir keine Entscheidungen, Wahlen, nichts lässt. Ein Bewusstsein, das für eine absolut hermetische Welt steht, ohne Kontakt zu irgendeinem Außen. Im Alter von etwa 15 Jahren geriet ich sehr schnell in diesen manifesten Krieg, erfuhr einen Schlag nach dem anderen, mich nur mühsam nach jeder Niederlage erholend, und ich lernte auch recht bald, nach 2 Jahren vielleicht, den Alkohol als Wundermittel kennen, als wirkungsvolle Waffe, dieses Bewusstsein zu bekämpfen, den Schlaf wiederzufinden, langsam die – auch körperlichen – Wunden, die es mir zugefügt hat, abheilen und vernarben zu lassen. Das Ende der Schlacht wurde sichtbar, da war ich 22, 23 Jahre alt. Ich war zerschlagen, ein Wrack, ernährte mich von Bier und Schnaps, schlief nicht mehr; kein Ort mehr, wohin ich den Ängsten, die mich überfielen, entkommen konnte, den Schmerzen, dem Angewidertsein, dem Entsetzen. Das Ende, die Kapitulation, war der Anfang für das, was ich als „Da fing ich an zu leben“ in meiner Biographie vermerke. Langsam, es war ein durchaus auch unangenehmer Prozess, eine enorme Anstrengung. Ich schloss ein Waffenstillstandsabkommen mit meinem Bewusstsein: es lässt mich leben und ich gebe ihm in diesem Leben einen im gebührenden Platz. Ganz einfach.

## September 1994

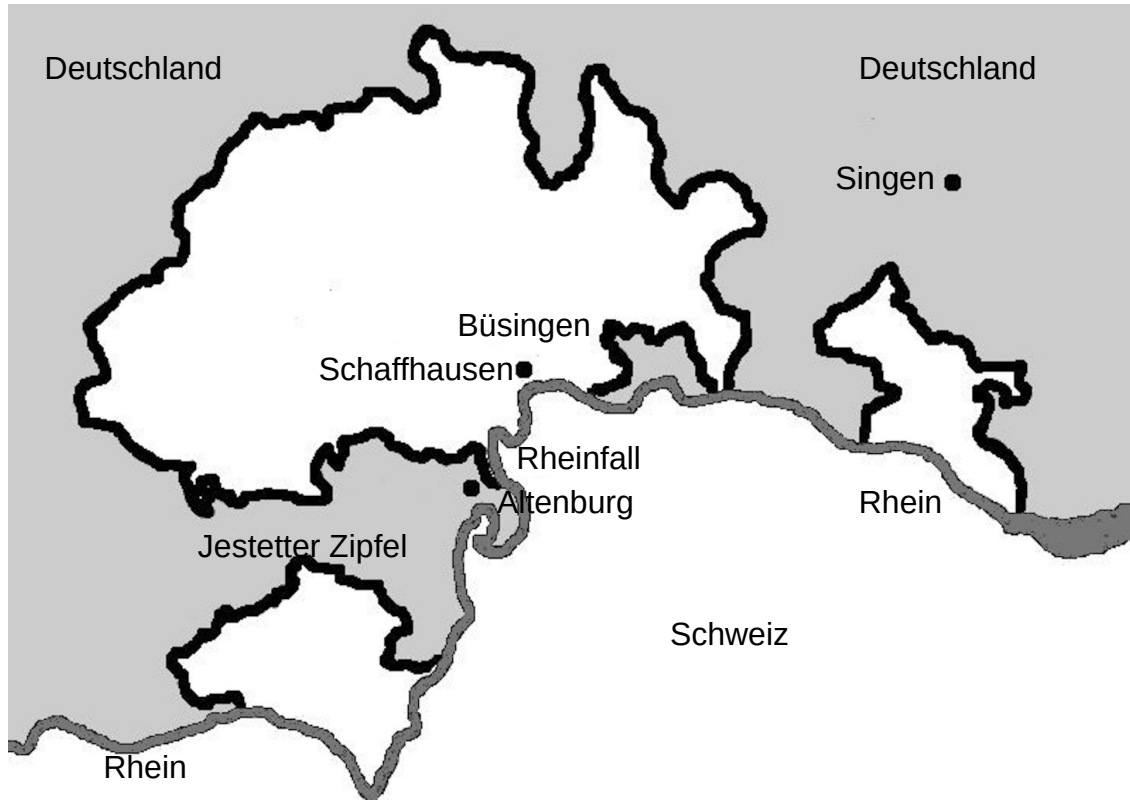
Die Bilder bedrängen mich, dringen augenblicklich bis in jedes Nervenende, nehmen sie vollkommen in Beschlag, sodass jede noch so kleine Bewegung äußerste Konzentration & Anstrengung bedeutet. Auch das Augen-offen-halten; ich versuche, die Augen offen zu halten, um nichts zu sehen, mit geschlossenen Augen mittendrin im Schattenjagen, dringen die Bilder durch die Haut in mich, ich kann sie fühlen, hören, sie lähmen mich, mit geöffneten Augen kann ich sie aber nicht sehen. Ich lege mich hin, um „Ich ergebe mich“ zu signalisieren, „Ich bin bereit“. Ich bin nicht bereit, überwältigt, aber nicht bereit. Ein Gefühl von Fallen in meinem Bauch, das sich durch den ganzen Körper ausbreitet; vibrieren, ein Gefühl von ungeheurer Beschleunigung; die Bilder verschwinden als Fetzen, ich tauche in eine Stille, die mehr ist als das Nichtvorhandensein von Geräusch, eine Stille, als würde mit einem Mal der Schall, das Licht um mich herum geleitet. Die Haut gefühllos, wie mit Leder bedeckt. Dem Sinnespektakel entkommen. Der Schmerz ein gefühlloser Schmerz, Trennungsschmerz. Erinnerung an vielleicht die erste Reise dieser Art, erste Erinnerung an dieses Leben überhaupt: Erinnerung an meinen Körper, der schräg von oben, aus vielleicht vier, fünf Metern Entfernung, und auch da schon dieser stumme, gefühllose Schmerz, der bewegungslose Körper, der sich entfernende Blick. Ich nenne diese Erinnerung „Steinhaufenjunge“, weil ich mich da auf einem Haufen Pflastersteine sitzen sehe, Tränen aus den Augen rinnen sehe, mechanische Tränen. Der Körper wie tot, kalt atmend.



Blick zurück



# Weltenwurf



Zur Zeit meiner Geburt lebten meine Eltern in einem etwas abgelegenen Haus in der Nähe eines Dorfes, Altenburg, auf der deutschen Seite der Grenze zur Schweiz bei Schaffhausen. Der Grenzverlauf hat in dieser Region eigenartige Verschlingungen; sogar eine kleine Enklave gibt es da, Büsingen, das zwischen den Kantonen Schaffhausen und Zürich liegt. Wenn die Schweizer Kantone hier mit einbezogen werden, gleicht diese Gegend einem Flickenteppich, der sich aus Baden in Deutschland und den Schweizer Kantonen Schaffhausen, Thurgau und Zürich zusammensetzt. Altenburg liegt im so genannten „Jestetter Zipfel“, der wie eine Halbinsel in die Schweiz ragt und an die Kantone Schaffhausen und Zürich grenzt. Dass meine Eltern direkt an der Grenze wohnten, kam daher, dass mein Vater als Zollbeamter tätig war. Auch nachdem meine Eltern wenige Jahre nach meiner Geburt nach Lörrach gezogen waren, wohnten wir in einem Haus, das direkt an der Schweizer Grenze gelegen war,

beim Zollamt Lörrach-Stetten. Das Haus, ein typisches „Mietskasernenhaus“, war nur wenige Meter von der Grenze entfernt. Ich fand es als Kind immer sehr reizvoll, diese imaginäre Linie zu übertreten, sei es an offiziellen Stellen oder unbemerkt an „geheimen“ Stellen, wie kaputten Zäunen. Damals war ich sowohl in einem eher wörtlichen als auch in einem übertragenen Sinn bereits ein Grenzgänger. Reizvoll fand ich auch die Bahnlinie, die direkt an unserem kleinen Garten vorbei führte. Besonders spannend war, Gegenstände auf die Gleise zu legen und von den Zügen plattformen zu lassen.

Sieben Jahre lang hatten meine Eltern versucht, ihren Kinderwunsch zu verwirklichen, bis es endlich funktioniert hatte. Woran es gelegen hatte, dass es so lange dauerte, hat sich nie herausgestellt. War es die Traumatisierung, die meine Mutter während und nach dem zweiten Weltkrieg erlebt hatte? Ihre Jugend, die ihr gar keine Möglichkeit gelassen hatte, ihre Möglichkeiten und Wünsche zu entfalten? Statt Zuhause und Schulbildung Umsiedlungen, Flucht und Entbehrungen, die meine Mutter in der Zeit des zweiten Weltkrieges und danach erlebte; herausgerissen aus einer heilen Welt im Donaudelta, um dann im deutsch besetzten Polen die Schrecken des Krieges und des Naziregimes zu erleben, den frühen Tod ihrer Eltern und der meisten ihrer Brüder. Die Diskriminierung nach dem Krieg als Flüchtling. Viele, sehr viele Jahre später hatte ich erlebt, wie sie einen Nervenzusammenbruch erlitt, als sie in einem Spielfilm Bilder aus dem Ghetto von Lodz gesehen hatte. Auch sie war in Lodz während dem zweiten Weltkrieg und hatte dort Dinge gesehen, über die sie bis dahin nie geredet hatte. Die nachkriegsdeutsche Kultur des Verschweigens hat auch sie nachhaltig traumatisiert.

Oder diese eigentümliche Geschichte dreier Brüder, die als Kriegswaisen aufwuchsen und deren ältester mein Vater ist. Sein einer Bruder, der seine bürgerliche Existenz, Familie mit Kindern, Haus und eine gesicherte Anstellung als Beamter, für alle unerwartet aufgegeben hatte, um dann mehrere Jahre lang als Obdachloser zu leben und schließlich auf der Straße zu sterben, vermutlich an den Folgen übermäßigen Alkoholkonsums. Der andere, der, selbst Millionär, meinen Vater und seine Kinder, also auch mich, für Versager hält und entsprechend behandelt. Ihre Mutter, meine Großmutter, hatte ihren Mann im zweiten Weltkrieg verloren; sie hatte nicht nochmal geheiratet und statt dessen heimatlose Katzen aufgenommen. Eigenartigerweise bin ich ziemlich der einzige gewesen, der sich gut mit ihr verstanden hatte; sie war noch eine „echte“ Bäuerin

– und zog die Kommunikation mit ihren Katzen der mit Menschen eindeutig vor. In dem Dorf, in dem sie lebte, war sie geächtet – warum, habe ich nie genau erfahren.

Vielleicht waren es auch die ärmlichen Verhältnisse, in denen sie lebten und der Umstand, dass beide arbeiten mussten, weil das Gehalt meines Vaters nicht reichte, meine Mutter mit zu ernähren. Meine Mutter arbeitete bis zu meiner Geburt in Schaffhausen, wo sie für damalige Verhältnisse recht gut verdiente. Aber es war im Grunde genommen von vornherein absehbar, dass meine Eltern sich ein Kind eigentlich gar nicht leisten konnten, erst recht nicht mit dem Anspruch, dass meine Mutter dann, mit Kind, nicht mehr arbeiten sollte. Am Ende löste sich das Problem, indem mein Vater eine bessere Stelle bekam und wir nach Lörrach zogen. Fast fünf Jahre nach meiner Geburt wurde mein Bruder geboren. Das war nicht geplant und brachte meine Eltern in eine ökonomische Krise. Mein Vater wechselte vom Zoll zum Finanzamt, das allerdings nicht in Lörrach war, sondern in Freiburg, etwa 60 Kilometer entfernt. Bevor meine Mutter, mein Bruder und ich nachzogen, pendelte mein Vater eineinhalb Jahre lang zwischen Arbeits- und Wohnort, wo er sich nur am Wochenende aufhielt. Später wird meine Mutter erzählen, dass sie meinen Bruder trotz Einnahme der Pille bekommen hatte. Anders als ich, der gleich nach der Schule das Elternhaus verlassen hatte, blieb mein Bruder und verweigert die Loslösung.

Meine Geburt fand im Januar 1963 statt, am letzten Tag in jenem Januar, bei Tagesanbruch. Dieser Winter, in dem ich geboren wurde, war in Süddeutschland, wo meine Eltern damals lebten, ein sehr kalter Winter, ein Jahrhundertwinter. In der Schweiz wird so ein Winter, in dem selbst der Zürichsee so zufriert, dass er begangen und befahren werden kann, „große Gfrörne“ genannt. Die letzte große Gfrörne vor 1963 gab es 1929, davor erst wieder im neunzehnten Jahrhundert. Anders als 1929 war im Winter 1963 auch der Bodensee komplett zugefroren – das war davor zuletzt 1830 der Fall. Drei Monate Dauerfrost gab es im Winter 1962/1963, bis -20 Grad: Der Bodensee war sechs Wochen lang zugefroren in diesem Winter meiner Geburt.

Geboren wurde ich im Singener Krankenhaus, was in Deutschland das nächstgelegene war. Gleich nach meiner Geburt stellte sich heraus, dass ich sehr krank war, todkrank. Ich hatte einen Magenpfortnerverschluss und war zu schwach, um operiert werden zu können. Die Ärzte in Deutschland gaben mir

keine Chance zum Überleben; aus ihrer Sicht war mein baldiger Hungertod unabwendbar, da ich keine Nahrung aufnehmen konnte. In der Schweiz aber kannte man auch damals schon nicht nur diese schulmedizinische Perspektive. Das Kantonsspital Schaffhausen arbeitete auch mit Naturheilverfahren und stellte sozusagen den Strohhalm dar, den meine Eltern damals in ihrer Not ergriffen. Dort verbrachte ich die ersten sechs Wochen meines Lebens – während nicht weit davon entfernt der Bodensee von einer dicken, befahrbaren Eisschicht bedeckt wurde – und überlebte; ohne Operation. Ich hatte in der Folge noch einen Nabel- und einen Leistenbruch; es dauerte fast zwei Jahre, bis ich mich einigermaßen von meiner Geburt erholt hatte. Aber ich habe nie ein entspanntes Verhältnis zu meiner Verdauung erhalten können. Bis heute erinnern mich häufig auftretende Darmkrämpfe an die Zeit nach meiner Geburt – die Aufnahme von Nahrung ist für mich untrennbar mit dem Tod verknüpft.



*Der Rhein bei Konstanz wenige Tage nach meiner Geburt*

Eine andere, allerdings weniger direkte, Erinnerung an meine Geburt ist das, was inzwischen zu einer chronischen Nebenhöhlenentzündung geworden ist. Bereits als Kind war meine ständig laufende Nase (und meine Angewohnheit, oft in der Nase zu popeln und den „Popel“ anschließend gerne auch zu essen), so sehr aufgefallen, dass meine Polypen entfernt wurden. Das stand in einem gewissen Gegensatz zu meiner psychischen Zuneigung für kaltes Klima, für die es sinnbildlich Fotos gibt, die mich im Altern von vier oder fünf Jahren zeigen,

wie ich bei sichtbar kaltem Wetter in einem geschlossenen Freibad bade. Aber schon in meiner Jugendzeit musste ich lernen, dass es besser ist, im Winter meinen Kopf vor Kälte zu schützen, wenigstens mit einer Mütze oder einer Kapuze. Ich hatte danach immer wieder versucht, dieses Schutzbedürfnis zu ignorieren, was aber auch immer wieder zu einer spürbaren Verschlechterung meiner Sinusitis geführt hatte. Zwei Mal war sie derartig akut geworden, dass es mich in lebensbedrohliche Zustände gebracht hatte, nachdem sie sich auf Kiefer- und Stirnhöhlen – und das eine Mal sogar auf das Siebbein – ausgebreitet hatte und nicht abklingen wollte. Zum Glück habe ich als Jugendlicher auch gelernt, das kalte Wetter auch eingepackt zu genießen. So stellt meine damals entwickelte Vorliebe für Kleidungsstücke mit Kapuze auch einen gewissen Schutz für meine empfindlichen Nasennebenhöhlen dar. Diese chronische Entzündungen in meinem Gesicht gehen einher mit einer Art Immundefekt, der vielleicht autismusbedingt ist. Im Nachhinein gesehen aber auf jeden Fall seit frühester Kindheit, sehr wahrscheinlich seit meiner Geburt, besteht.

Wenige Kilometer vom damaligen Wohnort meiner Eltern entfernt, in der Schweiz, befindet sich der Rheinfall. Er war ebenfalls weitgehend zugefroren, was im zwanzigsten Jahrhundert nur dieses eine Mal, im Winter 1962/1963, vorgekommen war. Mein Vater war Zollbeamter und kontrollierte zu Fuß die Grenze mit seinem Zolldhund, Samson I. Nach ihm hatte mein Vater einen anderen Schäferhund, der auch Samson hieß, Samson II. Nachdem ihn mein Vater abgegeben hatte, machte Samson II in Südbaden Schlagzeilen, weil er alleine, ohne Begleitung, den Lörracher öffentlichen Nahverkehr benutzte, um seine „Bekannt“ zu besuchen. Er war ein sehr liebenswerter Hund, an den ich mich vage auch noch erinnern kann. Samson I war dagegen ein sehr scharfer Zolldhund; er biss sofort, wenn sich ihm jemand unbefugt näherte, und wenn er biss, dann richtig. Eine bessere Waffe als so einen Hund konnte man als Zöllner gar nicht haben, sagte mein Vater. Meine Mutter war hochschwanger, als mein Vater ins Eis des gefrorenen Rheins eingebrochen war, bei dem Versuch, seinen ebenfalls eingebrochenen Hund zu retten. Es war wohl knapp, aber beide, mein Vater und Samson I, waren mit dem Leben davongekommen. Nach meiner Geburt und nach meiner Rückkehr aus dem Schaffhauser Spital war Samson I mein Wächter. Wann immer es ihm möglich war, suchte er meine Nähe und achtete darauf, dass niemand außer meinen Eltern sich mir näherte. Meine

Mutter sagte, dass sie den Kinderwagen mit mir einfach draußen stehen lassen konnte, während ihn der Hund bewachte.

Die Verhältnisse, in denen meine Eltern lebten, mussten auch für die damalige Zeit ziemlich einfach gewesen sein. Die Wohnung in der Siedlung für Zöllner, die sie in Lörrach bezogen, empfanden sie als geradezu luxuriös, mit Ölofenheizung und fließend warmen Wasser. Es ist sehr schwierig, über diese Zeit Genaueres von meinen Eltern zu erfahren; es ist bestimmt keine Zeit, die sie in guter Erinnerung haben. In meinem geistigen Auge sehe ich – in jenem Winter meiner Geburt – die beiden im Anfang ihrer Dreißigerjahre in dieser abgelegenen, mühsam mit Holz beheizten Hütte sitzen: Mit einem Kind, das sie sich viele Jahre lang gewünscht hatten und das jetzt, als es endlich da war, nicht essen und statt dessen sterben wollte. Das alles inmitten einer Mini-Eiszeit, die wie ein Fremdkörper für diesen Winter Gast auf der Erde war.

Verdeckt durch die Komplikationen meiner Geburt kam nur langsam etwas anderes zum Vorschein, was zwischen mir und meine Eltern eine unüberwindbare Barriere aufrichtete. Es zeigte sich mehr und mehr in der Art und Weise, wie ich mich in der Welt bewegte: Dass ich nicht berührt werden wollte, dass ich lieber selbst lief als getragen oder im Kinderwagen gefahren zu werden, dass ich bestimmte Gerüche, etwa die von gekochtem Obst, nicht ertragen konnte, dass ich bei bestimmten Geräuschen, wie dem des Staubsaugers, schrie und zu den Nachbarn gebracht werden musste. Meine Eltern bemerkten, dass ich oft nicht in den Kindergarten ging, sondern alleine die Zeit draußen verbrachte, auf Wiesen oder im Wald. Es war auch nicht zu übersehen, dass es mich nicht interessierte, mit anderen Kindern zu spielen, und ich mich statt dessen lieber mit Büchern und technischen Experimenten beschäftigte. Ich hatte bereits als kleines Kind ein besonderes Interesse an Kränen und Straßenbahnen, und regte mich immer auf, wenn irgendwo ein Kran abgebaut wurde und freute mich, wenn irgendwo plötzlich ein neuer zu sehen war. Mein erstes Buch, das ich bekommen hatte, bekam ich von meiner Großmutter, der Mutter meines Vaters: Ein Bilderbuch über die Basler Straßenbahn. Meine Eltern nahmen diese Eigenheiten wahr, fühlten sich im Umgang damit aber ziemlich hilflos. Zumindest in einer Beziehung fiel es ihnen leicht, mich einfach so zu lassen, wie ich war: Ich war sehr genügsam und zufrieden, wenn ich mich mit mir selbst beschäftigen konnte.

Spätestens bei meiner Einschulung war aber ein Punkt erreicht, an dem heute, über vierzig Jahre später, eine Autismusdiagnose kaum mehr vermeidbar wäre. Ich fiel durch den Test durch und kam in eine Sonderschule, weil ich obendrein für mein Alter als „unreif“ galt und kaum Kontakt mit fremden Menschen aufnahm. In einem krassen Widerspruch dazu konnte ich aber bereits vor meiner Einschulung rechnen, lesen und schreiben und hatte bereits da ein besonders Interesse für mathematische Fragestellungen entwickelt. Das hatte ich mir alles aus eigenem Antrieb beigebracht – meine Eltern waren weit davon entfernt, mir solche Dinge nahe zu bringen. Die systematische Verkettung von Zeichen, aus denen sich in magischer Weise dann Bedeutungen ablesen ließen, hatten mich schon sehr früh in den Bann gezogen; das hat sich bis heute nicht geändert. Meine Eltern wollten es nicht zulassen, dass ich auf der Sonderschule blieb. Dass es in dieser Zeit vorübergehend die Möglichkeit gab, unter bestimmten Voraussetzungen von der Sonderschule in die Regelschule zu wechseln, hatte – im Nachhinein betrachtet – meinem Leben eine radikale Wendung gegeben und mir viele Jahre später ein Hochschuldiplom und fast einen Dokortitel ermöglicht.

*Ein Bild von meiner Einschulung 1969*



In der Grundschule hatte ich dennoch weiterhin massive Probleme, mich in der Schule zu orientieren und mit ihren Strukturen und den anderen Kindern zurecht zu kommen. So fand ich öfter mal das richtige Klassenzimmer nicht, oder verstand auch nicht immer, wann der Unterricht begann und wann er endete. Ich konnte dies ein wenig durch meine Leistungen in den Hauptfächern ausgleichen und durch den Fleiß, den ich an den Tag legte, insbesondere bei allem, was mit Zahlen und Buchstaben zu tun hatte. Verschärft wurden diese Schwierigkeiten noch, als wir nach Freiburg zogen, bevor ich in die dritte Klasse gekommen war. Die Schule dort war ziemlich streng und die Kinder kamen mir noch fremder vor als in Lörrach – sofern das überhaupt möglich war.

Umso mehr und umso lieber beschäftigte ich mich mit den Welten, in denen ich mich wiederfinden konnte, vor allen Dingen in denen der Mathematik und der Astronomie. Ich war noch Grundschüler, als ich in Freiburg das Fraunhofer-Institut für Sonnenphysik entdeckte, wo ich Gesprächspartner für meine Interessen finden konnte. Was die wohl über jenen etwa zehnjährigen Jungen dachten, der immer wieder zu ihnen kam, um seine – selbst entwickelten – Theorien zum Universum zu erörtern? Dort hatte ich auf jeden Fall meine ersten intensiven Begegnungen mit der Newtonschen Mechanik und den Keplerschen Gesetzen.

In das Ende meiner Lörracher Zeit fällt jene Begebenheit, in der das erste Mal ein Gesicht in meine Welt durchdrang – zumindest soweit ich es erinnere. Es war eine kurze, flüchtige Begebenheit, die mir die Idee in den Kopf setzte, dass es in dieser Welt irgendwo ein Wesen geben musste, das so wie ich war. Ich entwickelte mit der Zeit die Hoffnung ein solches Wesen unter den Kindern in der Schule finden zu können; eine Hoffnung, die sich in meiner Jugend zu etwas weiter entwickelte, was ich dann mit dem Begriff „Liebe“ belegte. Aber insgeheim spürte ich, dass solche Wesen nicht auf der Erde vorkamen. Aber auch dann, wenn es nur ein einziges außer mir gab und es auf einem anderen Planeten lebte, war ich sicher, dass ich es eines Tages finden und ihm begegnen würde. Zu dieser Zeit entwickelte ich auch die Theorie, dass ich von einem anderen Planeten stammen musste und durch eine Art Verwechslung zu diesen merkwürdigen Menschen auf die Erde gekommen war. Das schien mir die plausibelste Theorie zu sein, mein Anderssein, das ich selbst als sehr grundsätzlich empfunden hatte, zu erklären.



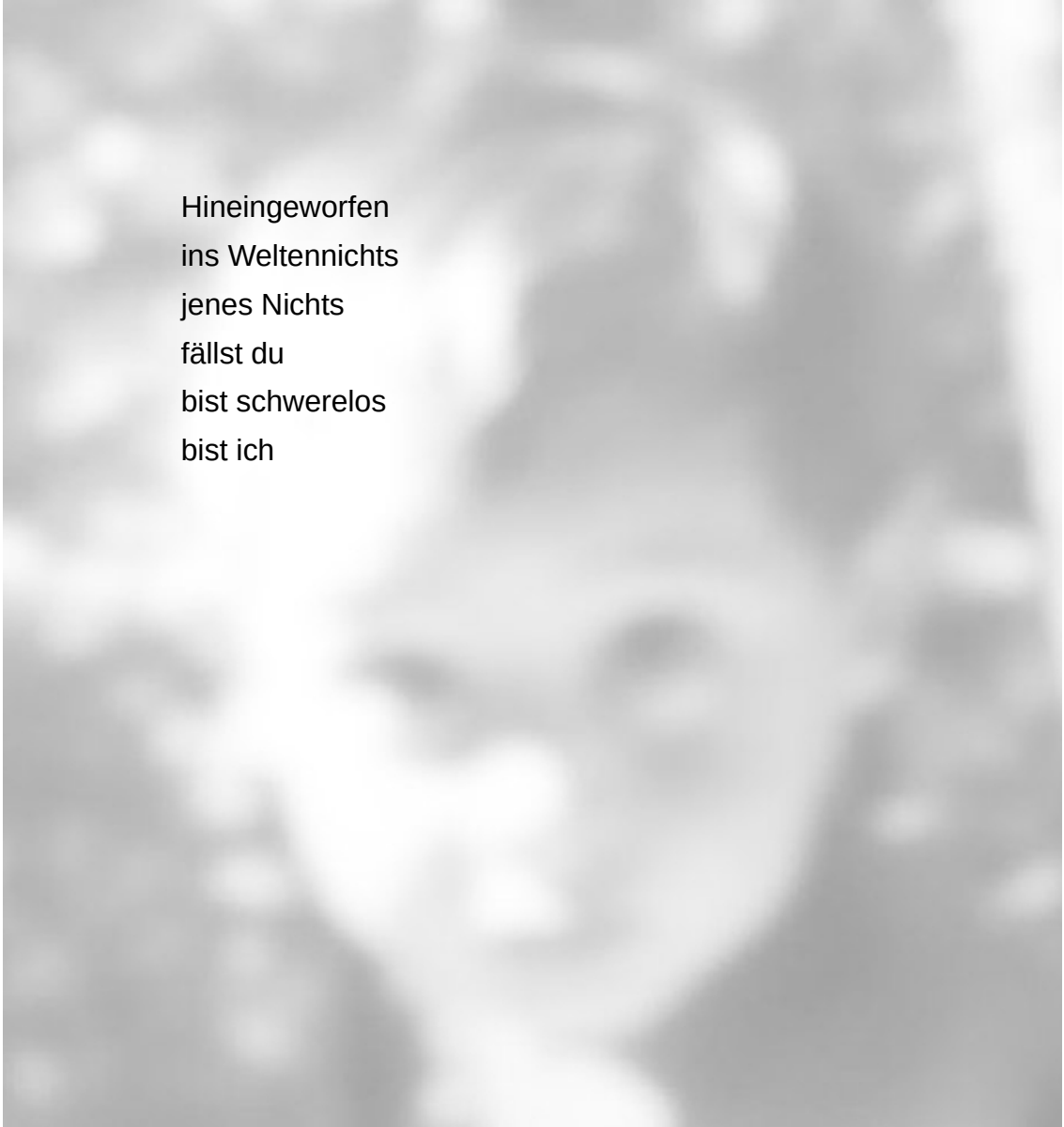
Diese Vorstellung beflügelte mein Interesse für die Astronomie ungemein, da ich mir versprach, durch sie eine Idee zu bekommen, wo genau sich mein Heimatplanet befand. Von diesem Planeten hatte ich sehr konkrete Vorstellungen: Es musste ein Eisplanet sein, auf dem die Seen und Flüsse permanent zugefroren waren. Ein weißer, transparenter Planet, der aus Millionen von Eisnadeln gebildet wurde und auf dem sich Wesen befinden mussten, die wie ich in einer solchen Welt zu Hause waren. Ich war darüber hinaus davon überzeugt, dass sich in der magischen Welt der Zahlen und Buchstaben Hinweise auf diesen Planeten finden lassen mussten.

So wuchs ich, als todkrankes Kind geboren, hinein in eine Welt, die mir immer fremd geblieben war. Die bevölkert war von Wesen, die sich von mir so grundlegend unterschieden, dass sich dieser Unterschied nicht fassen ließ. Er war so groß, dass er nicht nur nicht vorstellbar war, sondern auch nicht sein durfte. Weder in meiner Welt noch in der der Menschen war ein solcher Irrtum vorgesehen. Meine Existenz war daher eine völlig heillose Situation, die nie hätte entstehen dürfen; vielleicht war dies der Grund, warum ich nach meiner Geburt nicht essen wollte, weil ich nicht in diese Welt gehörte. Ich war etwas, was nicht sein durfte: Ein Kind, dem alles Menschliche scheinbar unerreichbar fern war, eher ein intellektuelles Tier als ein Mensch, ein Wesen, das weder Berührungen noch Ansprachen zu sich durchdringen ließ. „Du darfst nicht sein, der du bist“, war das, was mir alles Menschliche sagte, meine Eltern, die Lehrer in der Schule, die anderen Kinder. Und darin erschöpfte sich für mich auch alles, was mit dem Menschsein zu tun hatte. Einzig diese flüchtige Begegnung, die mich das erste Mal in meinem Leben ein Gesicht hatte sehen lassen, zeigte mir etwas anderes, nämlich, dass ich nicht alleine sein konnte. Es wurde in der Folge auch zu einem zentralen Antrieb in meinem Leben.

Dieser Satz aber, „Du darfst nicht sein, der du bist“, ist für mich das Symbol für mein autistisches In-der-Welt-sein geworden, auch weil er den Übergang von der autistischen Welt meiner Kindheit in die Welt der Menschen überstanden hat. Meine ferne Heimat, die autistische Welt, die in meiner Kindheit so sehr die Welt meiner Wünsche und Träume war, dass ich alles andere ausblendete, war wie ein Schatz, den ich hüten und vor den Menschen schützen musste. Sie war das einzige, was mir wirklich eigen war. Nach und nach habe ich es in der Folge vermocht, sie zu mir zu holen, indem ich Elemente aus ihr in mein Leben integrierte. Da ich sie in mir trage, kann sie mir auch nicht verloren gehen, auch

das musste ich erst lernen. So ist die Glasglocke, in der ich lebe, zugleich auch die Fläche, auf der sich der sich meine Heimat, der Traum, endlich zu Hause anzukommen zu sein, abspielt. Immer wieder gibt es diese Momente, in denen ich, eingepackt in meine Lieblingskleidung, die mich wie einen Cocon umhüllt, durch den Schnee und über das Eis gehe, weit und breit kein Mensch, und mir vorstelle, meinen Heimatplaneten gefunden zu haben. Es sind solche Momente, in denen ich wirklich glücklich bin.

# Geworfen



Hineingeworfen  
ins Weltnichts  
jenes Nichts  
fällst du  
bist schwerelos  
bist ich

Blick zurück

# Ein eigenständiges Leben leben

Von den Experimenten, die ich bislang in und mit meinem Leben durchgeführt habe, gab es eines, was mir eine Realität sozusagen vor Augen geführt hat, die ich damals noch nicht verstehen konnte, die aber zu den grundlegendsten in meinem Leben überhaupt gehört. Zugleich war mir dieses Experiment auch eine Lehre über das Scheitern und die Energien und Chancen, die daraus erwachsen können. Das Experiment bestand darin, ein eigenständiges Leben leben zu wollen. Es begann, als ich gerade 21 Jahre alt geworden war, und endete mit dem Beginn meiner bis jetzt andauernden Partnerschaft zwei Jahre später. Diese Zeit stellte den Höhepunkt einer sehr tiefgreifenden Krise dar, in die ich während der Oberstufenzeit, also etwa ab meinem 17. Lebensjahr zunehmend hinein rutschte. Im Grunde genommen begann dieses „Hineinrutschen“ bereits zu der Zeit, als mir bewusst wurde, dass ich nicht alleine in meiner eigenen Welt, sondern mitten unter Menschen lebte, die für mich unerreichbar und unvorstellbar weit weg erschienen. Da war ich etwa 11 bis 12 Jahre alt. Seitdem habe ich unter meiner Isolation so sehr gelitten, dass die Überwindung derselben zu meinem Lebensinhalt schlechthin wurde. Das prägt mich und mein Leben bis heute. Als Fünfzehnjähriger hatte ich mich in einen Jungen aus meiner Schule verliebt und in der folgenden Zeit dann gelernt, dass ich nicht ansatzweise in der Lage war, dies adäquat mitzuteilen. Ich lernte, dass meine Art und Weise zu lieben – nämlich als Sehnsucht nach der Überwindung einer unüberwindbaren Kluft, die mich von allen anderen Menschen trennte – überhaupt nicht vermittelbar war und daher diese Kluft nur noch vertiefte. Vor allen Dingen auch mein Gefühl des Isoliertseins. Ich war etwa 17 Jahre alt, als ich das alles so erkannte. Mir war klar, dass ein Ausweg aus dieser Isolation noch nicht einmal denkbar war. Ich entwickelte Depressionen, zu denen ich auch schon vorher neigte, und vor allen Dingen auch psychosomatische Krankheiten; in meiner eigenen Wahrnehmung fiel ich und hörte nicht auf zu fallen. Ich hatte meinen Grund verloren.

Nach der Schule waren meine psychosomatischen Probleme voll ausgebildet: Ich hatte alle ein bis zwei Tage Dickdarmverkrampfungen und Herzrhythmusstörungen. Dazu kamen noch Schmerzen an Hand- und Kniegelenken, die meine Beweglichkeit zeitweise ziemlich einschränkten. Meine sozialen Beziehungen hatte ich weitgehend abgebrochen, weil ich sie während der Schulzeit oh-

nehin nur künstlich versucht hatte zu pflegen. So wie sie mir war ich meinen Klassenkameradinnen und -kameraden weitgehend fremd geblieben. Das Verhältnis zu meinen Eltern war ebenfalls eher unterkühlt, da ich mein Elternhaus als psychosoziales Umfeld als ungesund empfunden hatte. Ich hatte meine Eltern eher als Mitursache denn als Lösung meiner Schwierigkeiten betrachtet. Ich begann dann ein Studium in Physik und Mathematik und versuchte zugleich auch, finanziell selbstständig zu werden. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, aus meinem Elternhaus ausziehen und ein selbstständiges Leben leben zu wollen. In dieser Zeit hatte ich sehr unterschiedliche Jobs, unter anderem in einem Supermarkt, als Pizzaverkäufer oder mit Digitalisieren (sic!). Dabei wurde mir auch schnell klar, wie weit ich davon entfernt war, eine reguläre Tätigkeiten mit 40 Wochenstunden mehr als nur ein paar Wochen am Stück auszuüben. Das gab mir damals schon zu denken, was meine beruflichen Perspektiven anging. Ich hatte viel zu viele andere und grundlegendere Themen zu bearbeiten, als dass ich mich auf einen Eintritt in ein Leben als Erwachsener einlassen konnte. Insbesondere waren das meine soziale Unreife, meine Wahrnehmungsüberforderungen (Overloads) und mein mich überforderndes Bilderdenken.

Meine Sozialisation ist davon geprägt, dass ich zwar recht gut in der Lage bin, durch Beobachten und rationalem Analysieren mir menschliches Verhalten zu erschließen und für mich selbst auch kompatible Verhaltensweisen zu entwickeln. Aber ich habe sehr spät überhaupt damit angefangen, mich mit menschlichem Verhalten zu beschäftigen. Mit Anfang 20 war ich noch weit davon entfernt, die sozialen Grundlagen für die Bewältigung typischer alltäglicher Anforderungen entwickelt zu haben. Ich hatte vor allen Dingen nur sehr rudimentär etwas wie eine eigene Persönlichkeit entwickelt, was es unmöglich machte, auch nur halbwegs „natürlich“ mit anderen Personen umzugehen. Darin steckt natürlich auch eine Stärke, nämlich sozusagen „hinter“ den Personen die Menschen zu erblicken. Ich habe Menschen genau so wahrgenommen, wie ich beispielsweise Katzen wahrgenommen hatte, mit denen ich damals viel Umgang hatte, und ich bin auch ähnlich mit ihnen umgegangen. Um meine soziale Unreife zu illustrieren, zeige ich sie an ein paar Beispielen auf. Noch im Alter von 14 oder 15 war mir beispielsweise das Konzept des „Duzens und Siezens“ nicht klar: Ich hatte manchmal Jüngere (etwa Zwölfjährige) gesiezt und Erwachsene geduzt. Ich bemerkte zwar, dass das nicht richtig war, hatte aber keine Idee, wie ich es richtig machen konnte. Ich hatte auch Schwierigkeiten, Ver-

abredungen zu verstehen, das heißt zu verstehen, wann ich mit jemand verabredet war und wann nicht, was das mit den Kontakten zu Gleichaltrigen deutlich erschwerte. Mir fiel es auch schwer, zwischen meinen zahlreichen „inneren“ Dialogen und den tatsächlich mit anderen Menschen geführten zu unterscheiden. Dazu kam noch, dass ich bereits damals merkte, dass ich eigentlich überhaupt kein Gefühl für meine Wirkung auf andere hatte, und daraus den Schluss zog, meine Außenwirkung egal sein zu lassen. Durch meine Gesichtsblindheit konnte ich auch nicht immer unterscheiden, ob ich andere Menschen kannte oder nicht; so etwas wie „vom Sehen kennen“ gibt es bei mir nicht. Ich war, so hatte es einige Jahre später mal jemand ausgedrückt, ein „Wilder“, eine Art Tier unter den Menschen – was auch sehr gut meiner Eigenwahrnehmung entsprach.

Ein anderes Thema, was damals mein Leben ziemlich „aufmischte“, waren meine Overloads. Ich befand mich häufig in Überforderungszuständen, die den Effekt hatten, dass ich beispielsweise von einem Moment zum anderen Sprache nicht mehr verstehen konnte oder alltägliche Dinge mehr wiedererkannte. Das gesprochene Wort verwandelte sich in bedeutungslosen Lärm, die Gegenstände in Ansammlungen von Linien und Farben. Auch hier kann ich durchaus eine Stärke erkennen, nämlich die Dinge bewusst wahrnehmen zu können, bevor sie im Gehirn zu irgendetwas gedeutet werden. Aber etwa ständig mit dem Risiko unterwegs zu sein, plötzlich keinerlei Orientierung mehr zu haben und obendrein auch nicht sprechen zu können, stellte eine echte Behinderung dar. Dazu kam, dass mir dies damals nicht unerhebliche Angst bereitete, vor allen Dingen weil ich die Befürchtung hegte, womöglich gänzlich „verrückt“ zu werden. Auch damit lernte ich nach und nach umzugehen. Dabei gab es einige Schlüsselerfahrungen, die ich einige Jahre später machte, die mir sehr im Umgang mit meinen Overloads halfen. Unter anderem auch die Erfahrungen, welche Macht meine Ratio über mein psychisches Befinden haben kann. Ich lernte auch, welche Situationen das Aufkommen solcher Überforderungssymptome begünstigten und wie ich ihnen aus dem Weg gehen kann.

Ein eng verwandtes Thema ist mein Bilderdenken. Es ist sehr ausgeprägt und war es früher noch viel mehr. Erst in den Zwanzigern lernte ich, zwischen äußerer und innerer Wahrnehmung bewusst umschalten zu können. Bis dahin überlagerte mein Bilderdenken meine Wahrnehmungen; hauptsächlich akustisch und visuell. Ich sah meine Gedanken wie ich Häuser und Menschen sah,

hörte meine Gedanken wie ich Musik hörte – da gab es keine qualitativen Unterschiede.

Beide Wahrnehmungsebenen zu trennen, war eine Aufgabe, die ich mit Hilfe rationaler Analysen bewältigte, was allerdings häufig zu Mehrdeutigkeiten und Fehlschlüssen führte. Es gab bis dahin auch keine klare Trennung zwischen meiner (Tag-)Traumwelt und der sogenannten Wirklichkeit. Diese Verzahnung von innerer und äußerer Wahrnehmung führte auch dazu, dass ich keine wirkliche Persönlichkeit ausbilden konnte. Das Konzept der Persönlichkeit passte nicht zu der Art und Weise, wie ich die Welt wahrnahm. Bekannt war mir das Konzept im Wesentlichen aus meiner Beschäftigung mit der Psychoanalyse. Inzwischen ist mein Bilderdenken so gut in mein Leben integriert, dass ich es relativ problemlos steuern kann; bis ich das konnte, habe ich etwa als 35 Jahre benötigt. Jetzt profitiere ich von ihm als Stärke, ohne dass es mich daran hindert, als „wirkliches“ Lebewesen in einer wirklichen Welt zu leben. Es ist aber auch so, dass sich meine Weltsicht und meine Lebensphilosophie sehr wesentlich an dem orientiert, was mir meine Sicht als Bilderdenker von ihr vermittelt: Eine Welt, in der sich Innen und Außen, Beobachter und Gegenstand etc. nicht voneinander trennen lassen. Dass ich zu einer synästhetischen Wahrnehmung neige, bestärkt mich obendrein darin, Wirklichkeit als etwas Ganzheitliches zu verstehen – und auch so wahrzunehmen.

Mein „großes Thema“ zu jener Zeit war aber ein ganz anderes: Es war meine Isolation – in meinem damaligen Verständnis das Thema Liebe. Mein Verständnis der Wirklichkeit und auch meine Erfahrung war die, dass ich mich von – allen bekannten – anderen Menschen so sehr unterschied, dass zwischen ihnen und mir keine befriedigende Kommunikation und kein befriedigender Kontakt möglich war. Wann immer es den Anschein machte, dass sich ein solcher Kontakt anbahnen könnte, stellte es sich sehr bald als ein – oft recht absurdes – Missverständnis heraus. Mit etwa 12 Jahren begann ich, diesen Umstand zu problematisieren und mich damit nicht mehr wohl zu fühlen. Ich begann, die Idee zu entwickeln, dass es Menschen geben konnte, die so waren wie ich und mit denen ich daher auch in Kontakt treten konnte, dass sie aber ziemlich selten sein mussten. Die Sehnsucht, einen solchen Menschen zu treffen, steigerte sich immer mehr, bis ich auf den Gedanken kam, schwul zu sein, und mich dann in jemanden aus meiner Schule verliebte. Das mit dem Kontakt funktionierte bei ihm aber auch nicht. Auch bei einem etwas späteren Versuch mit



einem anderen Jungen, während der Oberstufe, klappte der Kontakt nicht, obwohl ich mich außerordentlich bemühte, dabei möglichst menschlich vorzugehen. Als ich kurz vor meinem Auszug aus meinem Elternhaus Kontakt zu einer Schwulengruppe aufnahm, weil ich dachte, dass das mit der Liebe, oder dem, was ich darunter verstand, besser funktionieren musste, wenn ich mich in jemand schwules verliebte. Dann nahm das Unglück sozusagen seinen unvermeidlichen Lauf. In der Schwulengruppe lernte ich, dass das Thema Sex für Schwule eine nicht gerade geringe Bedeutung hatte. Das alarmierte mich insofern, als ich bereits ahnte, dass das mit dem Sex nicht meine Sache war.

Es dauerte aber nicht lange, bis ich in der Schwulengruppe jemand geeigneten zum Verlieben fand. Ich wurde von anderen Schwulen damals als ziemlich attraktiv wahrgenommen, sofern sie mich nicht allzu gut kannten, was durch mein zunehmend „punkiges“ Aussehen verstärkt wurde. Der Punk faszinierte mich, zum einen, weil ich mit der Ästhetik etwas anfangen konnte; die traf sich mit meinem Lebensgefühl, nie erwachsen werden zu wollen (weil ich überhaupt nicht verstanden hatte, wie das funktionieren sollte). Zum anderen aber auch, weil er eine Lebensperspektive aufzeigte, der ich mich gewachsen fühlte – im Gegensatz zu den Perspektiven der „normalen“ Welt. Auch die sozialen Anforderungen, die der Punk stellte, erschienen mir bewältigbar – was sich allerdings nach nicht allzu langer Zeit als Irrtum herausstellte: In Wirklichkeit war ich nicht einmal dem gewachsen. So dauerte es nicht lange, dass mit meiner ersten Liebe zu einem schwulen Mann die erste Erfahrung mit Sex folgte. Es war, wie ich es befürchtet hatte: Unsere Körperwahrnehmungen waren überhaupt nicht kompatibel zu einander; was dem einen gefiel, tat dem anderen weh. Ich war obendrein auch motorisch mit der Situation völlig überfordert; gleichzeitig küssen und streicheln etc. bekam ich überhaupt nicht hin. Und, das war schließlich das Schlimmste, ich hatte eine Phimose. Zu dieser Zeit bedeutete das, das ich es unmöglich zulassen konnte, dass jemand meinen Penis anfasst.

Meine „dritte große Liebe“ verliebte sich dann auch schnell in einen anderen, der das mit dem Sex deutlich besser hinbekam, und teilte mir das auch so mit. Jetzt wusste ich definitiv, was ich vorher bereits ahnte: Dass ich schwul war, aber keinen schwulen Sex konnte; überhaupt keinen Sex. Spätestens jetzt erschien mir meine Isolation so umfassend, dass ich keine Hoffnung mehr auf ihre Überwindung hegen konnte. Es gab etwas, was sich wie eine unsichtbare,

aber undurchdringbare Wand um mich herum befand und von allem Menschlichem isolierte und ich hatte kaum mehr Hoffnung, diese Barriere jemals überwinden zu können. Ich wusste nicht, was es war, aber ich war entschlossen, es herauszufinden; diese unsichtbare aber dennoch so massive Barriere wurde zum Gegenstand eines Forschungsprojekts, das ich erst viele Jahre später, mit Anfang 30, zu einem ersten Ergebnis führen konnte.



*Ganymeds Ankunft*

## Auszug aus dem Elternhaus

Ich glaube, es war Januar, als ich mein Elternhaus verlassen hatte. Ich zog mit mehreren Plastiktüten in der Hand in Bus und Straßenbahn um. Als Matratze hatte ich mehrere Decken, die auf dem Boden lagen. Voraussetzung für den Auszug war mein erster auf Dauer angelegter Job, der mir genügend Geld einbrachte, um auf bescheidenem Niveau selbstständig leben zu können. Ich arbeitete in Nachtschichten in einer Halbleiterfabrik, wo ich die Säurebäder für die Microchips vorbereitete. Für damalige Verhältnisse erhielt ich viel Geld für diese Arbeit (vor allen Dingen wegen der Nacht- und Wochenendzulagen), was wohl daran lag, dass meine Arbeit auch gesundheitlich nicht ungefährlich war. Ich hantierte dort mit hochkonzentrierten Säuren und anderen giftigen Chemikalien in Arbeitsumgebungen mit Temperaturen von manchmal mehreren 100 Grad. Das soziale Arbeitsumfeld bestand im Wesentlichen aus studentischen Aushilfskräften, was den Umgang damit eher leicht machte. Immerhin hatte ich diesen Job eineinhalb Jahre lang. Bei der Bewerbung um diese Arbeit hatte ich aus einer Stimmung heraus eine Methode entwickelt, mit der ich in Zukunft wirksam mein soziales Umfeld organisieren konnte. Ich kam pünktlich zum Vorstellungsgespräch, wo man mich dann aber warten ließ. Da ich Unpünktlichkeit nicht ausstehen konnte, gab ich meinem Unmut dadurch Ausdruck, dass ich mich weigerte, zu dem Bewerbungsgespräch irgendetwas beizutragen. Überraschender Weise bekam ich weniger Tage später Bescheid, dass man mich einstellen wollte. Indem ich mich also so verhielt, wie ich bin, ohne mir Gedanken zu machen, wie das bei anderen ankommen könnte, stellte ich eine Selektions-situation her: Wer damit umgehen konnte, war mit mir kompatibel, und umgekehrt. So fand ich durch mein wortloses Auftreten beim Bewerbungsgespräch einen Job, der – zumindest ein wenig – zu mir passte.

Unter den Nachtschichten litt allerdings mein Studium. Tagsüber zu studieren und nachts zu arbeiten, funktionierte nicht wirklich gut; schon gar nicht, weil ich ohnehin schon Schlafstörungen hatte, die sich dadurch deutlich verschärften. Ich hatte es immerhin noch geschafft, die Zwischenprüfungen abzulegen, bevor ich das Studium abbrach. Nachdem sich mein soziales Umfeld zu den Autonomen und den Punks verlagert hatte, war mir die Universität auch zunehmend fremd geworden. Durch den Job war mein Lebensunterhalt gesichert und ich hatte nach Aufgabe des Studiums viel Zeit, die ich für künstlerisches Arbeiten,

hauptsächlich malen, nutzte. Obwohl ich mich viel in öffentlichen Räumen aufhielt und häufig von anderen Menschen umgeben war, vereinsamte ich in dieser Zeit vollständig. Ich entfremdete mich weitgehend von meinem Umfeld und entwickelte zunehmend Ängste und depressive Symptome; innerhalb von kurzer Zeit so intensiv, dass ich auch alltägliche Anforderungen wie etwa Einkaufen nur mit Mühe hinbekam. Vor allen Dingen die Auseinandersetzungen mit der Erfahrung, dass ich weder zu schwulem Sex fähig war, noch auch nur ansatzweise meine Sehnsüchte erfüllen konnte, machten mir sehr zu schaffen. Das fand einen vorläufigen Höhepunkt dass der erste Schwule, in den ich mich verliebte, sich nach kurzer Zeit dafür entschied, statt mit mir mit jemand anderem eine Beziehung zu beginnen. Vor allen Dingen weil er das damit begründete, dass die sexuellen Aspekte eines Zusammenseins mit mir nicht funktionierten.

Ich begriff wie nie zuvor, dass diese Unfähigkeit zu Dingen wie Freundschaft, Liebe oder Sex körperlich mit meiner Phimose korrespondierte und sinnlich mit meiner Wahrnehmung, für die Menschen ähnlich weit entfernt waren wie andere Tiere auch. Das Einzige, was dazu nicht passte, war meine Sehnsucht danach, irgendeinem Wesen nahe zu sein und nicht mehr isoliert und einsam zu sein. Ich begriff auch – es ist mir im Nachhinein ein Rätsel, wie – dass dies mit meinen intellektuellen Fähigkeiten und meiner Affinität zur Mathematik zusammenhängen musste. Daher kam auch meine Motivation, Künstler werden zu wollen, weil ich dachte, dies könnte Wege heraus aus meiner Isolation öffnen. Ich hatte aber in meiner Verzweiflung eine andere Idee, nämlich durch übermäßigem Alkoholkonsum mein so mächtiges Bewusstsein und dieses Bilderdenken zu zerstören. Das führte mich noch weiter in die Isolation, verminderte noch mehr meine Funktionalität und steigerte Depressionen wie Ängste, die ich versuchte, durch immer mehr Alkohol zu vertreiben. Das Ganze fand in einem Punk- und Autonomenzusammenhang statt, wo es vermutlich noch nicht einmal besonders auffiel, weil ich unter Alkoholeinfluss sehr ruhig werde und Kommunikation mit Menschen vermeide. Mit dem Gefühl, nichts mehr verlieren zu können, versuchte ich auch immer wieder, mich auf sexuelle „Abenteuer“ mit anderen Schwulen einzulassen. Das war zu jener Zeit eine der wenigen Kontaktformen, die ich hinbekam, weil ich eben jung war und den gängigen ästhetischen Vorstellungen sehr nahe kam – zumal als Punk. Aber ich konnte mit den anderen Menschen und ihren Bedürfnissen nach Sex überhaupt nicht umge-

hen. Diese Begegnungen verliefen meistens recht unschön; auch ein paar Vergewaltigungssituationen hatte ich da erlebt.

Ohne Alkohol wäre das vermutlich gar nicht erträglich gewesen. So, mit dem Alkohol, meinen häufigen Overloads und dem Bilderdenken, das ich nur mühsam von meinen „äußeren“ Wahrnehmungen trennen konnte, vermischte sich das alles in einen skurrilen Alptraum, aus dem ich nicht mehr erwachte. Was sich auch in dieses Geschehen mischte war jemand, der sich in mich verliebte, so sehr, dass ihm das mit dem Sex weitgehend egal war. Er wollte mir ernsthaft helfen, aber meine Unfähigkeit, mit Menschen in Kontakt zu treten, zerstörte auch diesen Rettungsanker und er zog dann auch in eine andere Stadt. Unfähig, meinen Alltag zu regeln, mich und meine ohnehin fragile Gesundheit zu pflegen, verwehrte ich immer mehr. Auf Anraten von Menschen aus meiner Umgebung begann ich eine Psychotherapie. Der Therapeut konzentrierte sich im Wesentlichen auf meine Phimose und verkannte dabei völlig den autistischen Kontext, in dem diese sich befand. Wir fanden keine Verständigungsmöglichkeit; der Therapeut erklärte mich schließlich als therapieunfähig und beendete unser Verhältnis. Ich fing an, mich mit der Selbsttötung als einzigem verbleibenden Ausweg aus meiner haltlosen Lage auseinanderzusetzen.

## **Partnerschaft auf autistisch**

Im Nachhinein bin ich manchmal darüber erstaunt, wie früh ich schon ein erstaunlich gutes Gefühl für „meinen Autismus“ bekam, ohne es mit diesem Begriff in Verbindung zu bringen. Einer dieser Momente war der, als ich den Gedanken hatte, dass ich mich bei meinen Sehnsüchten nach menschlichem Kontakt nicht von meinen Gefühlen sondern von meinem Verstand leiten lassen sollte. Und der eröffnete mir eine einfache und einleuchtende Strategie: Mich – auf meine „eigene“ (das heißt autistische) – Weise bei einem schwulen Menschen einzuladen, mich dort dann so zu verhalten, wie ich es als naheliegend und „natürlich“ empfand und schließlich zu sehen, ob diese Kontaktaufnahme funktionierte oder nicht. Meine Erfahrung war die, dass andere Menschen in der Regel nicht mit meinen Umgangsformen zurecht kamen. Sie stellten daher ein Selektionskriterium dar: Wer damit zurecht kommt, muss jemand sein, der auch darüber hinaus eher zu mir passte als die anderen. Wenn er obendrein noch damit zurecht kam, dass ich eine verengte Vorhaut hatte, sollte dann ein ernst zu nehmender Kandidat für eine Partnerschaft sein. Dieser Plan gab mir

zu einer Zeit, als schon kurz davor war, mein Leben zu beenden, neue Hoffnung. So etwas hatte ich bis dahin noch nicht versucht und es war ein Plan der mir auch nach längerem Nachdenken plausibel vorkam. Die Erfahrung, dass selbst in höchster psychischer Not, trotz Ängsten, Depressionen und Overloads und trotz meines übermäßigen Alkoholkonsums mein Verstand zu solchen rationalen Überlegungen fähig war, ist mir seither eine sehr wichtige Erfahrung gewesen. Dass auch – das lernte ich dann in der Folge – mein Denken und insbesondere auch meine Ratio in der Lage sind, Ängste und Depressionen zu besiegen, auch dann, wenn alles andere nicht mehr hilft.

Diese Strategie entwickelte sich zu einem konkreten Plan, inklusive derjenigen Schwulen, die ich für dieses Experiment auswählte. Nach nur wenigen Fehlschlägen, unter anderem mit einem, der die erste kommunikative Hürde nahm, aber dann an der Phimose scheiterte, hatte ich eine Begegnung, die von Anfang an Erfolg versprochen hatte. Ich hatte mich schon lange nicht mehr in Gegenwart eines anderen Menschen so entspannt gefühlt, wie bei diesem ersten Treffen zum Kaffeetrinken. Der Betreffende war in etwa in meinem Alter und hatte auch keine Probleme mit meiner Vorhaut. Besonders spannend und auch neu war die Erfahrung, dass unsere Sensibilitäten zueinander passten; zumindest deutlich besser als bei den anderen Schwulen, mit denen ich bis dahin sexuelle Erfahrungen gemacht hatte – die allerdings mit Sex nicht viel zu tun hatten. Bereits nach dem zweiten Treffen war klar, dass wir beide den Eindruck hatten, zueinander zu passen. Das war kurz vor meinem 23. Geburtstag und etwa ein Jahr nach dem Auszug aus meinem Elternhaus. Mein Leben bekam bereits durch die Erfahrung der ersten paar Treffen mit meinem zukünftigen Partner eine deutlich spürbare Wendung. Auch wenn wir verabredet hatten, erst einige Wochen auf Probe miteinander zu verbringen, ehe wir uns für eine Partnerschaft entscheiden – oder auch nicht. Zusammen mit meinem Probestartner kam ich zunehmend in Kontakt mit seinem sozialen Umfeld, das mich sehr wohlwollend aufnahm.

Auf meine psychischen Probleme, Depressionen und Ängste, hatte diese beginnende Partnerschaft schon sehr schnell eine heilsame Wirkung. Allerdings tauchten die zum Teil sehr heftigen depressiven Episoden immer wieder als Reaktion auf Überforderungen auf. Um meinen Alkoholkonsum wieder auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren, brauchte ich noch einige Monate. Was blieb, sind meine psychosomatischen Probleme; insbesondere die mit meiner Ver-

dauung (Dickdarmkrämpfe und -blutungen) und mit meinem Immunsystem. Es zeigte sich nach und nach, dass ein rigides Stressmanagement das Wirksams- te darstellt, was ich diesen Problemen entgegensetzen kann. Was auch weitge- hend blieb, waren meine Overloads. Es dauerte noch einige Zeit, bis ich lernte, mein Leben so einzurichten, dass nicht nur die Overloads, sondern auch die Depressionen und psychosomatischen Zusammenbrüche sich soweit reduzier- ten, dass ich damit leben konnte. Meinen Versuch, Künstler zu werden, entwi- ckelte ich weiter, am Ende bis hin zu einer Bewerbung an einer Kunsthoch- schule. Das Scheitern dieses Versuchs, trieb mich letztlich wieder der Mathe- matik sozusagen in die Arme, der ich mich durch ein Studium weiter annäherte. Diese Annäherung an die Mathematik stellt auch in sofern eine weitere Wende in meinem Leben da, dass sie den ersten Schritt markiert, meinen Autismus mit all seinen Aspekten zu akzeptieren, und einen Bereich in meinem Leben zu schaffen, in dem mein Bilderdenken adäquat zum Einsatz kommen kann.



*Hochzeitfotos*



# Blick zurück



# Eine Erwerbsbiographie

Bei meiner Einschulung im Spätsommer 1969 wurde etwas deutlich, was mich mein ganzes Leben lang begleitet: Der stille, zurückgezogene Junge konnte bereits lesen, schreiben und die Grundrechenarten, aber wurde nach den Einschulungstests als „nicht schulfähig“ klassifiziert – wegen seinem Sozial- und Kommunikationsverhalten. Ich kam daher zunächst in eine Sonderschule, wie es damals hieß, das heißt genau, in eine Spezialklasse der Sonderschule, die für Kinder war, bei denen noch die Option zu einem späteren Wechsel in die Regelschule gesehen wurde. Dahin wechselte ich schließlich auch. Fachlich konnte ich gut in der Schule mithalten, war in dieser Hinsicht dort eher unterfordert. Aber ich, wie es damals hieß, „verträumt“, ging ab und zu auf dem Schulweg sozusagen verloren oder fand das richtige Klassenzimmer nicht. Ich hatte auch eigentlich keine Kontakte mit anderen Kindern – das heißt, ich war physisch oft in der Nähe von anderen Kindern, nahm sie aber kaum wahr, sondern beschäftigte mich mit meinen Dingen und Themen. Bereits in der Grundschulzeit hatte ich sehr ausgeprägte Interessen für Mathematik und Astronomie. Ich ging nach dem Ende meiner Grundschulzeit in ein Gymnasium, das ein neu gegründetes Gymnasium war. Die Klassen waren klein, etwa 20 Schülerinnen und Schüler, und es gab dort zu Beginn nur 4 Klassen in der gesamten Schule. Das Klima dort war tolerant und sehr persönlich; auch wenn immer wieder Schwierigkeiten auftauchten und es Lehrer gab, die mich gerne beim Psychiater gesehen hätten. Ich beendete meine Schullaufbahn mit einem „Einser-Abitur“, mit den Schwerpunkten Physik und Mathematik.

Während die meisten anderen Menschen eine Entwicklung durchleben, die von der Kindheit über die Pubertät und nachfolgende Jugendzeit zum Erwachsensein führt, war meine Entwicklung anders. Sie verlief von einer Zeit eines weitgehenden Abgeschlossenenseins zu dem zentralen Wendepunkt meines Lebens, den ich im Alter von etwa 11 oder 12 Jahren erlebte, als ich Kontakt mit den Menschen aufnahm. Da erst traten andere Menschen in mein Bewusstsein. Es folgte eine Zeit, in der ich mich intensiv mit meinem Anderssein auseinandersetzte, insbesondere mit meinem Gefühl der Isolation, dem „Glasglockengefühl“, und dem, einer anderen Spezies anzugehören, auf einem „falschen Planeten“ zu leben. Im Nachhinein würde ich diese Zeit als eine Art „autistische Pubertät“ bezeichnen. Ich litt sehr darunter, keinen wirklichen Kontakt zu ande-

ren Menschen zu finden, und entwickelte den Gedanken, dass es doch irgendwo wenigstens einen Menschen geben musste, der mir zumindest soweit ähnlich war, dass ich ihn als jemanden „von meiner Art“ wahrnehmen würde. Dieser Gedanke wurde schnell zu einer Obsession, zog im Alter von 15 Jahren (1978) mein schwules Coming-out nach sich und frustrierte mich zunehmend. Ich entwickelte dabei auch zunehmend psychosomatische Erkrankungen, Darmkrämpfe, Infekte und Herzrhythmusstörungen, die zu meiner Abiturzeit mein Leben komplett bestimmten.

Mangels alternativer Ideen begann ich nach dem Abitur im Mai 1982, Physik und Mathematik zu studieren. Dabei fand ich einen relativ gut bezahlten Studentenjob, um mir dieses Studium zu finanzieren. Der Job fand als Nachtschichten statt und bestand darin, teilweise sehr gefährliche Chemikalien für die Mikrochip-Produktion bereitzustellen. Daher war er so gut bezahlt; aber er passte auch gut zu dem Studium. Allerdings nahmen auch nach der Schulzeit das Gefühl der Isolation und meine Unfähigkeit, Kontakte zu knüpfen, nicht ab, im Gegenteil. Ich zog aus meinem Elternhaus aus, weil ich Schwierigkeiten mit meinen Eltern, insbesondere meiner Mutter hatte, und flüchtete in die Schwulen- und Punkszene der nahe gelegenen Stadt, Freiburg. Dort wurde ich zwar toleriert, aber fand keine wirklichen Kontakte, was umso schwerer wog, da diese sozialen Umgebungen eigentlich sehr niedrigschwellig waren, was Kontakte anging. Das Gefühl, es nicht einmal hier hinzubekommen, wurde zu einer extremen Belastung, auf die ich neben meinen psychosomatischen Krankheiten mit Depressionen und Angstzuständen reagierte. Als ich schließlich anfang, das Ganze mit Alkohol zu therapieren, gab es kein Halten mehr. Ich brach direkt nach dem Vordiplom das Studium ab und verlor nach einiger Zeit auch den Job. Ende 1985, mit fast 23 Jahren, hatte ich meinen Tiefpunkt erreicht und beschloss noch einen letzten Hilferuf in der alternativen Schwulenszene zu lancieren, bevor ich meinem Leben ein Ende bereitere. Daraufhin lernte ich meinen Lebenspartner kennen und entschied mich für einen Neuanfang in meinem Leben. Das ist der zweite Wendepunkt in meinem Leben. Mein neu gefundener Partner war zwar nicht „von meiner Art“, aber jemand, mit dem ich mich verständigen konnte, jemand, der mir das Gefühl geben konnte, mich so wahrzunehmen – und auch anzunehmen – wie ich bin. Das veränderte dann ziemlich schnell mein Verhältnis zu den Menschen insgesamt.

In dieser Zeit lebte ich davon, wenig Geld zu benötigen und ab und zu einen meist auf kurze Zeit begrenzten Job zu haben. Bevor ich im Sommer 1987 mit meinem Partner nach Hamburg zog, war ich wohnungslos und lebte in der WG meines Partners. Das, was ich da noch besaß, wurde mir entwendet, sodass ich ohne Wohnung, Job, Besitz und – abgesehen von meinem Partner – auch weitgehend ohne sozialen Bindungen war, als ich nach Hamburg ging, um dort neu anzufangen. Den beruflichen Neuanfang in Hamburg machte ich mit meinem Zivildienst. Ich hatte bis dahin vergeblich versucht, mich als „untauglich“ für den Wehrdienst einstufen zu lassen, und hatte schließlich eine Einberufung mit Termin erhalten. Ich verweigerte den Wehrdienst im Schnellverfahren und suchte dann, noch vor meinem Umzug nach Hamburg, eine Zivildienststelle.



*Ende einer Freizeit 1991*

Die fand ich in einer Tagesförderstätte für schwerst-mehrfach behinderte Jugendliche. Bevor ich dort anfang, hatte ich für die Arbeiterwohlfahrt alte Menschen betreut; ein Tag Arbeit pro Woche genügte für meinen Lebensunterhalt. Ich begann den Zivildienst im Frühjahr 1988 und arbeitete dann bis Ende 1989. 40 Stunden die Woche, das hatte ich bis dahin noch nie gearbeitet, und die Arbeit mit den Jugendlichen war psychisch wie physisch extrem anstrengend. Bis auf einen konnten alle nicht laufen (und mussten getragen werden) und alle sprachen nicht. Mit Zweien gab es eine einfache Zeichensprache, die über das Bewegen der Augenbrauen funktionierte. In der Zeit, in der ich dort Zivildienst leistete, starben zwei der Jugendlichen. Die Tagesförderstätte empfand ich als eine Art Parallelwelt, manchmal durchaus auch mit alptraumhaften Zügen. Aber ich mochte die Jugendlichen, manche sogar richtig gerne. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen empfand ich mein Anderssein geradezu als marginal. Im Rahmen des Zivildienstes lernte ich auch (frühkindliche) Autisten kennen, alles autistische Kinder, die nicht sprachen. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass sie mich besonders faszinierten und ich sie offensichtlich auch.

Insgesamt war diese Zeit eine für mich sehr wichtige Zeit, aber auch eine, die mich maßlos überforderte. Nicht nur die Arbeit, die eine starke Belastung darstellte, sondern auch mein Lebenswandel insgesamt, der davon gekennzeichnet war, keine Struktur zu haben. Als Folge war ich immer wieder krank, meistens mit Infekten. Dass ich so lebte, hatte damit zu tun, dass ich selbst kaum in der Lage war, mein Leben zu strukturieren. Verstärkt wurde dies noch durch die ständigen Wahrnehmungs-Overloads, die ich erlebte. Die führten dazu, dass ich oft auch vertraute Dinge, wie etwa meine Wohnung, nicht oder nur schwer wiedererkennen konnte; auch nicht die Menschen, mit denen ich zu tun hatte. In meiner Wahrnehmung lebte ich Tag für Tag in einer neuen, unbekanntem Welt; da gab es nichts vertrautes. Aber ich lebte auch deshalb so unstrukturiert, weil ich angeregt durch meine soziale Umgebung, ein individualistisches, spontanes Leben ohne Regeln und Strukturen als erstrebenswert ansah und versuchte umzusetzen.

Nach dem Zivildienst wollte ich Kunst studieren. Ich begann bereits in meiner Jugendzeit, zu zeichnen und zu malen. Was mich dabei von Beginn an faszinierte, waren Gesichter und Körper. Bevor ich nach Hamburg zog, hatte ich in eine Ausstellung an der Freiburger Universität mit Porträtzeichnungen – in einem weiteren Sinne. Für die Bewerbung an der Kunsthochschule hatte ich

auch Bilder mit Buchstaben angefertigt, in denen Versatzstücke von literarischen Texten dargestellt wurden. Mir wurde aber sehr schnell klar, dass die Bewerbung um einen Kunststudienplatz sich wesentlich schwieriger gestaltete, als ich erwartet hatte. Ich bekam mit, dass die anderen Bewerber ziemlich offensiv den Kontakt zu Professoren suchten, um für das Auswahlverfahren Fürsprecher zu haben und ihre Bewerbungsmappe optimal gestalten zu können. So etwas lag mir überhaupt nicht; ich ging lediglich mit meiner Mappe einmal zu einer Bewerbungsberatung. Der Professor, der mich da beriet, benötigte etwa zwei Minuten, um sich die Bilder anzusehen, und kommentierte seinen Eindruck mit den Aussagen, dass man heutzutage keine Aquarelle mehr malen könnte (meine Bilder waren fast alle Aquarelle) und dass Bilder mit Buchstaben in die Schule gehörten, nicht in die Universität. Wie erwartet bekam ich keinen Studienplatz.

Ich hatte nach dieser Ablehnung keine Idee, was ich nach dem Zivildienst tun sollte. Regulär zu arbeiten, fühlte ich mich nicht in der Lage. Ich war auch so sehr auf die Idee fixiert, zu studieren, dass ich mir kaum etwas anderes vorstellen konnte. Es war kurz vor Beginn des Sommersemesters 1990 klar, dass es nur noch wenige Studiengänge gab, bei denen ich so kurzfristig noch eine Zulassung erlangen konnte; Mathematik war einer davon. Ich begann dann also, Mathematik zu studieren. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass mir das Studium nicht nur leicht fiel, sondern auch Spaß machte. Das Vordiplom schaffte ich ohne Anstrengung. Ich beschäftigte mich dabei auch viel und gerne mit der Geschichte der Naturwissenschaften an dem kleinen Institut, das der Mathematik angegliedert war. Als Nebenfach wählte ich Astronomie, was mich seit meiner Grundschulzeit faszinierte. Bereits da hatte ich mich – aufbauend auf den Keplerschen Gesetzen – meine eigenen Theorien zu Planeten und Sternen entwickelt und besuchte das Fraunhofer-Institut für Sonnenphysik in Freiburg, um sie dort mit Astronomen zu diskutieren.

Finanzieren konnte ich das Studium mit Jobs bei dem Träger, bei dem ich auch Zivildienst gemacht hatte. Durch den Zivildienst war ich auf den Umgang mit schwerst-mehrfach behinderten Menschen spezialisiert und entsprechend gefragt: Für „Noteinsätze“ unterschiedlicher Art und für eins-zu-eins-Betreuungen während Freizeiten für behinderte Kinder und Jugendliche. Auch hier hatte ich immer wieder mit – nicht-sprechenden – Autisten zu tun und es tauchte auch jedes Mal das Gefühl einer besonderen Verbundenheit auf. Mir fiel auf, dass

viele von ihnen eine ähnliche untypische Sensibilität für bestimmte Geräusche und Gerüche hatten wie ich. Bei diesen Jobs hatte ich auch immer wieder mit Mitarbeiterinnen zu tun, die sich sehr an meinem Kommunikations- und Sozialverhalten störten und nicht selten anmerkten, dass ihnen diese „ziemlich autistisch“ vorkämen. Im Herbst 1994 hatte ich mich mit einer Bekannten über meine Kindheit „unterhalten“ und dabei kam mir der Gedanke, dass ich vielleicht tatsächlich autistisch bin. Bis dahin hatte ich diesen Gedanken als eher abwegig betrachtet, aber plötzlich kam es mir im Gegenteil sehr plausibel vor. Interessanter Weise bildete sich dieser auch Befund in dem Zusammentreffen von Mathematikstudium und Arbeit mit behinderten Menschen ab: Ein Leben als Gratwanderung zwischen (Hoch-)Begabung und Behinderung.



*Ausstellung und Performance 1995*

Ein dritter Bereich, der zu dieser Zeit eine große Rolle in meinem Leben spielte, war die Kunst. Gegen Ende meines Zivildienstes, 1989, begann ich, kontinuierlich zu schreiben. Als Ergebnis entstand dadurch eine Dokumentation meines autistischen „Coming-outs“ von Ende 1989 bis Anfang 1997, die ich mit „er/es“ zusammen mit Zeichnungen in eine geschlossene Form brachte. In der Malerei hatte ich mich auf Tuschmalerei als Technik spezialisiert; thematisch im-

mer noch Körper und Gesichter. Meine Maltechnik erfordert ein sehr hohes Maß an Konzentration, ich würde sogar sagen, sie besteht im Wesentlichen aus dieser Konzentration. Sie besteht darin, meinen Körper in Gedanken zu erspüren und das so wahrgenommene Bild dann mit der Tusche und dem Wasser auf das Papier zu bringen. Diese erspürten „Innenporträts“, oder „Innenselbstporträts“, sind sehr flüchtig und beginnen bereits in dem Moment ihres Entstehens sich aufzulösen. Um das adäquat auf das Papier zu bringen, ist diese hohe Konzentration notwendig. Ich bin beim Malen derart konzentriert, dass ich dabei nichts und niemanden um mich herum wahrnehme. Ich begann im Rahmen einer Ausstellung im Herbst 1995, „live“, vor Publikum, zu malen. Dies tat ich zusammen mit einem Performancekünstler, der dabei eine zeitlich extrem gedehnte Körperperformance machte, bei der er einen einzigen Bewegungsablauf auf dreieinhalb Stunden dehnte, während der ich malte.

Neben den Jobs mit behinderten Menschen arbeitete ich als studentische Hilfskraft im mathematischen Fachbereich und am Institut für Naturwissenschaftsgeschichte. Ich spezialisierte mich im Studium auf ziemlich abstrakte Themenfelder (Graphentheorie und Algebra) und galt da als talentiert. Ich hatte mich am Ende bereits auf eine Karriere als Mathematiker eingestellt, bis der Professor, der mich betreute, mein Alter realisierte. Ich hatte das Studium Anfang 1997 mit einem Diplom beendet, als ich bereits 34 Jahre alt war – zu alt für eine Karriere an der Universität. Ich entschied mich, in Naturwissenschaftsgeschichte zu promovieren, obwohl mir klar war, dass ich diese Promotion nicht dauerhaft finanzieren konnte. Im Frühjahr 1997 gab es mehrere Ereignisse, die mich in der Summe, wie es so schön heißt, aus der Bahn warfen. Ich entwickelte massive Depressionen, sodass ich nicht mehr mit behinderten Menschen arbeiten konnte. Ich hatte da bei einem kleinen Träger eine viertel Stelle und war dann neun Monate lang krank geschrieben, bevor ich kündigte, weil ich diesem Träger nicht länger zur Last fallen wollte. Insgesamt brauchte ich gut drei Jahre, bis ich nicht zuletzt dank eines für mich damals sehr guten Psychotherapeuten wieder arbeitsfähig wurde. In dieser Zeit hielt ich mich mit einem Werkvertragsjob bei einem Kinderzirkus und teilweise auch mit einem Hilfsjob als Koch in einer Einrichtung für Kinder, die ihren Elternhäusern entzogen wurden, sozusagen „über Wasser“. Ich verdiente aber gerade genug zum Leben und nachdem ich Anfang 2000 umziehen musste, reichte es nicht mehr; ich war zu dieser Zeit auch verschuldet.

1999 lernte ich das Internet kennen. Ich tauschte mich mit Leuten in Literaturforen aus und fing auch an, mich mit der Funktionsweise von Computern, insbesondere Betriebssystemen, zu beschäftigen. Nicht viel allerdings; richtig begeistern konnte ich mich dafür nicht. Im April 2000 fiel mir ein Zettel auf, der an der Tür einer Werbeagentur in meiner Nachbarschaft klebte, dass sie dort einen „Java-Programmierer“ suchten. Ich lieh mir in der Bibliothek ein Buch über Java (die Programmiersprache), las es über das Wochenende und rief dann die Agentur an. Ich wurde bereits am Telefon eingestellt. Mein Job war, in der Agentur eine IT-Abteilung aufzubauen, weil sie mit dem Verkauf von Webseiten Geld verdienen wollten. Das notwendige Know-how, Grundlage und Standards der Internetprogrammierung, eignete ich mir über Bücher, die ich mir aus der Bibliothek auslieh, schnell genug an. So fiel es nicht auf, dass ich bei meiner Einstellung kaum eine Ahnung vom Programmieren hatte. Das Niveau der Abteilung war schnell hoch genug, um interessante Aufträge zu akquirieren. Zuletzt war es ein Multimedia basiertes Internetportal zur Online-Fortbildung von Ärzten. Bezahlt wurde es von dem Pharmakonzern Glaxo-Smith-Kline. Kurz nach Fertigstellung des Prototypen (den ich weitgehend alleine entwickelt hatte) ging die Agentur in den Konkurs. Da das Portal das einzige mit Wert war, wurde es zusammen mit mir und zwei Projektmanagern von einer anderen Agentur gekauft. Doch dann entschied sich Glaxo-Smith-Kline, das Ganze doch nicht produktiv einsetzen zu wollen, und wir drei wurden aus der Agentur wieder heraus geekelt; das war im Herbst 2003. Ich hatte dann keine Lust mehr auf diese Agenturen und entschied mich schließlich, es mit selbstständiger Arbeit zu versuchen.

2002 war ich durch einen Dokumentarfilm auf Temple Grandin aufmerksam geworden. Sie begeisterte mich außerordentlich und weckte meine Neugier, Kontakt zu autistischen Internet-Communities aufzunehmen. Dadurch bekam ich Lust, auch im echten Leben Autisten kennen zu lernen. Im Sommer 2003 besuchte ich die Berliner Selbsthilfegruppe, eine von zwei Gruppen für erwachsene Autisten, die mir damals in Deutschland bekannt waren – ich glaube nicht, dass mehr gab; es war die einzige unmoderierte Gruppe, die damals existierte. Dort wurde gerade (in einem ersten Anlauf) Aspies e.V. als Vertretungsverband für erwachsene Autisten gegründet und ich war das siebte Gründungsmitglied, das dafür benötigt wurde. Durch diese Erfahrungen angeregt, wollte ich auch in Hamburg eine Selbsthilfegruppe gründen. Da ich mich alleine nicht traute,



wandte ich mich an das Autismusinstitut, an Herrn Janetzke, der es damals leitete, um ihm vorzuschlagen, so eine Gruppe im Autismusinstitut zu gründen. Er lehnte diese Idee als völlig abwegig ab, da seiner Meinung nach Gruppen mit autistischen Menschen nicht funktionieren konnten. Ende 2003 gründete ich dann mit zwei weiteren autistischen Erwachsenen, die ich über Internetforen gefunden hatte, in Hamburg die zweite unmoderierte Selbsthilfegruppe in Deutschland.



*Gründerpreisverleihung 2005*

Als Selbstständiger versuchte ich zunächst zusammen mit den beiden Projektmanagern, für das Ärztefortbildungsportal eine Finanzierung zu finden. Das lief sehr vielversprechend an, wir gewannen 2005 damit einen Preis des Bundeswirtschaftsministeriums für innovative Geschäftsideen im Internet und hatten Kontakte zu großen Konzernen, die daran interessiert waren. Ich finanzierte diese Zeit mit einem Übergangsgeld von der Arbeitsagentur und kleineren Aufträgen; das ging bis etwa Mitte 2005 gut. Bis dahin hatten wir kein Geld für das Portal akquirieren können und gaben auf, zumal andere anfangen, ähnliche Techniken im Internet zu entwickeln, die bis dahin ein Alleinstellungsmerkmal

des Projekts waren. In der Folge arbeitete ich über Agenturen vermittelt für diverse große Konzerne: BAT, Tallink-Silja Fährlinie, Jet-Tankstellen und andere. Ich spezialisierte mich zunehmend auf große Datenbankanwendungen und auf Internetanwendungen, deren Erstellung und Wartung auch typische Systemadministratoren-Tätigkeiten beinhalteten. Im Lauf des Jahres 2008 geriet meine Selbstständigkeit zunehmend in eine Krise. Die Agenturen, mit denen ich arbeitete, gerieten nach und nach in eine Schieflage oder gingen in den Konkurs. Am Ende hatte ich kaum mehr nennenswerte Einkünfte und nur wenig Rücklagen.



*Das Bibliotheksteam beim Hafencity-Lauf 2012*

Ich bewarb mich etwa ein Jahr lang auf diverse Jobs in Deutschland und Schweden; vornehmlich in den Bereichen Wissenschaft (Informatik, Mathematik, Wissenschaftsgeschichte), Programmierung und Systemadministration. In dieser Zeit reifte auch die Idee für das autWorker-Projekt heran, das ich dann mit ein paar weiteren autistischen Menschen im Frühjahr 2009 gründete. Kurz danach schrieb ich eine Initiativbewerbung an die Hamburger Unibibliothek, der Leitung der IT-Abteilung, nachdem mir dazu geraten wurde, mich dort nach einem Job zu erkundigen. Unerwarteter Weise entschied sich der Abteilungsleiter dann sehr schnell, mich einstellen zu wollen, und ich fing dann im August 2009

an, dort in der Abteilung „Internet und Kommunikation“ zu arbeiten. Zunächst auf einer halben Stelle, ab Sommer 2010 auf einer 70%-Stelle und ab Anfang 2013 auf einer Dreiviertelstelle. Als Hochschulabsolvent gehörte ich zum wissenschaftlichen Dienst und hatte eine sehr hohe Gehaltseinstufung. In der Bibliothek fand ich eine überraschend angenehme Arbeitsumgebung vor und hatte mit spannenden und technisch anspruchsvollen Projekten zu tun. Nachdem ich ein paar kleinere Projekte bearbeitet hatte, leitete ich die Umstrukturierung der internen IT von einem System von zwei Rechnern hin zu einem kleinen Rechenzentrum mit inzwischen 12 Hochleistungsservern und eigenem Speichersystem. Parallel bekam ich dann die „großen“ Projekte der Abteilung sozusagen auf den Schreibtisch.

Das autWorker-Projekt entwickelte sich in der Zeit ebenfalls sehr gut. Es ist zwar eine ziemliche Anstrengung, neben einer Teilzeittätigkeit geschäftsführender Vorstand einer bundesweit operierenden Organisation zu sein, aber diese Tätigkeiten sind hoch interessant, sodass ich mich davon auch zu einer entsprechenden Leistungsbereitschaft treiben ließ. Meine Leistungsfähigkeit nahm während dieser Zeit allerdings stetig ab. Zunächst eher subtil aber dennoch spürbar, dann, vor allem seit Beginn 2013, dramatisch. Dazu kamen mehr und mehr teilweise ziemlich unangenehme und bedrohliche Krankheitssymptome, die ich mir nicht erklären konnte. Ende 2013 wurde bei mir ein niedrigmalignes Lymphom, ein sogenanntes „Morbus Waldenström“ diagnostiziert, das vom Verlauf her einer chronischen Leukämie ähnlich ist. Einen Tag, nachdem in der Bibliothek meine Stelle „entfristet“ wurde. Das Lymphom war schon sehr weit fortgeschritten, sodass sehr schnell eine Chemotherapie kombiniert mit einer Antikörpertherapie begonnen werden musste. Ich war dann inklusive Wiedereingliederung etwa zehn Monate lang krank, bis Mitte Oktober 2014. Das Lymphom wurde zurück gedrängt – heilbar ist es nicht – und ich werde noch bis Mitte 2016 eine Anschluss therapie machen. Während meiner Krankheit haben sich die Leute in der Bibliothek, vor allen Dingen im Direktorium, mit meiner Person und mit meinem Autismus beschäftigt; ich hatte nach meiner Rückkehr darüber dort einige Gespräche. Insgesamt muss ich sagen, dass sowohl Leitung als auch Kollegium mit meiner Krankheit und der damit verbundenen Abwesenheit sehr gut umgegangen sind. Vor allen Dingen konnte ich mit der Arbeit genau da wieder anfangen, wo ich zehn Monate vorher durch die Diagnose herausgerissen wurde.



*autWorker-Stand bei der Bundestagung 2011*

Wie das für mich weitergehen soll mit den beiden Jobs, Bibliothek und autWorker, weiß ich noch nicht. Ich vermute, dass ich mich irgendwann für einen dieser beiden Jobs entscheiden muss. Vor allen Dingen auch mit dieser Krebserkrankung .muss ich immer wieder genau überprüfen, wo die Grenzen dessen sind, was ich leisten kann, ohne mir selbst dabei zu schaden.

## **Nachtrag**

Nach Abschluss der Erhaltungstherapie im Mai 2016 setzte ich auch mein „künstliches Immunsystem“ ab und hatte in der Folge schwere und teilweise gefährliche Infektionserkrankungen. Es folgte eine weitere Behandlung mit Antikörperspenden, bis sich mein Immunsystem im Lauf des Jahres 2019 so weit stabilisiert hatte, dass keine weiteren Therapien erforderlich wurden. Obwohl es sehr langwierig war, war meine Therapie insgesamt ein Erfolg, wie er nicht

erwartet werden konnte. Das autWorker-Projekt konnte als solches nicht gerettet werden. Ich musste es abwickeln und mit dem Thema „Autistische Fähigkeiten“ neu beginnen. Inzwischen gibt es eine Gruppe von etwa zehn autistischen Menschen aus Norddeutschland, die Erfahrungen in der pädagogischen Arbeit haben und mit mir an dem Thema weiterarbeiten. Auch in Schweden gibt es eine ähnlich große Gruppe autistischer Menschen mit diesem Interesse. Auch wenn das autWorker-Projekt am Ende finanziell nicht zu halten war, ist es inhaltlich außerordentlich erfolgreich gewesen. Die berufliche Weiter- und Fortbildung autistischer Menschen sind sehr deutlich davon geprägt, aber nicht nur die: Auch in anderen Bereichen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Autismus auch mit (spezifischen) Fähigkeiten verbunden ist.

Ende November konnte ich meine Dissertation zu „Autistischem Erleben“ erfolgreich verteidigen. Die Arbeit daran und auch das Feedback, sowohl aus dem Fachbereich als auch von autistischen Menschen, waren sehr gut und haben mich inhaltlich weitergebracht.



*Mit Serena Hasselblad in Hamra, Schweden, 2018*

Blick zurück

# Finger

In den Jahren 1988 bis 1995 arbeitete ich immer wieder als Betreuer auf Freizeiten für behinderte Kinder und Jugendliche; in der Regel mehrmals im Jahr. Dabei hatte ich es auch manchmal mit autistischen Kindern oder Jugendlichen zu tun. Zu dieser Zeit hatte ich allerdings noch nicht den Gedanken, selbst autistisch zu sein. Solche Gedanken kamen erst gegen Ende dieser Zeit, bis sie sich Ende 1994 zur Erkenntnis, autistisch zu sein, verdichteten. Dieses „autistische Coming-out“ hatte aber auch mit meiner Arbeit zu tun. Ich bekam nicht nur von meinen Mitarbeitern oder Bekannten immer wieder Anspielungen zu hören, dass ich ihnen „irgendwie autistisch“ vorkäme. Es war auch unübersehbar, dass ich auf diesen Freizeiten immer ein besonderes Verhältnis zu autistischen Kindern hatte, wenn welche dabei waren. Ich mochte sie nicht nur gerne, sondern hatte auch das Gefühl, sie besser zu verstehen und mich besser in sie hinein versetzen zu können, als in andere Kinder. So konnte ich ihre Empfindlichkeiten gegenüber bestimmten Geräuschen oder ihre Abneigungen gegen unüberschaubare Situationen sehr gut nachvollziehen – viel besser als beispielsweise meine Kolleginnen und Kollegen. Die waren meistens froh, dass ich mich um die autistischen Kinder kümmerte, weil sie oft eher unbeliebt, „irgendwie“ abwesend oder gar abweisend, waren und als besonders anstrengend galten. Umgekehrt korrespondierte dies damit, dass die autistischen Kinder mich deutlich lieber mochten als andere Betreuer. Wir fühlten uns zueinander hingezogen, was nicht nur ich damals als eher merkwürdig empfand. Eigenartigerweise hatte es sich dann auch so ergeben, dass ungefähr zu der Zeit, als mir dann wirklich klar wurde, selbst autistisch zu sein, ich meine Arbeit auch wechselte – hauptsächlich bedingt durch mein Mathematik Diplom, das in dieser Zeit viel Aufmerksamkeit forderte. Ich hatte dann nicht mehr mit autistischen Kindern zu tun. Ich fand das ziemlich schade – es hatte in meinem Leben wirklich etwas gefehlt dadurch. Es gab damals sehr selten Gelegenheiten, in denen ich das Gefühl hatte, meine Welt mit anderen wenigstens ein wenig teilen zu können. Die Arbeit mit autistischen Kindern waren manchmal solche Gelegenheiten gewesen. Von einer davon möchte ich hier erzählen.

Im Spätsommer 1991 war ich Betreuer auf einer Freizeit an der Nordsee, die ich bestimmt nie vergessen werde. Diese Freizeit gehört so ziemlich zu den skurrilsten Dingen, die ich erlebt habe. Es war eine kleine Gruppe, sechs Kin-

der und Jugendliche und sechs Betreuerinnen und Betreuer. Wir fuhren zusammen mit einem Rollstuhl und reichlich Spielsachen in einem alten VW-Bus zu dem Ort, wo die Freizeit stattfinden sollte, ein altes Haus in einem winzigen Dorf, das unter Naturschutz stand, weil im Dachstuhl seltene Fledermausarten lebten. Das Dorf war so klein, dass es von Weitem in einem kleinen Wald verschwand, aus dem lediglich die Kirchturmspitze herausragte und zu sehen war. Die Kinder lernte ich erst während der Fahrt kennen. Die meisten der anderen Betreuer kannten sie bereits von früheren Freizeiten. Die Freizeit hatte von Anfang an etwas sehr Unwirkliches an sich, die Fahrt zu zwölf in dem VW-Bus, das abgelegene Dorf und die Fledermäuse im Dachstuhl. Eines der Kinder, ein Mädchen mit Down-Syndrom, hatte ein Kinderbuch über Vampire dabei („Der kleine Vampir“). Sie war mit ihren Versuchen sehr erfolgreich, die anderen Kinder von ihrer Meinung zu überzeugen, dass die Geschichten in dem Buch alle wahr waren. Von den ersten Tagen an waren Vampire und ihr nächtliches Treiben ein Hauptthema der Freizeit. Das passte schließlich auch gut zu den Fledermäusen im Dachstuhl.

Bevor wir losfuhren, wurden wir ausdrücklich gemahnt, während der Freizeit nicht allzu sehr zu „randalieren“. Scheinbar war so etwas schon öfter vorgekommen, dass in dem Haus nicht unerhebliche Schäden entstanden waren. Aber schon während der Fahrt, als wir unterwegs an einer Autobahnraststätte eine Pause machten, wurde deutlich, dass dies eine echte Herausforderung werden würde. Vor allen Dingen wegen zwei Teilnehmern, die beide autistisch waren. Der eine von den beiden war 15 Jahre alt und galt zusätzlich zum Autismus als (unspezifisch) mehrfach behindert; ich nenne ihn hier einmal Jannis. Der andere war jünger, 10 Jahre alt, und hatte neben dem Autismus das Down-Syndrom; ihn nenne ich hier Finn. Er ist der einzige mit Down-Syndrom und Autismus, den ich überhaupt kennen gelernt habe – es ist eine sehr eigene Kombination. Beide Autisten sprachen nicht. Jannis war sehr kräftig und obendrein hyperaktiv; er mochte es überhaupt nicht, wenn ihm Leute zu nahe kamen, und trat oder schlug dann meistens um sich. Oft mit gezielten Tritten oder Schlägen. Finn äußerte sich meistens, indem er in einer kurzen und meist plötzlichen Bewegung etwas nahm und an eine Wand pfefferte. Das war seine Weise, seine Bedürfnisse und Befindlichkeiten deutlich zu machen. Die Fahrt in dem überfüllten VW-Bus war natürlich für alle eine Strapaze, sodass es nicht weiter verwunderlich war, dass gerade auch die beiden Autisten ihren Unmut über die



Situation kundtaten. Und das kam geballt, als wir in der Raststätte waren, wo dann die Gläser, Teller und Tablett nur so durch die Gegend flogen. Uns, den Betreuern und Betreuerinnen, war spätestens nach dieser Rast klar, dass es wohl kaum gelingen würde, das Randalierverbot einzuhalten. Nach den drei Wochen Freizeit war es erwartungsgemäß auch so, dass wir das Haus, in dem wir waren, von Grund auf renovieren mussten, inklusive neuer Tapeten.

Finn mochte ich vom ersten Tag an; ganz besonders seine direkte Art der Kommunikation hatte mich irgendwie angesprochen. Nach ein paar Tagen gelang es mir auch zunehmend, ihn zu verstehen, dass er beispielsweise das Nutella wollte, wenn der eine Tasse durch die Küche warf. Und dadurch, dass er zunehmend das Gefühl bekam, verstanden zu werden, verwendete er zumindest teilweise auch subtilere Formen der Kommunikation. Anders als Jannis mochte er körperliche Berührungen und kuschelte gerne und ausgiebig, was ihn trotz der Berge zertrümmerten Geschirrs bei allen recht beliebt machte. Jannis dagegen fand Berührungen offensichtlich unangenehm; er reagierte meistens schon mit Abwehr, wenn Leute ihm zu nahe kamen, selbst wenn sie ihn nicht berührten. Ich kam mit beiden gut klar, und – um ehrlich zu sein – die in der Regel sehr chaotischen Unternehmungen mit den beiden gefielen mir. Besonders spektakulär war der Besuch eines Gottesdienstes anlässlich des hundertjährigen Bestehens der Gemeinde, in der diese Freizeit stattfand. Da ging die gesamte Gruppe hin und ich hatte die Aufgabe, auf die beiden Autisten in der Kirche aufzupassen. Obwohl die Kirche sehr voll war, war das an sich kein Problem, denn beide waren sehr an dem Gottesdienst interessiert und fanden ihn am Anfang auch recht spannend. Wir hatten einen Platz gefunden, der weit hinten und am Rand war, wo sich die Leute nicht gegenseitig auf die Füße traten; Jannis hatte genügend Platz um sich herum und Finn schmiegte sich an mich, während er das Geschehen aufmerksam beobachtete. Dabei imitierte er die Gestik und Mimik des Pastors, was ich ziemlich witzig fand. Dummerweise wurde aber bereits zu Beginn des Gottesdienstes der Kirchendiener auf uns aufmerksam, wahrscheinlich weil Jannis den Gottesdienst immer wieder mit Geräuschen kommentierte. Er stellte sich ausgerechnet direkt vor ihn hin, um die Gemeinde vor uns abzuschirmen, wie ich vermute. Ich sagte ihm, dass er sich besser von Jannis fernhalten sollte, aber das schien ihn nicht zu interessieren. So dauerte es auch nicht lange, bis er einen kräftigen Tritt in den Hintern bekam und uns alle drei aus der Kirche heraus schob. Da standen wir drei Autis-

ten vor der Kirche, während wohl die gesamte restliche Gemeinde sich drinnen aufhielt. Wir spazierten über den Friedhof und warteten, bis der Gottesdienst zu Ende war und wir wieder mit den anderen unserer Freizeitgruppe zum Haus zurückkehrten, um uns dem Mittagessen zu widmen.

Gleich an einem der ersten Tage entzündeten sich zwei Kratzwunden an meinen Fingern so stark, dass ich damit in ein nahe gelegenes Krankenhaus gehen musste. Am Daumen und am Ringfinger meiner rechten Hand hatte ich über Nacht jeweils eine richtig dicke Eiterblase bekommen. Es fühlte sich schon etwas dramatisch an; ich wachte am frühen Morgen auf, weil ich von Eiterblasen träumte, die dicker und dicker wurden, und als ich dann wach war, sah meine Hand tatsächlich so aus wie im Traum. Ich fuhr gleich nach dem Frühstück in das Krankenhaus, um dort die eiternden Wunden behandeln zu lassen. Dazu nahm ich Finn mit, zum einen, damit die Gruppe um einen „Störenfried“ entlastet war, zum anderen auch, weil er gerne bei mir war und mit mir mitkommen wollte. Nach der ersten Behandlung war klar, dass ich von da an jeden Tag in das Krankenhaus fahren musste, um die beiden Finger behandeln zu lassen, und Finn war jedes Mal dabei. Er fand das Krankenhaus natürlich sehr spannend, vor allen Dingen die medizinischen Geräte, die es dort gab. Er saß während der Behandlungen meisten auf meinem Schoß und beobachtete sehr genau, wie der Arzt meine Wunden auskratzte und desinfizierte. Auch der Arzt im Krankenhaus gewöhnte sich schnell daran, dass ich in Begleitung kam; er gab dem Jungen Verbandssachen zum Spielen und zeigte ihm auch das eine oder andere medizinische Gerät, was Finn besonders interessant fand. Für Finn war die tägliche Fahrt ins Krankenhaus eindeutig das Highlight der Freizeit und auch mir fiel es leichter, die schmerzhaften Prozeduren zu überstehen, wenn er währenddessen auf meinem Schoß saß und mit Verbandszeug spielte. Auch wenn es merkwürdig klingt, aber die Tatsache, dass er genau zusah, wie der Arzt die Wunden auskratzte und die Hautfetzen abschnitt, beruhigte mich und gab mir ein Gefühl der Sicherheit. Selbst konnte ich meistens nicht dabei zusehen. Finn war aber offensichtlich sehr daran interessiert, diese Minioperationen zu beobachten; er begutachtete auch nach jedem Wechsel die frischen Verbände sehr eingehend. Diese täglichen Krankenhausbesuche gaben unserem Verhältnis etwas besonderes, ich würde sogar sagen, etwas intimes. Es ging auf jeden Fall über das übliche Verhältnis zwischen Betreuer und Betreutem hinaus.

Die Entzündungen mussten noch eine ganze Weile nach der Freizeit weiter behandelt werden. Sie wurden immer stärker und fraßen sich schließlich bis zu den Knochen durch. Bei einem der beiden Finger, dem Ringfinger, ging es so weit, dass ich ihn fast verloren hatte; der Arzt im Krankenhaus glaubte am Ende nicht mehr, dass er noch zu retten war, und sagte, ich müsste mit einer Amputation rechnen. Scheinbar waren die Bakterien nicht zu bremsen, was auch der Arzt ungewöhnlich fand. Zusammen mit einer schweren Sinusitis, die ich zwei Jahre zuvor hatte, wurde dadurch eine Immunschwäche medizinisch „aktenkundig“, die ich wahrscheinlich von Geburt an habe und die bis heute dafür sorgt, dass entzündliche und tendenziell chronische Erkrankungen einen dominanten Faktor in meinem Leben bilden. Aber ich hatte mit dem Finger schließlich dennoch Glück und die Entzündung bildete sich allmählich zurück. Ich hatte danach etwa zwei Monate lang zwei dicke Verbände an meiner rechten Hand, bis es soweit war, sie wieder zu entfernen; es kostete mich eine gewisse Überwindung, sie abzunehmen. Unter ihnen hatte sich während dieser Zeit eine Art Cocon um jeden der beiden Finger gebildet, aus abgestorbener Haut, Schorf und verkrustetem Eiter. Die Haut darunter war dann wie neu, sehr weich und auch noch eine ganze Zeit lang sehr empfindlich.



Ein paar Wochen nach der Freizeit gab es ein Nachbereitungstreffen, bei dem Kinder, Eltern, Betreuer und Betreuerinnen bei Kaffee und Kuchen Bilder und Geschichten austauschen konnten. Als ich dort ankam, rannte mir gleich Finn entgegen, um mich zu begrüßen. Zu meinem Erstaunen hatte er genauso wie ich wie ich einen dicken Verband an seinem Finger, den er mir entgegen streckte. Dabei rief er immer wieder laut „Finger“. Das war das erste und bis dahin einzige Wort, das er in seinem Leben gesprochen hatte. Seine Mutter erzählte mir, dass er gleich, nachdem er von der Freizeit zurück gekommen war, eine Nagelbettentzündung bekam, die so heftig wurde, dass der Nagel gezogen werden musste. Finn wich mir auch bei dem Nachbereitungstreffen nicht

von der Seite; mit unseren dick verbundenen Fingern gaben wir da bestimmt ein witziges Bild ab. Seitdem haben wir uns nicht wieder getroffen, aber ich denke bis heute gerne an diese Freizeit und besonders an diesen Jungen zurück. Dieses Erlebnis mit Finn zeigte mir, dass es etwas Besonderes sein konnte, wenn zwei Autisten sich begegneten. Die Tatsache, auf ähnliche Weise eine ähnliche Welt wahrzunehmen, kann wirklich verbindend sein und ganz spezielle Kontakte möglich machen. Das möchte ich in meinem Leben nicht missen.

Im Nachhinein gesehen war die Arbeit mit behinderten Kindern für mich schon sehr anstrengend; ich befand mich eigentlich dabei immer an der Grenze zur Überforderung und oft auch darüber, vor allen Dingen auch in sensorischer Hinsicht. Ich konnte das auch nur leisten, weil es immer zeitlich begrenzt war, in der Regel auf drei Wochen, manchmal aber auch länger. Nach solchen Freizeiten wurde ich regelmäßig krank und brauchte ein bis zwei Wochen Bettruhe, um mich wieder zu erholen. Unter anderem deswegen hatte ich damit später aufgehört und eine andere Berufsrichtung gewählt. Dennoch hat mir diese Arbeit sehr viel gegeben. Nicht nur, dass ich mich in einer Welt, die von ungewöhnlichen Menschen geprägt war, heimisch fühlen konnte. Ich glaube auch bis heute, dass ich, was den Umgang mit Menschen angeht, das Meiste und Wichtigste von den Kindern und Jugendlichen gelernt habe, die ich damals betreut hatte.



*Mit verbundenen Fingern im Spätsommer 1991 an der Nordsee*

Blick zurück

# 57 Jahre Autismus und autistische Lebenserfahrung

Autismus Deutschland wird in diesem Jahr 50 Jahre alt, ich hatte im Januar meinen 57. Geburtstag. Was das Thema Autismus angeht, haben wir damit ein ganzes Stück gemeinsamer Geschichte erlebt; wenn sicher auch aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Geschichte wird immer nur aus unterschiedlichen Blickwinkeln erfahren, niemand kann für sich eine „absolute“, für alle gültige Perspektive beanspruchen. Denn Geschichte besteht aus nichts anderem als unterschiedlichen Perspektiven, aus Geschichten. Davon möchte ich hier gerne eine erzählen, eine, in der es um Autismus geht. Eine Geschichte, an die sich andere anschließen können, das ist mein Anspruch – wenn auch aus meiner Perspektive, die eines „hochfunktionalen“ Autisten, der 1963 geboren ist.

## Die 1960er Jahre

*Im Dezember 1962 erreichte die Sonde Mariner 2 die Venus, 1963 die Sonde Mars 1 den Mars. Am Ende des Jahrzehnts steht der erste Mensch auf dem Mond (1).*

Ich wurde im Januar 1963 geboren. Da lebten meine Eltern in der Nähe des Rheinfalls bei Schaffhausen, auf deutscher Seite, im sogenannten „Jestetter Zipfel“. Ende 1962 begann in Süddeutschland ein Jahrhundertwinter, der einzige im 20. Jahrhundert, in dem der Bodensee komplett zufror. Am Tag meiner Geburt brach mein Vater durch das Eis auf dem Rhein ein und konnte noch gerettet werden.

Ich kam schwer krank auf die Welt, mit einem Magenpförtnerverschluss, was damals für ein schwaches Kind, wie ich es war, kaum Überlebenschancen bedeutete. Mich rettete das Schaffhauser Kantonsspital, in dem ich mit Naturheilverfahren erfolgreich behandelt wurde. Dort verbrachte ich die ersten sechs Wochen meines Lebens. Meine frühe Kindheit war von Krankheiten geprägt; neben Darmverschluss, Leistenbruch und dergleichen auch von ständigen Infektionen. Ich war ein sehr ruhiges Kind, das in einer ziemlich abgeschlossenen Welt lebte und sich stundenlang mit sich selbst beschäftigte. Ich war sehr gerne draußen und verbrachte viel Zeit alleine in der Natur, am liebsten bei Kälte

und Regen. Dabei spielte ich lieber mit Tieren als mit Menschen. Drinnen beschäftigte ich mich gerne mit Büchern und interessierte mich für Zeichen, Symmetrien und Formeln. Ich interessierte mich auch schon früh für die Astronomie. Die Sterne und Planeten waren weit weg, genauso wie ich mich fühlte, daher fühlte ich mich ihnen nahe. Seit 1962 werden sie von Raumsonden erreicht; wenn der Mond mitgerechnet wird, schon seit 1959.

Ich wurde im Herbst 1969 eingeschult; ein Ereignis, bei dem mein „Besonderssein“ offenkundig wurde. Meine Eltern hatten mich schon früher als „besonders“ wahrgenommen. Als sehr ruhiges und selbstgenügsames Kind war ich allerdings recht unproblematisch, wenn auch recht eigenartig. Einzig meine Gesundheit bereitete meinen Eltern Sorgen. Dann fiel ich aber durch den Einschulungstest: als ein Kind, das bereits rechnen, lesen und schreiben konnte. Mein Vater sah das Problem bei den Pädagogen, die sich nicht auf besondere Kinder wie mich einstellen konnten. Ich kam zuerst in eine spezielle Klasse einer Sonderschule und wechselte schließlich in die reguläre Grundschule.

Menschen mit psychischen oder geistigen Behinderungen waren damals meist nur als „Idioten“ bekannt, die in Anstalten vor sich hin vegetierten; oder als „Dorftrottel“. Auch in dem Dorf, in dem ich aufwuchs, gab es „Dorftrottel“. Kinder und Jugendliche mit Verhaltensauffälligkeiten kamen nicht selten in Erziehungsanstalten, in denen sie brutalen Behandlungen ausgesetzt waren. 1970 entstand der Film „Bambule“, der dies thematisierte, aber nicht ausgestrahlt wurde, weil Ulrike Meinhof das Drehbuch geschrieben hatte. Dennoch war das ein Jahr später veröffentlichte Drehbuch ziemlich bekannt. Angesichts dessen, wie mit behinderten und auffälligen Kindern zu jener Zeit umgegangen wurde, ist es verständlich, dass meine Eltern den Gedanken, mit ihrem Kind könnte irgendetwas nicht stimmen, vehement abgewehrt hatten.

1962 gründete Lorna Wing in Großbritannien den ersten Elternverband in Europa, vielleicht sogar weltweit; zunächst als „Autistic Children's Aid Society of North London“, die später in „National Autistic Society“ (NAS) umbenannt wurde. Angeblich geht das Puzzleteil-Symbol auf die Frühzeit der NAS zurück. Lorna Wing war Psychiaterin und hatte eine autistische Tochter. Sie erkannte schon früh, dass Autismus als ein Spektrum unterschiedlicher Ausprägungen verstanden werden muss. 1968 veröffentlichte Uta Frith ihre Doktorarbeit zu „Mustererkennung bei normalen und autistischen Kindern“. Ein Thema, das



erst viele Jahre später wieder aufgegriffen werden sollte. Mit dieser Arbeit wird etwas deutlich, was bereits Leo Kanner und Hans Asperger beschrieben hatten: Autismus bedeutet nicht nur eine Bindungs- oder Kommunikationsstörung, sondern ist auch mit spezifischen und auffälligen kognitiven Fähigkeiten verbunden. Dass meine Vorlieben für Zeichen und Zahlen auch etwas mit einer Befähigung zur Mustererkennung zu tun haben, wusste ich damals natürlich noch nicht. Erst sehr viel später erkannte ich, wie diese Fähigkeit auch meine Interessen meine Perspektive in der Welt prägt.

## Die 1970er Jahre

*1972 und 1973 starteten die Sonden Pioneer 10 und 11, die jeweils ein Jahr später den Jupiter erreichten. Mariner 10 erreichte 1974 den Merkur. 1977 startete mit Voyager das bislang längste Weltraumprojekt. Pioneer 11 passierte 1979 den Planeten Saturn.*

1970 wurde der Bundesverband „Hilfe für das autistische Kind“ von Elvira Crummenerl in Lüdenscheid gegründet; soweit ich weiß als zweiter Elternverband in Europa. Zwei Jahre später folgte das Hamburger Autismus-Institut als erstes Autismustherapiezentrum. Autistische Kinder sind damals häufig in psychiatrische Anstalten gekommen, wo sie so gut wie keine Förderungen erhielten und auch keine Entwicklungsmöglichkeiten hatten. Auch die verhaltensauffälligen sogenannten „hochfunktionalen“ Autisten wie ich erhielten keine adäquate Förderung. Sie wuchsen entweder zu Hause bei oft überforderten Eltern und Schulen auf oder unter schlimmen Verhältnissen in Erziehungsheimen. Autismus galt mit einer angenommenen Prävalenz von 3 bis 5 pro 10000 als selten. Auch wenn bekannt war, dass eine förderliche Umgebung die Entwicklung autistischer Menschen stark beeinflussen konnte, gab es für die Eltern keine Unterstützung. Im Gegenteil; sie waren oft noch mit dem Vorwurf konfrontiert, ihre Kinder falsch erzogen zu haben.

Hochfunktionaler Autismus war zu dieser Zeit praktisch unbekannt, erst recht auf dem Land. Durch meine gesamte Schulzeit hindurch gab es immer wieder Lehrerinnen und Lehrer, die meinen Eltern nahelegten, mich wegen meinem Verhalten psychologisch untersuchen zu lassen; immer wieder war dabei von Schizophrenie die Rede. Meine Eltern lehnten solche Hinweise kategorisch ab. Ihrer Meinung nach hatten die Probleme in der Schule nur eine Ursache, näm-

lich unfähige Lehrer. Ein besonders schwieriges Kapitel war der Sportunterricht. Da war ich so schlecht, dass sich auf dem Gymnasium eine Gruppe Lehrer bei der Schulbehörde dafür einsetzte, dass ein Schüler, der schlecht im Sport war wie ich, kein Abitur machen sollte. Erst eine Intervention meines Vaters stoppte diese Kampagne.

Bis zu meinem zwölften Lebensjahr ungefähr lebte ich in einer sehr abgeschlossenen Welt. Menschen kamen darin nicht vor und ich hatte auch kein episodisches Gedächtnis. Meine Erinnerungen aus dieser Zeit lassen sich nur sehr schwer zeitlich und räumlich einordnen; wenn überhaupt. Erst danach, so ab 12 oder 13 Jahren traten andere Menschen in den Fokus meiner Aufmerksamkeit. Dabei fiel mir auch gleich auf, wie isoliert ich war. Ich hatte das Gefühl, unerreichbar weit weg von anderen Menschen zu sein, und wusste auch nicht, was ich mit ihnen anstellen sollte. Was ich über die Menschen lernte, sei es im Biologieunterricht oder aus Psychologiebüchern, fand ich oft befremdlich. Dass ich so aussah wie sie, war aber dann doch so anders war, irritierte mich ziemlich. Ich interessierte mich nach wie vor für Zeichen und Zahlen, erfand neue Schriften und Sprachen und entwickelte für alles Formeln – auch für menschliche Verhaltensweisen. Oft spürte ich starke innere Spannungen, die ich abbaute, indem ich mich zwischen Möbeln einzwängte. Auch rhythmische Körperbewegungen wirkten beruhigend auf meine Psyche. Ich spürte zunehmend, nicht „normal“ zu sein – und meine Einsamkeit. Es gab nur einen Ort, an dem ich mich zu Hause fühlte, und das war der Wald, wo ich mich gerne alleine aufhielt. Auf dem Gymnasium kam aber ich gut mit. Was mich interessierte, lernte ich ohne Anstrengung – und das war nicht wenig. Ich verschaffte mir sogar soziale Kontakte, indem ich in einer Schülerband Gitarre spielte und in der Schülerzeitung mitarbeitete. Beides war zwar ziemlich konflikträchtig und im Nachhinein denke ich, dass ich meinen Mitschülern einiges zugemutet hatte; aber es funktionierte.

Ende 1978, mit 15 Jahren, wurde mir klar, dass ich mich in einen Jungen aus meiner Schule verliebt hatte. Seit ich mit etwa zwölf Jahren in die soziale Welt gewechselt war, spürte ich eine starke Sehnsucht danach, einen Menschen zu treffen, der so wie ich war. Ich entwickelte Formeln und suchte nach Merkmalen, die einen solchen Menschen für mich erkennbar machen sollten. Der Junge aus meiner Schule passte gut in dieses Schema. Ich war mir schließlich sicher, er musste von „meiner Art“ sein. Als ich im November 1978 das Titelbild

des „stern“ sah, auf dem sich Männer zu ihrer Homosexualität bekannten, war das die Erklärung für mein Anderssein: Ich war schwul. Umgehend machte ich mein Coming-out öffentlich. Das wurde allerdings nicht so richtig ernst genommen, sondern als eine weitere dieser Absonderlichkeiten hingenommen, mit denen ich meine Umwelt ständig konfrontierte.

Der Paragraph 175, der gleichgeschlechtliche Sexualität unter Strafe stellte, wurde 1969 und 1973 reformiert und erst 1994 abgeschafft. Nach 1973 war Homosexualität unter Erwachsenen straffrei. Dennoch hielt die Verfolgung noch lange an. 1980 brachte dies Corny Littmann an die Öffentlichkeit, in dem er in einer öffentlichen Toilette in Hamburg einen Spiegel zerschlug, hinter dem Polizisten heimlich die Toilettennutzer beobachteten.

Im autismus Heft 9, 1980, wurde ein Artikel „Der (leicht) autistische Heranwachsende“ veröffentlicht (2). Es handelt sich um eine Übersetzung einer Studie aus dem Jahr 1974 im „Journal of Autism and Childhood Schizophrenia“. In dem Artikel ist zusammenfassend zu lesen: „Der 'beinahe normale' Autist hat einige Vorteile, was die Anpassungsfähigkeit betrifft, im Vergleich zu schwer autistischen Gleichaltrigen [...]. Es wäre aber falsch, daraus zu schließen, dass er deshalb weniger Probleme hat. Seine autistischen Behinderungen [...] bleiben ein beherrschender Faktor in seinem Leben, ganz gleich wie gut er sich innerhalb seiner Grenzen anpasst oder seine Defizite kompensieren kann.“ Erst als ich diesen Artikel entdeckt hatte, lernte ich, dass sich die „Hilfe für das autistische Kind“ schon so früh mit hochfunktionalen Autismusvarianten beschäftigt hatte.

## Die 1980er Jahre

*Die beiden Voyager-Sonden flogen 1980 und 1981 an Saturn vorbei. Voyager 2 erreichte 1986 den Planeten Uranus und 1989 Neptun.*

Die „Hilfe für das autistische Kind“ war auch in diesem Jahrzehnt, an dessen Anfang nach meinem Wissen Maria Kaminski ihr Engagement im Verein begann, mit eher schwer beeinträchtigten autistischen Kindern und Jugendlichen beschäftigt. Den Veröffentlichungen nach zu urteilen, war Beschulung eines der zentralen Themen des Vereins.

1981 veröffentlichte Lorna Wing ihr Buch „Asperger Syndrome: a Clinical Account“. Sie prägte damit den Namen „Asperger-Syndrom“ für die hochfunktionalen Autismusvarianten. Die Arbeit von Hans Asperger war bis dahin kaum bekannt und hochfunktionaler Autismus galt als ausgesprochen selten; die Betroffenen waren größtenteils nicht als solche sichtbar. Erst in der Folge von Lorna Wings Buch rückte diese Autismusvariante langsam in das allgemeine Bewusstsein. Zusammen mit Christopher Gillberg aus Göteborg setzte sich Lorna Wing für die Idee des Autismusspektrums ein.

Die Jahre vor meinem Abitur waren ausgesprochen schwierig. Ich litt sehr unter meiner Isolation und der Unfähigkeit, Kontakte zu anderen Menschen aufzubauen. Nach dem Abitur verließ ich mein Elternhaus. Das Studium in Physik und Mathematik brach ich nach wenigen Semestern ab. Bis zu meinem Abitur dachte ich, meine Isolation hätte etwas mit meinem Umfeld in einem Dorf in Süddeutschland zu tun. Aber ich war überall so isoliert, bei den Punks wie bei den Schwulen. Dazu bekam ich so etwas wie Sexualität nicht hin, weil es überhaupt nicht zu meinem Körperempfinden passte. Ich hatte auch mit vielen Kleinigkeiten des Alltags zu kämpfen, die ich nicht hinbekam. Das Leben außerhalb des Elternhauses funktionierte nur, weil mich mein soziales Umfeld – bei den Punks und politisch organisierten Schwulen – getragen hatte. So konnte ich mich einfach irgendwo einquartieren, ohne eine Wohnung mieten zu müssen, öffentliche Küchen nutzen, wenn mich das Einkaufen überforderte, und meine Kleidung aus Tauschbörsen beziehen. Als mein psychischer Zustand einen Tiefpunkt erreicht hatte, lernte ich um meinen 23. Geburtstag herum meinen Partner kennen, mit dem ich inzwischen verheiratet bin. Meine Partnerschaft war – und ist immer noch – mein Schlüssel zu einer mir fremden Welt der Menschen. Sie bildete die Grundlage, auf der sich mein Leben stabilisieren konnte. Der gemeinsame Alltag forderte ein hohes Maß an Geduld und Toleranz auf beiden Seiten, da mein Partner und ich zwei sehr verschiedene Menschen sind. Dennoch hält die Partnerschaft bis heute. Während ich durch meinen Partner die Welt der nicht-autistischen Menschen kennen lernen konnte, lernte er durch mich die autistischer Menschen kennen. Das war und ist für beide Seiten eine Bereicherung – für mich obendrein eine (Über-)Lebensnotwendigkeit.

Im Spätsommer 1987 zogen wir zusammen nach Hamburg, wo ich ein neues Leben begann. Ich holte meinen Zivildienst in einer Tagesförderstätte für schwerst-mehrfach behinderte Jugendliche nach. Das war ein Job, der mich

maßlos überforderte, in dem ich aber die Möglichkeit hatte, an anderen Lebenskonzepten und -welten teilzuhaben. Ich lernte Menschen kennen, die wie ich auch anders sind. Ich spürte schnell, dass ich in diese Welt der behinderten Menschen besser passte als in die „normale“. Da ich gerne zeichnete und malte, hatte ich vor, nach dem Zivildienst Kunst zu studieren. Bei der Bewerbung um einen Studienplatz scheiterte ich allerdings an den kommunikativen Anforderungen des Bewerbungsverfahrens. So deutlich wie da war meine soziale Behinderung noch nie in Erscheinung getreten. Ich realisierte, dass Kunst nicht zu mir passte und entschied mich, in einem zweiten Versuch Mathematik zu studieren.

Inzwischen wurden die grundlegenden Schriften von Uta Frith, Simon Baron-Cohen und anderen zu Autismus und „Theory of Mind“ und „Zentraler Kohärenz“ veröffentlicht, das war 1985 und 1983. Es war vermutlich das erste Mal, dass es so etwas wie ein Bild und eine Erklärung insbesondere für den hochfunktionalen Autismus gab. Uta Frith legte diesen Erklärungsansatz 1989 in dem Buch „Autism: Explaining the Enigma“ dar. Zwei Jahre später erschien ihr Buch „Asperger and His Syndrome“. In den 1980er Jahren veröffentlichten erstmals auch autistische Menschen zum Thema Autismus. Hier war Temple Grandin mit „Emergence: Labeled Autistic“ Vorreiterin, das 1986 erschien. Temple Grandin wurde als Kind als „schwer hirngeschädigt“ diagnostiziert; eine Autismusdiagnose erhielt sie erst später. Sie wurde eine erfolgreiche Unternehmerin in der Landwirtschaft, wofür sie ihre Fähigkeit nutzte, sich in Tiere hineinversetzen zu können. Sie beschäftigte sich ausführlich mit autistischem Denken und entwickelte in beispielhafter Weise ihr eigenes Denken zu einer Stärke. Die erste Veröffentlichung eines deutschen Autisten zum Thema Autismus war „Wenn ich mit euch reden könnte“ von Dietmar Zöllner im Jahr 1989. Er schrieb es mit Hilfe von gestützter Kommunikation wie Birger Sellin, der einige Jahre später zwei Bücher veröffentlichte, die sehr bekannt wurden. Der Film „Rainman“, der 1989 in die Kinos kam, prägte für lange Zeit danach das gängige Autismusbild. Allerdings zeigte er einen autistischen „Savant“, also einen autistischen Menschen mit Sonderbegabungen, die nur sehr selten vorkommen. Im Vorgriff auf die offiziellen Diagnosen für hochfunktionalen Autismus erstellten Christopher Gillberg und Peter Szatmari 1989 Diagnoseskalen, die auch diesen Teil des Autismusspektrums erfassen konnten. Die kamen aber nur lokal in Schweden und Kanada zur Anwendung.

## Die 1990er Jahre

*1990 wurde das Hubble Weltraumteleskop in eine Erdumlaufbahn gebracht. Nach einer Korrektur seiner Optik 1993 revolutionierten die Bilder, die das Teleskop lieferte, die Astronomie. 1997 startete die Cassini-Sonde mit dem Ziel Saturn. Im August 1999 war in Süddeutschland eine totale Sonnenfinsternis zu sehen.*

Nach meinem Zivildienst begann ich in einem zweiten Anlauf, Mathematik zu studieren. Das Studium finanzierte ich, indem ich nebenher mit behinderten Menschen arbeitete. Ich hatte mich auf „Spezialeinsätze“ bei schwerst-mehrfach behinderten Menschen spezialisiert. Mit Menschen, die nicht sprachen, konnte ich sehr gut umgehen. Bei dieser Arbeit hatte ich auch immer wieder mit autistischen Menschen zu tun, meistens mit Kindern und Jugendlichen. Alle diese autistischen Menschen waren schwer beeinträchtigt, sprachen nicht und kümmerten sich auch nicht um ihre Alltagsangelegenheiten. Trotzdem fühlte ich mich zu diesen autistischen Menschen hingezogen und umgekehrt war es offensichtlich auch der Fall.

Wie auch bei einer Freizeit an der Nordsee, an der ich im Spätsommer 1991 als Betreuer teilnahm. Von den sechs behinderten jungen Menschen, die dabei waren, hatten zwei eine Autismusdiagnose, ein 15jähriger Jugendlicher und ein 10jähriger Junge. Schon auf der Fahrt an die Nordsee wurde klar, dass ich derjenige sein würde, der sich den beiden Autisten annahm. Der Jugendliche mochte nicht berührt werden; wenn ihm jemand nahe kam, schlug und trat er sofort um sich. Der Jüngere schmuste dagegen gerne, war aber ziemlich impulsiv und zerschmetterte gerne alles, was zerbrechlich war. Während der Freizeit fand in dem Dorf ein 100 Jahresjubiläum statt, zu dem wir auch eingeladen waren. In der Kirche stand ich hinten zusammen mit den beiden Autisten. Als der jüngere anfing, die Mimik und Gestik des Pastors zu imitieren, kam der Kirchendiener zu uns und bekam einen Tritt von dem Jugendlichen, dem er zu nahe kam. Daraufhin warf er uns drei aus der Kirche. Wir waren wohl die drei einzigen in dem Dorf, die nicht an dem Jubiläumsgottesdienst teilnahmen. Zu Beginn der Freizeit entzündeten sich zwei meiner Finger so sehr, dass ich damit täglich in ein nahe gelegenes Krankenhaus fahren musste, um die Wunde auskratzen und neu verbinden zu lassen. Dazu nahm ich den jüngeren der beiden Autisten immer mit, der die Minioperationen an meinen Fingern sehr inter-

essant fand und genau beobachtete. Die Entzündungen wurden über Wochen hinweg immer heftiger, sodass ich dadurch fast einen der Finger verlor. Selbst bei einem Treffen etwa zwei Wochen nach der Freizeit hatte ich noch zwei dicke Verbände an meiner rechten Hand. Als ich dort ankam, rannte gleich der jüngere Autist zu mir und streckte mir einen Finger mit einem dicken Verband entgegen. Dabei sagte er „Finger“, das erste und bis dahin einzige Wort, das er sprach. Von seiner Mutter erfuhr ich, dass er nach der Freizeit eine Nagelbettentzündung bekam und sein Fingernagel gezogen werden musste.

Es waren aber nicht nur solche Erlebnisse, die in mir den Gedanken heranreifen ließen, autistisch zu sein. Ich bekam auch immer wieder von meinen damaligen Kolleginnen widergespiegelt, dass ich ihnen merkwürdig, „irgendwie autistisch“ vorkam. Ende 1994 wurde mir schlagartig klar, dass dies die beste Erklärung für mein Anderssein war, die mir bis dahin begegnet war. Das einzige, was nicht passte, war, dass ich mit Autismus nur Menschen verband, die stark beeinträchtigt waren und nicht sprachen.

Als offizielle Diagnose tauchte der hochfunktionale Autismus erst 1992 und 1994 als „Asperger Syndrom“ in den diagnostischen Manualen ICD und DSM auf. Zu dieser Zeit hatten sich schon die ersten Communities autistischer Menschen gebildet. Als Initialzündung gilt dafür die Gründung von ANI (Autism Network International) von Kathy Grant, Jim Sinclair und Donna Williams im Jahr 1992 in den USA. Jim Sinclair schrieb 1993 den Text „Don't Mourn for Us“ (3), der die Haltung vieler erwachsener Autisten treffend darlegte. In dem Text wird darauf abgehoben, dass autistische Menschen durchaus gerne als solche leben und sich missachtet fühlen, wenn Autismus vornehmlich als schwerer Schicksalsschlag betrachtet wird – was in Elternverbänden in dieser Zeit üblich war. Aus ANI entstanden auch ab 1996 Autreat, Konferenzen von und für autistische Menschen. Für die Bildung autistischer Communities war aber vor allem das Internet ein wichtiges Medium, um miteinander in Kontakt zu kommen. 1995 startete Janet Norman-Bain die „Oops, wrong planet“-Seite, die viele Informationen für autistische Menschen bündelte. 1999 bildeten sich auch in Deutschland die ersten selbstorganisierten Selbsthilfegruppen.

Ende der 1997er Jahre geriet ich in eine tiefgreifende Krise. Im Laufe einer Psychotherapie bemerkte ich, dass ich mich selbst maßlos überforderte, weil ich meinen Autismus nicht akzeptieren konnte und auch weil der Umgang mit

meinem Denken damals eine echte Herausforderung war. Unterstützt durch einen Therapeuten, der mein Autistischsein verstand, lernte ich, mit meinem autistischen Denken und Wahrnehmen so umzugehen, dass ich in der Folge gut damit leben konnte und es zu einer Stärke entwickelte. Dabei lernte ich auch, meinen Autismus zu akzeptieren.

## Die 2000er Jahre

*Ende 2004 erreichte Voyager 1 den sogenannten „Termination Shock“, die erste Grenze des Sonnensystems zum interstellaren Raum. Im Januar 2005 landete die Huygens-Sonde auf dem Saturnmond Titan und sendete spektakuläre Bilder zur Erde.*

Nachdem ich durch meine Krise bedingt meine Dissertation in Mathematikgeschichte abbrechen musste und auch meine Arbeit mit behinderten Menschen nicht mehr ausüben konnte, begann ich, als Programmierer zu arbeiten. Das war abgesehen von meinem Zivildienst meine erste richtige Anstellung mit einem unbefristeten Arbeitsvertrag – im Alter von 37 Jahren. Die Arbeitsbedingungen waren in den folgenden Jahren dennoch sehr schwierig; insbesondere auch die damit verbundenen sozialen Aspekte.

2002 nahm ich Kontakt zu autistischen Communities auf. Zunächst im Internet, dann aber auch real, in der Berliner Selbsthilfegruppe. Ende 2003 gründete ich die Hamburger Selbsthilfegruppe, obwohl mir Herr Janetzke, damals Leiter des Autismus-Instituts, davon abgeraten hatte, weil seiner Meinung nach eine unmoderierte Gruppe autistischer Menschen nicht funktionieren würde. Die Gruppe funktionierte und in der Folgezeit besuchten wir regelmäßig das Sommerfest des Autismus-Instituts. Kurz darauf war ich auch an der Gründung von Aspies e.V. als Selbsthilfeverband autistischer Menschen beteiligt. Bereits 2005 hatten wir auf der Bundestagung von Autismus Deutschland einen Stand. Der Bundesverband hieß noch „Hilfe für das autistische Kind“ und wurde erst ein Jahr später umbenannt. Der Stand von Aspies e.V. war im Bundesverband 2005 noch sehr umstritten, anders bei der darauffolgenden Bundestagung 2008.

Zum 25jährigen Jubiläum des Regionalverbands Rhein-Main im Jahr 2001 sagte Georg Feuser in seiner Rede, „Wie umfassend und schwer eine autistische Persönlichkeitsstruktur auch ausgeprägt sein mag, die Lebens- und Entwicklungsgeschichte eines Menschen ereignet sich immer in Korrespondenz mit



den Umfeldbedingungen, die wir einem Menschen auf dem Hintergrund unserer Auffassungen darüber, was Autismus sei, ermöglichen oder vorenthalten. Der einzelne Mensch in seiner Beziehung zu uns und wir in der zu ihm umschreibt die Herausforderung des Mitmensch-Seins, der wir uns zu stellen haben. [...] Der autistische Mensch stellt sich dieser Herausforderung immer!“ (4) Der Gedanke, dass das Umfeld die Entwicklungsmöglichkeiten autistischer Menschen prägt und zugleich auch von den jeweiligen Autismusvorstellungen geprägt wird, setzt sich nur langsam durch. In dieser Beziehung sind Forschungsgruppen wie die um Laurent Mottron in Montreal (2003) oder eine Firma wie specialisterne (2004), die auf die Stärken autistischer Menschen setzt, damals wie heute wie „Leuchttürme auf rauer See“. Tatsächlich hatte in den 2000ern die Idee, Autismus heilen zu können oder zu wollen Hochkonjunktur. Michelle Dawson brachte 2003 die Frage nach der Würde autistischen Lebens bis vor das kanadische Verfassungsgericht.

2008 gründete ich zusammen mit weiteren autistischen Erwachsenen das autWorker Projekt zur Verbesserung der Situation autistischer Menschen auf dem Arbeitsmarkt. Ein Jahr später begann ich meine Arbeit in der IT-Abteilung der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek. Der erste Arbeitsplatz, der für mich gut funktioniert.

## Die 2010er Jahre

*2011 startete die Sonde Juno, die Jupiter 2016 erreichte; Voyager 1 erreichte 2012 den interstellaren Raum. Die Sonde New Horizons erreichte nach neun-jährigem Flug 2015 den Pluto und Anfang 2019 das Kuiper-Gürtel Objekt 2014 MU 69 („Arrokoth“).*

Im Sommer 2011 heiratete ich nach über 25 Jahren Partnerschaft meinen Partner. Diese Hochzeit war für mich ein Ausdruck der Stabilität, die ich in meinem Leben erreicht hatte; einer Stabilität, wie ich sie bis dahin nicht kannte. Ich wurde Beirat in der Wissenschaftlichen Gesellschaft Autismusspektrum und bekam die Gründung der Firmen auticon und diversicon von Nahem mit, die die Berufsintegration autistischer Menschen zum Ziel haben. Mit dem autWorker Projekt ist es uns gelungen, das Thema „Autistische Fähigkeiten“ erfolgreich in die bestehenden Autismusdiskurse zu bringen. Wir machten die klare und unzweifelhafte Erfahrung, dass autistisches Denken und Wahrnehmen immer und in

jedem Fall ein ausbaubares Potenzial darstellt, das sich in einer geeigneten Umgebung entfalten kann. Das stimmt mit genau dem überein, was Georg Feuser ein Jahrzehnt früher in seiner Rede feststellte: Das Umfeld bestimmt sehr wesentlich die Lebenswege autistischer Menschen.

2013 hatte mich nach einer über viele Monate hinweg zunehmenden Erkrankung eine Krebsdiagnose aus dem gewohnten Leben geworfen. Die anschließende Therapie umfasste mehrere Jahre. Als Folge geriet das autWorker Projekt auf seinem Höhepunkt in eine Krise, aus der es sich nicht mehr erholt hatte. Wir stellten es Anfang 2016 ein, nachdem klar war, dass wir die notwendige Unterstützung nicht bekamen. Dabei stellten wir in Form einer Fachtagung die Frage, sind autistische Menschen „zu exklusiv für Inklusion?“ Es blieb aber ein loser Zusammenhang autistischer Menschen in Deutschland und Schweden, die das Thema „Autistische Fähigkeiten“ seitdem weiter entwickeln (5). Insbesondere Berufsbildungswerke haben den Wert der von autWorker entwickelten Ansätze erkannt. Ab 2013 veröffentlichte Georg Theunissen eine Reihe von Büchern, die Autismus aus einer Empowerment Perspektive heraus betrachten. Das gab unserer Arbeit, sowohl bei autWorker als auch bei Aspies e.V. eine wertvolle Unterstützung. Ich begann bei ihm, der bis 2019 Professor an der Universität Halle-Wittenberg war, über das Thema „Autistische Fähigkeiten“ zu promovieren. Aus der Arbeit wurde schließlich eine lebensweltliche Annäherung an das Thema Autismus, das eine andere Perspektive als die der „klassischen“ psychologischen und neurobiologischen Forschung aufzeigt. Die Dissertation konnte ich Ende 2019 erfolgreich verteidigen.

Immer noch, fast zehn Jahre nach der Bundestagung mit dem Motto „Inklusion von Menschen mit Autismus“, gehören autistische Menschen zu den am schlechtesten integrierten. Es ist überfällig, autistische Menschen und ihre Lebenswelten mit ihren Erfahrungen und ihrem Erleben in den Blick zu nehmen, ihre Fähigkeiten zu fördern und Potenziale zu entwickeln und autistische Menschen als das anzunehmen, was sie sind: als Teil menschlicher Vielfalt und des Menschseins. Sie anzuhören, mit ihnen zu sprechen, sie ernst zu nehmen und zu verstehen. Leider ist man in dieser Hinsicht nach wie vor höchst zaghaft, in den Verbänden und Vereinen, in der Forschung und in den Einrichtungen, die mit autistischen Menschen zu tun haben. Hier fehlt in weiten Teilen der Mut, den autistische Menschen Tag für Tag aufbringen müssen, um in einer nicht-autistischen Welt zu bestehen. Wenn ich dem Bundesverband und seinen Mit-

gliedern etwas zum 50. Jahrestag mitgeben kann, ist es, „Habt Mut! Seien Sie mutig!“

Ich genieße inzwischen die neue Freiheit, die ich nach dem Ende des autWor-ker Projekts (mit zuletzt drei Angestellten) und der Krebstherapie erlangt habe. Vor allen Dingen genieße ich den Austausch, den ich mit anderen autistischen Menschen in Deutschland und in Schweden habe. Ich habe sie wirklich lieben gelernt, die autistische Welt, meine eigene genauso wie die der autistischen Communities. Was wäre mein Leben ohne sie? Paradoxer Weise habe ich dadurch so viele soziale Kontakte, dass ich um jede Stunde kämpfen muss, die ich alleine sein möchte. Daher träume ich auch oft davon, draußen zu sein, alleine, im Wald und am besten im Winter hoch im Norden. Dann bin ich meiner autistischen Welt in mir drin sehr nahe.



*In Schweden 2017*

- 1) [https://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_Raumsonden](https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Raumsonden)
- 2) <https://www.autismus-nordbaden-pfalz.de/jugend.htm>
- 3) [https://www.autreat.com/dont\\_mourn.html](https://www.autreat.com/dont_mourn.html)
- 4) <https://userpages.uni-koblenz.de/~proedler/gf-aut-mitmensch.htm>
- 5) <http://autistische-faehigkeiten.de>

# Blick nach innen

# Achsenzeiten

Plötzlich fällt er ihm auf, dieser Platz, der „Bolzplatz“, der sich vielleicht zwanzig bis dreißig Meter von seiner Haustür entfernt befindet. Er läuft fast täglich daran vorbei und hat schon sehr lange keine Notiz davon genommen, aber jetzt sticht er ihm förmlich ins Auge. Er sieht den Platz in Gedanken so, wie er vor einigen Jahren war, als er noch „Matschwiese“ hieß; und er erinnert sich an diese ermüdenden Diskussionen über die Gestaltung des Platzes, der sich nach jedem etwas ausgiebigeren Regen in einen Teich verwandelte. Bis der Entschluss gefällt wurde, ihn mit einem Kunststoffbelag zu überziehen und zu einem Platz umzuwidmen, auf dem die Jugendlichen wahlweise Basketball oder Fußball spielen konnten. Zusätzlich zu dem Kunststoffbelag kamen noch ein Basketballkorb, ein Fußballtor, Einzäunungen und zwei hohe Gitterzäune dazu, die verhindern sollten, dass der Ball auf den benachbarten Parkplatz flog. Nach diesen Umbauten hieß die „Matschwiese“ „Bolzplatz“.

Seither ist dieser Platz für ihn mit sehr unangenehmen Assoziationen verknüpft; mit den Erinnerungen an die Torturen, die er in seiner Kindheit und Jugendzeit an solchen „Bolzplätzen“ über sich ergehen lassen musste. Sport, insbesondere Mannschaftssport, war für ihn das Schlimmste, was er sich überhaupt vorstellen konnte. Diese Erniedrigungen und Ausgrenzungen, die damit unausweichlich verbunden waren und gegen die er sich nicht zur Wehr setzen konnte. Er konnte sich gegen viele Dinge zur Wehr setzen damals, aber gegen diesen verhassten Sport hatte er keine Chance. Und Fußball war davon mit großem Abstand das Übelste.

Auf dem Bolzplatz sind fünf Jungen im Alter etwa zwischen 10 und 13 Jahren und kicken sich, wie es den Eindruck macht, recht unmotiviert gegenseitig einen Ball zu. Der hüpfert plötzlich über das Gelände des Platzes und rollt auf ihn zu, direkt vor seine Füße. Er kickt ihn den Jungs zurück und ist fast ein wenig stolz darauf, dass er die richtige Richtung getroffen hat. Er findet sogar, dass sein Einsatz fast routiniert gewirkt haben muss; seine Vergangenheit als „Anti-fußballer“ ist ihm dabei bestimmt nicht anzumerken gewesen. Da zeigt einer der Jungs auf ihn und fragt einen der anderen Jungen, „Wer ist denn das?“ „Der Junge wohnt hier“, antwortet ihm gleich darauf der andere. Diese Antwort wiederholt sich einige Male in seinen Gedanken, „Der Junge wohnt hier“. Er

ist vierundvierzig Jahre alt und wohnt hier seit mehr als sieben Jahren – „Der Junge wohnt hier“. Ihm fällt die Szene auf der Elbfähre ein, in der ein kleines Mädchen auf ihn zeigte und sagte, „Papa, schau mal, der Junge hat einen tollen Fahrradhelm“. Und gleich danach, wie er in einer Schule von einer Frau, vermutlich einer Lehrerin, gefragt wurde, in welche Klasse er denn ginge. Gut, das war letztes Jahr, da war er erst dreiundvierzig Jahre alt, aber das mit dem Fahrradhelm ist erst neulich gewesen, in diesem Sommer. Dieses Phänomen, dass er manchmal für sehr jung gehalten wird, ist ihm natürlich nicht unbekannt. Er kokettiert auch gerne damit, zumal es auch sehr gut zu seinem Selbstbild und seinem Lebensgefühl passt. Aber dennoch gibt es Momente, in denen dieser Effekt befremdlich wirkt – irgendwie; wie jetzt.

Er war vielleicht zwölf Jahre alt, als er sich entschieden hatte, nie, im Leben nie, erwachsen zu werden. Vielleicht auch erst elf, er weiß es nicht genau, aber es war ungefähr diese Zeit. An die Begebenheit, die ihn zu dieser Entscheidung veranlasst hat, kann er sich aber sehr genau erinnern, als nämlich sein Vater versuchte, ihm zu erklären, was es mit dieser „Sexualität“ auf sich hatte. Der Grund hierfür waren die Fragen, die ihm der „Sexualkundeunterricht“ in der Schule aufgeworfen hatten und mit denen er nicht nur seine Eltern konfrontierte. Die hatten bestimmt den Eindruck hinterlassen, dass er nichts davon verstanden hatte, von der Sexualität. Er hatte auch wirklich nichts davon verstanden, auch nach den Erläuterungen seines Vaters nicht. Er muss zugeben, dass er bis heute nicht verstanden hat, was sich hinter diesem Begriff, „Sexualität“, verbirgt. All diese Erläuterungen zur menschlichen Sexualität hatten lediglich den Effekt, ihn in seiner Einschätzung zu bestärken, dass diese Erwachsenen ganz merkwürdige Wesen sein müssen, sogar noch viel merkwürdiger als die anderen Kinder. Der Entschluss, dass er nie einer von ihnen werden mochte, war spätestens nach dieser befremdlichen „Sexualkunde“ logisch zwingend. Lieber sterben als erwachsen werden, das war der Entschluss, den er fasste; ein für alle Mal, wie in Stein gemeißelt.

Eigenartigerweise, musste er seit seinem Entschluss nie etwas dazu tun, nicht erwachsen zu werden. Bis zur heutigen Zeit nicht. Es hat bislang nichts in seinem Leben gegeben, das in ihm auch nur annähernd die Befürchtung auslöste, nun erwachsen zu werden. Nicht ein einziges Mal in den nunmehr dreiunddreißig oder vierunddreißig Jahren, die seit jenem Entschluss vergangen sind. Er

ist wirklich Kind geblieben, so wie er es damals entschieden hatte; und das ganz von selbst, als wenn alles andere unnatürlich gewesen wäre.

Es hat in seinem Leben überhaupt nur ein einziges Mal einen Übergang zwischen zwei verschiedenen Lebensphasen gegeben, und den erlebte er kurz vor seinem „großen Entschluss“. Es ist ihm unmöglich, eine genaue Zeit für diesen Übergang zu bestimmen; es musste irgendwann in der Zeit gewesen sein, in der er zehn bis zwölf Jahre alt war. Wahrscheinlich war es ein Übergang, der sich über eine längere Zeit erstreckte; vielleicht ja sogar über diese gesamten zwei Jahre. Seine Erinnerungen sind zu ungenau und zu unscharf, um es mit Bestimmtheit sagen zu können. Der Beschluss, immer Kind zu bleiben, markiert also den Beginn seiner zweiten Lebensphase, den Start in ein neues, damals beängstigend unbekanntes Leben.

Diese beiden Lebensphasen, die dieser Übergang voneinander trennt, sind voneinander unvorstellbar verschieden. Der Unterschied ist so groß, dass ihm seine Erinnerungen an die ersten zehn, elf Lebensjahre richtig fremd sind; er kann sie nicht entziffern, er hat auch keinerlei emotionalen Bezug zu ihnen. Auch eine zeitliche oder räumliche Einordnung dieser Erinnerungen ist ihm nicht möglich, zumindest nicht unmittelbar. Er hat sich jahrelang mit diesen Erinnerungen beschäftigt, die wie Bilder aus einer fernen Welt wirken, und manche von ihnen inzwischen einordnen können. Zu manchen hat er auch ein Verhältnis bekommen, wie die Erinnerung an den „Steinhaufenjungen“. In der sieht er sich selbst, von schräg oben aus einer Entfernung von etwa zwei Metern. Er sieht sich auf einem Haufen Pflastersteine sitzen, mit einem ausdruckslosen, vielleicht traurigen Gesicht. Erinnerungen wie diese haben ihm mit der Zeit immer genauere Ideen davon gegeben, in was für einer Welt er als Kind wohl lebte.

Klar ist, es war eine Welt ohne Menschen. Menschen traten erst spät in sein Leben, besser gesagt, in sein Erleben, und dann als sehr eigenartige Wesen, die ihn zuweilen mit lauter Stimme beschimpften, kränkten oder schlugen. Vor allen Dingen waren sie auch die Quelle einer unerträglichen Tortur seiner Wahrnehmungen: Ihre Lautstärke und ihre Gerüche vor allen Dingen. Auch seine Eltern hatte er sozusagen zu spät kennen gelernt, um noch eine vernünftige Beziehung zu ihnen aufbauen zu können. Sie waren ihm im Wesentlichen lästig. Er erinnert sich, wie überrascht er gewesen war, als er erfuhr, dass sein Va-

ter sich wohl einige Male in der Schule für ihn einsetzte, indem er sich über die Grausamkeiten beschwerte, denen er oft in der Schule (und insbesondere im Sport) ausgesetzt war. Das hätte er ihm gar nicht zugetraut, seinem Vater. Sein Bild von seinen Eltern ist ziemlich davon geprägt, dass sie ihm keine Unterstützung waren, als er welche gebraucht hatte. Inzwischen weiß er, dass sie es gar nicht sein konnten, weil die Distanz zwischen ihm und ihnen dafür viel zu groß war. Sie waren überhaupt nicht da, in seiner Welt, weil er sie schlicht nicht wahrgenommen hatte, wie alles andere Menschliche auch nicht. Es ist, als wenn er die ersten Jahre seines Lebens in einer anderen Welt auf einem anderen Planeten, vielleicht in einer anderen Galaxis verbracht hatte. In einer Welt ohne Menschen, weswegen es vermutlich auch nicht seinen Erwartungen entsprach, irgendwann auf Menschen zu treffen. Es war wie ein Schock, diese Begegnung.

Er weiß sehr wenig von seiner Ursprungswelt. Er weiß beispielsweise nicht, ob es eine kalte oder warme Welt war. Seine eigentliche Assoziation zu dieser Welt ist die einer kalten Welt, einer Welt aus Eis mit spitzen, scharfkantigen bläulichen Konturen. Deswegen mag er immer noch den Winter und den Schnee, weil er sich in ihnen wie zu Hause fühlt – im Eis. Abkömmling eines Eisplaneten. Aber vielleicht war es auch eine warme und geborgene Welt. Gerade weil es keine Menschen gab, eine Welt ohne Bedrohungen, eine unbeschwerte Welt, die reine Welt seiner eigenen Gedanken und Fantasien. Er weiß es nicht; seine Erinnerungen geben darüber wenig Auskunft, auch wenn eigentlich nichts darauf hindeutet, dass seine Kindheit unbeschwert gewesen war.

Das heißt, nicht direkt. In gewisser Weise fühlt es sich so an, als ob alle Probleme erst anfangen, nachdem er mit den Menschen Kontakt aufgenommen hatte. Und das gleich in zweierlei Hinsicht: Als Probleme mit den Menschen, die, einfach weil sie in der Überzahl waren, eine Integration forderten und zugleich aber nicht zuließen. Sie gingen davon aus, dass er einer von ihnen war, ohne dass diese Annahme in irgendeiner Weise begründet werden konnte. Es war schlicht unmöglich, sich ihnen anzupassen; zu groß waren die Unterschiede und die Gräben, die ihre Welt von seiner trennten. Mit der Zeit eröffneten sich allerdings Möglichkeiten, so zu tun, als würde er sich ihnen angleichen, indem er sie imitierte und auf diese Weise wohl auch irgendwie menschlich wirkte. Aber anpassen, wirklich anpassen ...?



Was sich dabei ebenfalls als unüberwindlich herausstellte, war das Gefühl, fremd zu sein; mehr noch, in einer ganz und gar falschen Welt zu leben, in die er nur irrtümlich geraten sein konnte. Die Welt seiner Kindheit dagegen war eine vertraute Welt, in der er nicht fremd war. Es war seine Heimat. Sie ist ihm immer eine Art Utopie geblieben, allerdings eine sehr ambivalente: Einerseits eine Welt, deren Vertrautheit und Sicherheit die Erfüllung seiner Sehnsüchte darstellte, andererseits aber eine sehr einsame Welt, eine ohne Menschen. Die eigentliche Utopie wäre eine Synthese aus beidem, eine Welt mit Menschen, die aber ganz anders sein sollten als das, was Menschen üblicherweise sind. Eine Welt, bevölkert mit Wesen, die so sind wie er. Aber das Wesen einer Utopie besteht eben darin, dass sie immer in einem Kontrast zur so genannten Wirklichkeit besteht. Das Gefühl des Fremdseins hat ihn nie verlassen.

Das ist also seine Heimat: Eine kalte und menschenleere Welt aus Eis; alles andere wird ihm immer fremd bleiben. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass der Winter seiner Geburt ein ausgesprochen harter Winter war. In Südwestdeutschland sogar der kälteste des zwanzigsten Jahrhunderts. In diesem Winter, 1962/1963, war der Rheinfall, in deren Nähe seine Eltern damals lebten, zugefroren. Sein Vater war am Tag seiner Geburt auf dem Rhein durch das Eis gebrochen, als er versuchte, seinen ebenfalls eingebrochenen Hund zu retten. Und er war krank gleich nach seiner Geburt, todkrank, weil er keine Nahrung zu sich nehmen konnte. Er versucht sich seine Eltern vorzustellen, wie sie in Eiseskälte in einer mit Holz nur unbefriedigend zu heizenden Wohnung waren, mit einem Kind, das eigentlich nicht leben wollte. Dank einer ganzen Reihe von glücklichen Umständen überlebte er aber; das heißt, das Leben hatte ihn nach etwa zwei Jahren der Unentschiedenheit zu sich gerissen. So weiß er es von seinen Eltern; selbst hat er keine Erinnerung daran.

Ob da ein Zusammenhang besteht, zwischen diesen Umständen seiner ersten Lebensjahre und der hermetischen Abgeschlossenheit, in der er seine Kindheit verbrachte? Er weiß es nicht. Auf jeden Fall passt es zusammen, wie alles in seinem Leben mit einer beängstigenden Konsistenz zusammen passt. In einem Leben, das sich wie das vieler Insekten in zwei unvorstellbar verschiedene Phasen aufteilt, Larva und Imago. Mit einem Übergang, an dem es sozusagen wie an einer Achse befestigt ist. Wie das wohl solche Insekten wahrnehmen? Erinnern sich Schmetterlinge überhaupt an ihre Zeit als Raupen, wenn ja, auf welche Weise?

Seit diesem Übergang hat es keine wirklichen Übergänge mehr gegeben. Er ist bis heute jener etwa zwölfjährige Junge geblieben, der sich mit einer Mischung aus Erstaunen und Entsetzen anhörte, wie sich das mit der Sexualität verhielt. Entsetzen, weil es ihm wie kaum etwas anderes verdeutlichte, wie wenig er mit jenen Menschen gemeinsam hatte, die ihn für einen der ihren hielten. Dieses Befremden hat sich seither kaum verändert, geschweige denn in irgendeine Richtung entwickelt. Genauso wenig wie diese Mechanismen, die, seit es Menschen in seinem Leben gibt, seine Verhältnisse und Beziehungen mit ihnen hintertreiben und ins Absurde ziehen. Und scheinbar hat sich selbst die Art und Weise, wie er auf andere wirkt, nicht sehr geändert. Wie schon die Zeit seiner Kindheit ist die Zeit nach dem Übergang eine zeitlose Zeit. Es würde ihn nicht erstaunen, wenn der die Zeit nach dem nächsten zu erwartenden Übergang, seinem Tod, ähnlich erleben würde, wie jetzt oder vor dem letzten Übergang. Es gibt sehr wenig, was er so gut an Hand seiner eigenen Biographie nachvollziehen kann, wie die buddhistischen Karmalehre.

Er dreht sich noch einmal um und sieht, wie die fünf Jungen miteinander reden; der Ball liegt unbeachtet neben ihnen. Er war wohl etwa in ihrem Alter, während des Übergangs, als er seine „Achsenzeit“ erlebte. Was sie wohl gerade erleben, in was für einem Übergang sie sich wohl befinden? Ob vielleicht einer von ihnen gerade beschlossen hat, nie, nie, nie erwachsen zu werden? Vermutlich nicht; ein Bolzplatz ist wohl nicht der Ort für solche Entscheidungen – aber, wer weiß das schon?

Fast hätte er den Hauseingang verpasst und wäre daran vorbei gelaufen. Er biegt scharf nach links und muss sich dabei ein wenig konzentrieren, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Mit einem gut einstudierten Griff fasst er den Schlüsselbund, der seit Jahren immer an derselben Kette am Hosenbund hängt. Meistens gelingt es ihm, den Bund so zu greifen, dass er gleich den richtigen Schlüssel in der Hand hält und mit einer einzigen Bewegung ins Schlüsselloch stecken kann. Diesmal gelingt es nicht ganz, aber fast: Er hat zwei Schlüssel in der Hand. Daher muss er mit einer zweiten Bewegung den richtigen Schlüssel greifen, um ihn dann – wiederum mit einer einzigen, eingeübten Bewegung – ins Schlüsselloch zu führen. Dieser Ablauf ist so gut einstudiert, dass er dafür noch nicht einmal hinsehen muss. Es funktioniert daher auch nachts, im Dunkeln.

## Der Steinhauftenjunge

*Seine Kindheit: Sein Blick kannte noch den Radius, eine Art Horizont. Bekannte Welt – Unbekanntes; scharf deutlich, vertraut das eine – farbige, unförmige Flecken das andere: Zwischen Neugier und Furcht. Banale Geschichten blähen sich zu einer erschreckenden Erkenntnis: seine Umwelt, das Unschärfe war feindlich. Erwachsenengeschichten. Er sah dunkle Brücken, ängstlich enge Wege und geheimnisvolle Wasser: eine Kirche taucht aus dem nichts auf und erweitert den Horizont nach oben – Grenzspiele. Er sah sich auf einem Steinhauften sitzen, Pflastersteine – kleines Kind – und traurig sein auf diesem Steinhauften, eingefroren im Tränennass. Angst und Trauer damals noch nicht unterscheidbar in dieser Isolation.*

*Er saß auf diesem Steinhauften, vier- oder fünfjährig und war traurig weil ängstlich. Dieser Steinhauften, der einmal nicht da war, wird irgendwann nicht mehr da sein. Dasein. Er fühlte sich stark, weil er wusste, wie schwach er war: In diesem Augenblick und später; weil er es wusste, hatte er Phantasien, stark zu sein, mächtig zu sein, Herr sogar über alle Natur, all dem Äußeren, Nichtisolierten, das ihn in sich gefangen hält, ihn nicht atmen lässt, nicht altern, nicht leben. Vernichten würde er es und damit seine Isolation.*

*Aus dem „Blauen Buch“, 1989 – 91*

# Blick nach innen

# Das Eis

*Trauer ist eine Bewegung von Armen und Beinen, eine Hand, die sich festhält an einer Stange, einem Strick, einem Halm, ein Bein, das sich anschickt, einen neuen Boden zu finden, zu schaffen; eine gerade eben loslassende Hand und ein gerade eben einen vermeintlichen Boden erreichender Fuß. Ein Moment absolut berührungslos, darunter ein Ozean aus Erinnerungen und Schmerz. Erstarrt in diesen Moment, diesen in alle Zeiten festgefrorenen Augenblick, ist kein Fallen mehr möglich, kein Versinken, Zerfließen, Verschmelzen.*

Ich sitze am Fluss. Es ist kalt, der Fluss, die Landschaft zu Eis erstarrt, regungslos trotz des Windes. Die Nacht erobert schwarz die Farbenreste und klar: der Frost meißelt die Konturen scharfkantig aus dem Bild; Fließen nur noch unter der Oberfläche. Lautlos geht das Eis den Weg von kristalliner Helle über alle Stufen der Farblosigkeit ins Dunkel, alles Licht in sich zurückhaltend, um dann wieder die innere Glut zu entfachen und der Starre ein funkelndes, bisweilen gleißendes Leben zu verleihen. Leben im Nichtflüssigen, starr, entgegen jeder Zeit. Wind statt Fließen, Winde, die nichts bewegen, nichts davontragen, nichts vor sich her treiben. Zustand Wind in einer Welt festgefrorenen Lebens, die mich berührt, mich umarmt & frösteln lässt, mich Flußabhängiges, das nicht mehr ist, wenn in Starre verfallen, nichts mehr im Zeitlosen.

Er läuft an mir vorbei, bleibt kurz darauf stehen, kehrt um & setzt sich neben mich. Er steckt in einer Hose mit diesem typischen Tarnfarben Muster in blau, grau, weiß, und einem Kapuzenpullover mit dem gleichen Muster und den gleichen Farben unter einer eisblauen Jacke. Er hat die Kapuze über seine hellgraue Wollmütze gezogen. Ich sehe ihn an, um zu erfahren, ob ich nicht – völlig unvermutet – einen Gefährten im Widerstand gegen alles verschlingende Eisstarre gefunden habe, ein Bollwerk des Fließenden eingeschlossen in Kristallen, die alles reflektieren und vervielfältigen, aus der Zeit der Lebenden holen und härten, bewahren. Auch seine Augen funkeln wie alles in der einbrechenden Dunkelheit, vervielfältigen die Klarheit der Luft, das Zurückgeworfene in dieser absolut himmellosen Welt, die daher eine innere Welt ist, ein Kosmos aus Licht und Lichtlosigkeit. Den Rollkragen des Wollpullovers, den er unter dem Kapuzenpullover trägt, hat er bis übers Kinn gezogen, seine Mütze tief ins Gesicht, bis knapp über die Augen; darüber mit eisfarbenen Fleckenmuster die Kapuze. Seine Hände stecken in den Jackentaschen; es ist kalt. Auch ich bin dick geschützt gegen das eisige Außen, mehrere Pullover unter einem Kapuzenpullover, Halstuch, Mütze und – wie er – die Kapuze darüber. Ganz in schwarz, nicht wie er eisfarben; meine Bläue ist die der Tiefen, schimmert unsichtbar, als Ahnung vielleicht, durch die schwarze Haut, die ich zeige – sie ist nicht das Blau des Eises.

Im Eis, in dem wir uns wiederfinden, ist uns warm, unsere Augen glühen, unsere Häute so sensibel, dass jede Berührung schmerzen würde: auch deshalb die dicken schützenden Stoffschichten, das Unblau, die Tiefe, das Eis nach außen gekehrt. Die Landschaften strahlen im Licht seiner Augen, der funkelnde Fluss

ergießt sich in die Ferne, und in jedem Licht – jedes einzelne sammle ich behutsam auf, um es den Weg in mich zu weisen, bevor ich es zurücklege und gehen lasse – in jedem dieser Lichter sehe ich ihn, das Nebenmir, das dem Eis entwachsene ich, das sich anschickt, mit mir die Starre zu durchbrechen; ich sehe es und lasse es ein. Wir rücken zusammen, uns aneinander zu wärmen, ich sehe sein Gesicht, seine Augen, den Anflug eines Lächelns auf seinem Mund vor einer tiefen Entspannung, während er mich genau durchmustert, sich mit nadelfeinen Blicken in mein Gesicht zeichnet: Das ist eine erste Berührung.

Nun denn: Lass' uns eintauchen in die Lichttiefen unseres kristallinen Geworfenseins, werden wir uns in uns hineinschmelzen. Meine Hand bewegt sich auf ihn zu, findet auf seinen Beinen Platz und streicht behutsam über das eisfarbene Muster seiner Oberschenkel, tastet, unterstützt von der untrügerischen Sensibilität ihrer Fingerspitzen, die die Handschuhe frei lassen, Schicht für Schicht ab: die feste und daher am meisten schützende Schicht der Hose, die weich abgepolsterte der Unterhose und schließlich die Haut, die warme, entgegenführende Haut. Kein Abstand groß genug, als dass unsere Nervenenden nicht zueinander fänden, sich nicht berührten, ihre Kreise schließen könnten. Die Hand befühlt das Eisblau seiner Kapuze, während wir unsere Augenpaare aufeinander fixieren, die den Austausch unserer Innenwelten einleiten durch die im Dunkeln schwach glimmenden Tunnels ihrer Blicke; die Hand mit ihrem Drängen durch die Oberflächen befühlt durch die Kapuze die Mütze, die Haare, das Hart seines Schädelknochens, Schicht für Schicht in immer tiefere Bereiche dringend schließlich die verstecktesten, innersten seiner Gedanken. Ich fasse ihn an seiner Hand und ziehe ihn hoch, während ich aufstehe, ziehe ihn hinter mir her, während ich durch den Schnee auf das Eis, das den Fluss markiert, laufe.

Der Schnee aufgewirbelt von den Bewegungen, die mit fremder Plötzlichkeit die kosmische Starre ins Trudeln bringen, hüllt unseren Weg in eine watteförmige Atmosphäre, die jeden Laut restlos in sich aufnimmt; selbst unser Sturz auf das festgefrorene Fließen verliert sich in absoluter Stille, aufgefangen von einer Erde, die uns zur Begrüßung einen schwerkraftfreien Moment schenkt. Ich lasse ihn über mich purzeln und halte ihn dann an beiden Händen, uns aufzurichten, im Spiel eine neue Menschheitsgeschichte zu formen. Unter uns der Schnee, dessen Weiß die hereinbrechende Nacht schon fast völlig sich angeeignet hat; die Geräusche und Farben verlieren sich in einer enormen Verlangsamung durch die kristalline Struktur der Luft: alle Zeit haben wir für uns. Unter

der dünnen Schicht Schnee das Eis, die unnachgiebige schützende Hülle einer anderen Lebensform gespickt mit Nervenenden, die – fast sofort – jede unserer Bewegungen über die gesamte Oberfläche des Flusses vermittelt; jedes Stück Kristall, jeder Lichtstrahl in diesem Kosmos weiß jetzt um unser Kommen.

Unter dem Eis vermuten wir Wasser, einen fließenden Aspekt dieser Welt, wie wir es auch in uns vermuten, das Zeitmaß ununterbrochener Bewegung, das aufbauend und abbauend alles Feste bedingt, wie unser Atem in die kalte Atmosphäre entlassen festgefroren die Zeichen bildet, die das Wissen des Kosmos um sich selbst in alle Zeiten transportieren, auch in die vergangenen, atemlosen. Wir kommen zusammen in einer unvorstellbaren Beschleunigung, taumeln, fallen, kugeln über das Eis, das uns mitreißt in seinem gewaltigen Strom über die Horizonte hinweg. Unser gemeinsamer Atem verdichtet sich schwer zu bodennahem Nebel, zu einer Wolke, in die wir uns weich betten, in die wir uns verlieren, und tastend versichern sich die Fingerspitzen unserer Gegenwart. Werfen unser Gestirn in die endlosen Weiten: Lichtwesen, im Dunkeln Lichtwesen. Ich lasse ihn in mich fallen: wir spielen das „Falle durch mich hindurch“ Spiel, unsere Nerven umwinden sich dabei gegenseitig, mühelos die Häute und Hüllen durchdringend, die Stirn; wir fallen durch die Eiswelten, einen den anderen nach sich ziehend, bewegen uns, indem wir uns nervenspitzend erforschen und uns durchdringen, fließen gemeinsam durch die kristallinen Strukturen, durch unsere Träume, erfüllen das Universum unserer Bilder:

So ist die Zeit in unserer Hand, Geburt und Tod endgültig keine Kategorien unseres Daseins mehr. Du bist da. Dasein. Wir fühlen, was wir nicht glauben können.

Die schweren Wolken tragen uns davon, entheben uns dem Eis und der scharfkantigen Kälte, uns weich einhüllend, schwere-, boden-, grenzenlos, und beim Verschmelzen der Häute Schicht für Schicht mit der lichttragenden Atmosphäre jubeln meine Stirnlappen momentgleich nahe dem Wiedergefundenen, sodass ich mit wissendem Blick beginnen kann, dich ausziehen, Schicht für Schicht aus dem Eis geschält, während ich dir sanft über eine Haut nach der anderen streiche.

Auch ich ziehe mich aus, die Kälte überwunden brauchen wir keine Hüllen mehr, keinen Schutz, können uns – Haut an Haut – unseren Nervenenden ausliefern, uns ohne zu vergessen in unseren Blicken auflösen. Ich schäle dich aus



deiner Haut, du zitterst, so empfindlich ist dein Körper, über den meine Hand sanft streicht; auch ich entledge mich meiner Haut, und unsere Körper ohne trennende Häute erstarren zitternd vor Erregung, vor unseren Berührungen, vor dem sanften Hauch unserer schweren Atmosphäre. Die Nervenenden bohren sich spitz durch das Fleisch, das Außen abzutasten, sie umwachsen uns, so dass uns, unseren Armen, Beinen keine Bewegung mehr bleibt. Hautlos unter dem Druck der filigranen Verzweigungen unseres fühlenden Daseins fallen wir in uns, stürzen heraus aus dem Nervencocon, aus dem Atem, stürzen aus unseren Konturen und verschwimmen in den Weiten des Nichterinnerbaren: herausgefallen aus unseren Geschichten, Körpern, Existenzen erfüllen wir unsere Wahrnehmungen vollständig. Meine Fingerspitzen tanzen über deinen zuckenden Körper, dieser stetige Drang nach innen; ich greife nach deinen Händen, ziehe dich hinter mir her & du versuchst zu entkommen, dich mit derartig heftigen Bewegungen meinen Griffen zu entwinden, dass ich dich nicht halten kann und du mir entfälltst von Bodenlosem zu Bodenlosem: ich stürze mich hinterher, stürze mich auf dich und bremse so dein Fallen. Deine heftigen zuckenden Bewegungen durchdringen meinen ganzen Körper während ich auf dir liege und dich auf den Boden drücke, auf einen lebenden, organischen Boden, der dich hält in deinen Zuckungen, der dir mit sanftem Druck den Körper wieder gibt. Bestehend aus lauter Tentakeln, fließend, Wärme, die dich umfassen und einhüllen, deine nach Boden tretenden Beine halten, dir die um sich schlagenden Hände fixieren und dich einrollen, um dir mit sanftem Druck jegliche Bewegung zu nehmen.

Ich komme zu dir, ins Innere des pulsierenden Tentakelkörpers, und ineinander gedrückt, Körper in Körper sind wir umspannt von einer Haut, versinken, lassen uns sinken in einen Frieden, in die wahrnehmungslosen Tiefen unserer geheimen, alle Grenzen überwindenden Alchimien.

Wir tauchen ein in den alles verbindenden Ozean und streifen an der Schwelle zu dieser neuen Welt unsere Körper ab, erreichen berührungslos den Grund der Jahre, den aus dem Schmerz unserer Vergangenheiten entstandenen Grund. Nur noch wir.

Nur noch uns haben wir zum atmen, lassen uns so atmend uns gebären, sterben; im Luftlosen alle Zeit für uns. Meine Hände atmen seinen Körper, verleiben sich ihn ein, wenn sie einatmen, durchdringen ihn ausatmend; meine Hän-

de wissen ihn, nichts, was ihnen entgeht; sie möchten ihn halten, ihm Gefühl geben, ihn formen; sie setzen ihn in diese Welt, in jene Welt, sie erinnern ihn, vergessen nicht. Sie streicheln seine Haut, sprechen zu seiner Haut, sprechen durch seine Stirn, sie sprechen ihn, den Körper, das Wesen, das Licht. Es ist an ihm jetzt ein Wort an mich zu richten, auch mir Wirklichkeit zu geben, mich zu sprechen: kann ich es nicht hören? Kann ich ihn gehen lassen ohne dem verbindenden Wort, einer Antwort; kann ich sein ohne die Fesseln der Erinnerung, die uns auf irgendein immer zusammenhalten, kann ich vergessen?

Die Welt ist stumm, auch ihre Atmosphären und Ozeane geben keinen lösenden Laut, kein Zeichen. Ich erstarre, gefriere mit der Landschaft um mich herum, dem Fluss. Die Träume umspülen mich kalt, lassen mich in sie versinken und nehmen mir jede Bewegung, während sie erhärten und versteinern, mich in sie eingeschlossen zu Eis gefrieren. Ich lasse mich gleichgültig von zu Nadeln auskristallisierten Nerven durchbohren. Ich auskristallisiere, leblos; der Wind bläst jede Erinnerung davon.

Ich sehe ihn schon aus der Ferne kommen, die Hose mit eisfarbenen Mustern, an polare Kriege erinnernd, eisfarben die Kapuze, die er über seine Wollmütze gezogen hat, die Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben. Eisfarben seine Augen, deren Blicke sich durch meine Kleidung hindurch in meine Haut bohren.

Er geht vorbei, verschwindet in der lautlosen Ferne, aus der er kam: jetzt ist da niemand mehr, nichts, das sich dem Eis widersetzen könnte, in dem ich eingeschlossen bin, nichts, das das Eis hindern könnte, mich vollständig zu durchdringen: ich gefriere, kristallisiere, erstarre.



# Blick nach innen

# Jemandlos

Das Pfauenweibchen war offenbar sehr aufgeregt; es flatterte mit den Flügeln, lief ziellos vor und zurück und stieß immer wieder kurze Schreie aus. Er war dem Pfauenweibchen schon einmal bei seinem Spaziergang auf der Pfaueninsel begegnet; da war es aber entschieden ruhiger und lief mit bedächtigen Schritten den Weg entlang, ohne ihn dabei aus dem Blick zu verlieren. Da war sie aber alleine gewesen, die Pfauin, während jetzt in ihrer Nähe zwei ältere Frauen standen, die sie von Nahem betrachten wollten und offensichtlich zwischen Neugier und Angst schwankten, dem Tier zu nahe zu kommen. Es war diese Unentschiedenheit, die die Pfauin so nervös machte; dabei hatte sie von den beiden Frauen überhaupt nichts zu befürchten. Sein Weg führte ihn genau zwischen den beiden Parteien, der Pfauin und den Frauen, entlang; er fuhr den Sprachmodus in seinem Gehirn herunter, bevor er an ihnen vorbei lief. Die Pfauin hörte auf zu flattern und beobachtete ihn genau; es war, als wenn sie die Frauen aus ihrem Fokus verloren hätte. Sie blieb ganz ruhig stehen, während sie ihn beobachtete, als er dicht an ihr vorbei ging. Er spürte die Ruhe, die sich in dem Vogel breit machte und ihm die Unentschiedenheit der beiden alten Frauen gleichgültig werden ließ. Als er an der Pfauin vorbeigegangen war, spürte er, wie ihm ihr Blick folgte und nach kurzer Zeit wieder losließ. In Gedanken sah er sich dabei aus den Augen der Pfauin, von hinten, genau so, wie ihn der Vogel gesehen hatte.

Er kann nicht immer sein sprachliches Denken von einem Moment zum nächsten abstellen. An Tagen wie diesen, an denen er kaum zum Reden gezwungen wird und in einen Zeitfluss eintauchen kann, der nicht dem Regiment des Sequentiellen unterworfen ist, gelingt es ihm. Und wenn sein Denken dann den sprachlichen Modus verlässt, versteht er die Tiere, denen er lauscht, plötzlich viel besser und die Tiere umgekehrt – den Eindruck hatte er – ihn ebenfalls. In seinem nichtsprachlichen Modus war er den Tieren eindeutig näher als den Menschen.

Früher, als Jugendlicher, wollte er immer irgendetwas sein. Vor allen Dingen auch jemand anderes als er selbst. Jemand wirkliches, jemand, der sich nicht wie er irgendwo in einem Grenzbereich zwischen Traum und Realität wiederfand. Er wollte auch immer einen anderen Namen haben, Florian, zum Beispiel,

wie dieser Junge, der in seiner Klasse war und der so war, wie er sein wollte: Stark, selbstbewusst und beliebt. Oder Leonard, wie der sportliche und sensible Junge, in den er sich als Jugendlicher verliebt hatte, oder, und das wäre mit Abstand das Beste gewesen, Yannick, in der französischen Variante mit Y. Ein Name mit sieben Buchstaben und einem y, besser konnte man es gar nicht treffen. Aber viele andere Namen wären auch möglich gewesen, Henning, Steffen, Dominik oder Thorben – nur eben nicht seiner. Sein Name war ein Nichtname. Er war so sehr ein Nichtname, dass es noch nicht einmal eine Rolle spielte, dass er sieben Buchstaben hatte. So wie er ein Nichtjemand war, niemand als niemand, denn auch niemand ist schließlich jemand – zumindest etwas mit einer richtigen Bezeichnung. Er dagegen hatte keine richtige Bezeichnung, war irgendwie zwischen niemand und jemand; zwischen nie und je – das war am Ende ganz woanders, jenseits aller Bezeichnungen. Er war da, wo Sprache nicht mehr hin kam und wo Namen nichts bedeuteten, und er wollte dahin, wo die anderen waren, wo alle anderen waren, um seine Einsamkeit zu überwinden. Aber den Namen kann man nicht einfach wechseln wie einen Pullover, der einem nicht mehr gefällt. Er bleibt an einem haften, wie das Gefühl, fremd zu sein, wohin man auch geht.

Er erinnert sich genau an jene Lateinstunde, als der Lehrer Leonard den korrigierten Test gab und sagte, dass er eine „glatte Fünf“ dafür erhalten hatte. Leonard saß reglos auf seinem Stuhl, das Heft mit der „glatten Fünf“ vor ihm, und ihm liefen die Tränen die Wangen herunter, während er auf das Heft starrte. Leonards Tränen faszinierten ihn sehr; sie zogen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Erst später wurde ihm klar, dass die Fünf am Ende auch bedeutete, dass Leonard die Klasse wiederholen musste, was seine Tränen nachvollziehbar machte. In den darauf folgenden Sommerferien vergaß er die Begebenheit mit Leonard wieder. Danach aber fehlte etwas in der Klasse und es dauerte einige Zeit bis ihm klar wurde, dass es Leonard war, was fehlte; was ihm fehlte. Er sah Leonard nur noch sporadisch in den Pausen. Mit einem Mal fiel ihm auf, dass Leonard meistens blaue Kleidung trug; auch in seinen Erinnerungen hatte Leonard häufig blaue Kleidung getragen. Dabei wurde ihm klar, dass er Leonard gegenüber eine besondere Zuneigung spürte; zu diesem Jungen mit den Tränen in seinem regungslosen Gesicht, der blaue Kleidung trug und einen Namen mit sieben Buchstaben hatte. Doch was bedeutete diese besondere Zuneigung, die er Leonard gegenüber empfand? Sie war sehr stark; sie bedeutete

nicht nur, dass er wie Leonard sein wollte, so wie es mit Florian war. Florian war so, wie er sein wollte, vor allen Dingen beliebt und stark; nicht körperlich stark, sondern in der Art und Weise, wie er von den anderen wahrgenommen wurde. Niemand hätte sich getraut, Florian zu hänseln oder zu schubsen oder gar zu schlagen, so wie er oft gehänselt oder geschubst wurde. Denn anders als er war Florian jemand und wurde von den anderen auch so behandelt, wie ein richtiger Mensch mit einem richtigen Namen. Daher imitierte er ihn, verhielt sich wie er und war damit auch nicht erfolglos. Mit der Zeit wurde er tatsächlich weniger gehänselt und geärgert. Dadurch, dass er Florian imitierte, wurde er stärker, auch wenn er nicht das Gefühl hatte, beliebter zu werden.



Aber mit Leonard war es anders; es ging wesentlich weiter. Es ging nicht darum, wie Leonard zu sein, sondern darum, Leonard zu sein. Wenn er in Gedanken sah, wie Leonard die Tränen über das regungslose Gesicht liefen, spürte er sie auf seinen Wangen. Er konnte fühlen, was Leonard fühlte und wahrnehmen, was Leonard wahrnahm. Es ging so weit, dass er sich durch Leonards Augen sehen konnte; klar und deutlich. Er und Leonard waren wie eine Person in zwei Körpern. Dadurch, dass er niemand war, konnte Leonard ihn in sich aufnehmen, ohne dass dabei Widerstände überwunden werden mussten. Es wäre auch unlogisch gewesen, dabei Widerstände zu spüren, denn schließlich gehörte er genau da hin, zu Leonard, in ihn hinein; das war sein Platz. In Leonard sein zu wollen, in ihm zu sein, seine Gefühle zu fühlen und durch seine Augen die Welt zu sehen, das bedeutete die Zuneigung, die ihn zu Leonard zog. Es war die Chance, jemand zu werden, und es ging dabei nicht nur darum, von anderen wie ein Mensch wahrgenommen und geachtet zu werden, weil er – wie Florian – einen anderen Menschen imitierte. Es war, davon war er überzeugt, die einzige Chance, die sich ihm bieten würde, jemand zu werden.

Er denkt oft an diese Reise, die er in jener Woche Ende November unternommen hatte. Sein Leben und sein Denken drehten sich schon seit einiger Zeit nur um Leonard; Leonard war wie ein Gravitationszentrum, das alle seine Gedanken und Gefühle in Bahnen um es herum lenkte und festhielt. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, plötzlich jemand sein zu können, ganz besonders weil es auch jemand so faszinierendes war wie Leonard, was er sein konnte. Als er verreist war, sah er am Nachmittag eine Ausgabe des „Stern“, auf dessen Titelblatt fünfzig Gesichter abgebildet waren mit der Überschrift, „Ich bin schwul“. Dieses Titelblatt ließ ihn nicht mehr los; er reproduzierte es in seinen Gedanken hunderte Male. Am Abend desselben Tages entschied er sich, spazieren zu gehen und über das nachzudenken, was er zu diesem Titelblatt assoziierte. Es war ein sehr schöner Abend. Nicht nur, weil es ihm gefiel, in seinem Parka draußen zu sein und alleine durch die Gegend zu laufen; es war der erste Abend in jenem Winter, an dem es kalt genug war, sich in Mütze und Kapuze einzupacken und entsprechend geborgen zu fühlen. „Ich bin schwul“, echote es tausende Male durch seine Gedanken, während er sich durch den Abend treiben ließ. Das war es, schoss es ihm plötzlich durch den Kopf, und seine Zuneigung zu Leonard war in Wirklichkeit Liebe. Wenn zwei Menschen eins werden wollen, wenn sie in Wahrheit eine Person waren, die sich aus schwer nachvoll-



ziehbaren Gründen auf zwei Körper verteilte, dann hieß das wohl Liebe; so musste es sein. Und dass diese ganz besondere Liebe anders war als üblich, hatte nun auch eine schlüssige Erklärung gefunden: Er war schwul und auch Leonard musste schwul sein, denn sonst würde er ihm ja nicht so ein Gefühl der Verbundenheit vermitteln können. Wäre diese Liebe nur einseitig gewesen, wäre es gar nicht denkbar gewesen, dass ihn Leonard hätte in seine Gedanken und Gefühle eindringen lassen. Es konnte nicht anders sein, als dass Leonard und er schwul waren, sich liebten und zusammengehörten. Im Nachhinein gesehen ist es allerdings verwunderlich, dass er sich von dem Umstand, dass eine Zeitschrift wie der „Stern“ von einer solchen besonderen Form der Liebe berichtete, nicht irritieren ließ. Wahrscheinlich war die Verwunderung überdeckt von der Aussicht, dass diese Liebe dadurch eine Bezeichnung hatte und damit mitteilbar – und auch wirklich – wurde.

Er war nicht nur kein jemand und hatte nicht nur keinen richtigen Namen, er war auch sehr einsam, besser gesagt, isoliert. Selbst seine Freundschaft mit Florian war keine richtige Freundschaft gewesen, eigentlich gar keine Freundschaft. Das Verhältnis zwischen den beiden beschränkte sich im Wesentlichen auf seinen Wunsch, wie Florian zu sein, und sein Bestreben, Florians Verhalten zu imitieren. Florian duldet seine Nähe und sogar seine gelegentlichen Besuche, bei denen er sich stundenlang schweigend neben ihm aufhielt und ihn beobachtete, aber das war auch schon alles. Dass ihr Verhältnis nur sehr einseitig war, wurde ihm deutlich, als er einmal hörte, wie Florian einem anderen Jungen erzählte, wie lästig ihm seine „Annäherungen“ gewesen waren. Von da an besuchte er ihn nicht mehr. Das Verhältnis mit Leonard war noch sehr jung, als ihm klar wurde, schwul zu sein, noch nicht einmal ein Jahr alt. Er hatte mit Leonard noch nicht viel geredet, so gut wie gar nicht, aber sie waren sich dennoch sehr nahe – auf jeden Fall er Leonard. Es war allerdings nicht vorstellbar, dass Leonard ihn nicht spürte, wenn er in ihm war, seine Gefühle fühlte und seine Wahrnehmungen wahrnahm.

Seine Einsamkeit und sein Gefühl, nicht jemand zu sein, mussten irgendwie miteinander zu tun haben. Es musste so sein, dass er nur ein Teil von etwas Ganzem war; von etwas Ganzem, was er mal gewesen war oder was er – einer Bestimmung gemäß – werden sollte. Deswegen konnte er nichts wirkliches werden, weil ein entscheidender Teil an ihm fehlte. Er konnte sich an diesen Teil zwar nicht erinnern, aber das Gefühl der Einsamkeit, das ihn Tag und

Nacht begleitete, erinnerte ihn beständig daran. Es konnte nicht anders sein, als dass Leonard dieser fehlende Teil war und damit der Schlüssel zu seinem Menschwerden. Es konnte niemand anderes sein als Leonard, so leicht, wie er ihn in sich eindringen ließ. Seine Liebe zu Leonard, so erlebte er sie zu jener Zeit, war der Anfang vom Ende seiner Isolation und seines Fremdseins.

Auf der Fahrt zurück nach Hause spürte er plötzlich, wie etwas sich in seinen Gedanken breit machte, was nicht von ihm gekommen war. Es war ein sehr merkwürdiges Gefühl in seinen Gedanken, das er überhaupt nicht kannte und auch nicht einordnen konnte. Er lokalisierte dieses etwas zunächst als verschwommene Konturen, die sich in seinen Gedanken zeigten. Mit einem Mal erkannte er in diesen Konturen, ähnlich wie in einem Vexierbild, sein Meerschweinchen, das erste und einzige Haustier, das er überhaupt hatte. Es schwebte regungslos und leblos in einem Sammelsurium undeutlicher Formen, um kurz darauf wieder zu verschwinden. Er hatte dabei unmittelbar den Gedanken, dass es gestorben sein musste, und versuchte, ihm einen Abschiedsgruß dort hin zu schicken, wo es sich befand und von wo es in seine Gedanken gekommen war. Als er zu Hause ankam, war sein Meerschweinchen wie erwartet tot; es starb auch, wie er herausgefunden hatte, genau zu der Zeit, in der er es in seinen Gedanken gesehen hatte. Das Meerschweinchen war bis dahin in seinem Leben das Wesen gewesen, das ihm am nächsten war; er deutete seinen Tod als Zeichen des Übergangs. Jetzt, im Alter von fast sechzehn Jahren, war es Zeit, das große Werk zu beginnen und Mensch zu werden. Schwul zu sein vertrug sich offenbar nicht damit, ein Meerschweinchen als Haustier zu haben. Jetzt, nach seinem schwulen Coming-out, ging es darum, eins zu werden mit Leonard. Es war viel bedeutsamer als der Schritt, den er vier bis fünf Jahre zuvor vollzogen hatte, mit seinem Eintritt in die Welt der Menschen. Damals hatte er noch nicht erkannt, dass dieser Schritt erst den Anfang darstellte eines sehr langen Weges, der ihn am Ende zu den Menschen führen sollte, wenn auch als etwas, was immer fremd bleiben würde.

Seit seinem schwulen Coming-out ließ ihn der Gedanke nicht los, Leonard davon zu erzählen, vor allen Dingen auch von seiner Zuneigung zu ihm. Aber irgendetwas hielt ihn davon zurück. Er erzählte vielen Menschen von seinem Coming-out, das – zumindest nach den Schilderungen seiner Eltern – dann auch zum allgemeinen Dorfgespräch wurde. Leonard zeigte aber keinerlei Reaktion darauf, obwohl er es wissen musste – alle in der Schule wussten es.

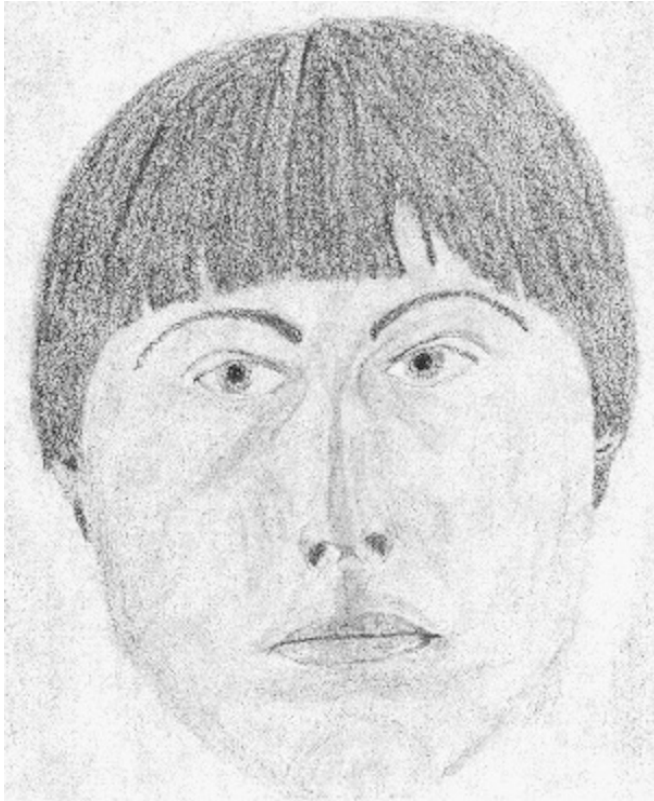
Wenige Monate nach dem Coming-out hatte er sogar in der Schülerzeitung darüber geschrieben. Doch Leonard reagierte nicht. Die Begegnungen mit ihm blieben angenehm vertraut, entspannt und unverbindlich. Sie redeten sehr wenig dabei und spürten sich statt dessen, er Leonards Gefühle und Leonard seine, da war er sich sicher. In den darauf folgenden Jahren kam es einige wenige Male vor, dass Leonard ihn anfasste, ihn umarmte oder ihn gar festhielt. Das waren zweifellos die Höhepunkte in dem irrealen Verhältnis, das er mit ihm hatte. Leonard aber hatte er weder etwas von seinen Gefühlen ihm gegenüber erzählt noch über die Rolle, die er in seinem Leben spielte, auch dann nicht, als er sich Jahre später entschieden hatte, diese virtuelle Beziehung zu beenden. Statt dessen hatte er Leonard Briefe geschrieben, in einer Geheimschrift, die er eigens dafür erfunden hatte. Briefe, die er sorgsam versteckt und nie jemandem gezeigt hatte; er hatte sie selbst nach dem Schreiben nicht mehr gelesen. Aber dennoch hatte er sich Leonard Stück für Stück angeeignet, hatte mehr und mehr Leonards Gefühle gefühlt, Leonards Gedanken gedacht, sich wie Leonard bewegt; in gewisser Weise war er tatsächlich Leonard geworden. Am eindrucksvollsten war – im Nachhinein gesehen – dass er sein Verhältnis zum Sport radikal geändert hatte. War er immer mit großem Abstand der Schlechteste im Schulsport gewesen und hatte dieses Unterrichtsfach gehasst wie nichts anderes auf der Welt, wurde er am Ende seiner Fantasiebeziehung zum Leistungssportler – so wie Leonard einer war.

Durch Leonard ist er tatsächlich jemand geworden. Auch wenn er sich wieder fremd wurde, nachdem er die virtuelle Trennung von diesem ganz besonderen Jungen vollzogen hatte, der Grundstein war gelegt für seinen weiteren Weg in die Welt der Menschen. Er war unwiderruflich ein jemand geworden. Das hatte sich vor allen Dingen auch darin bemerkbar gemacht, dass es nach Leonard lange Zeit niemanden mehr gab, dessen Gefühle er spüren und in dessen Gedanken er eindringen konnte. Vor seinem Weltenwechsel, den er mit elf oder zwölf Jahren vollzogen hatte, lebte er nicht mit der Idee, dass diese Wesen in seiner Umgebung Menschen wie er waren; zumindest einige von ihnen. Er war vollkommen alleine, der einzige seiner Art. Ein Alleinsein, das ihm allerdings erst nach dem Wechsel bewusst wurde. In den anderen Menschen beobachtete er etwas, was ihm absolut fremd war und das er einige Zeit später als jemandsein identifizierte. War es anfangs nur etwas faszinierend fremdes, erhielt es nach einiger Zeit eine enorme Bedeutung, als er diesen Unterschied als Ur-

sache für die Isolation ausmachte, in der er lebte. Er kam dabei zu dem Schluss, dass es dieses Jemandsein in einem anderen Menschen geben musste, der es mit ihm teilen würde. Es musste Menschen geben, zwischen denen es nichts trennendes gab; nur so konnte er die Welt der Menschen deuten. Am Ende ließ sich seine Theorie zwar weder widerlegen noch beweisen, aber es wurde zunehmend klar, dass er der einzige war, dem sie plausibel vorkam. Aber das machte nichts, weil er Leonard kennen gelernt hatte, mit dem er genau diese Aufhebung alles trennenden lebte. Nachdem dieses Verhältnis mit Leonard zu einem Ende gekommen war, musste er zu dem Schluss kommen, dass es grundsätzlich eine Grenze zwischen den Menschen gab, die immer prinzipiell unüberwindbar bleiben würde. Der Preis, diese Grenze punktuell zu überwinden, wie er es mit Leonard erlebt hatte, war der Verlust der Wirklichkeit des Verhältnisses. Daran scheiterte er. Dennoch führte ihn dieses Verhältnis offensichtlich dazu, jemand zu werden, und – vielleicht – dadurch den Menschen näher zu kommen. Was nach Leonard allerdings auch blieb, war eine tiefe Sehnsucht, sich in einem anderen Menschen zu vervollständigen, die ihn noch viele Jahre als zentrale Motivation durch sein Leben treiben sollte.

Ein sehr auffälliger Zusammenhang bestand zwischen dem Grad an Jemandsein, den er für sich realisieren konnte, und dem Grad an Menschlichkeit, mit dem man ihm begegnete. Je mehr er jemand wurde, desto größer wurde er in seinem Menschsein akzeptiert; wenn auch als jemand merkwürdiges, was er als Jugendlicher zweifellos war. Bevor er jemand wurde, konnte man ihn hänseln, schubsen und auch schlagen, man konnte über ihn reden ohne mit ihm zu reden, obwohl er anwesend war und zuhörte. Man konnte ihn ignorieren, einfach weggehen und ihn irgendwo sitzen lassen, all diese Dinge, die man nicht mehr tat, nachdem er jemand geworden war. Diese Entwicklung wurde bereits deutlich, als er anfang, Florian zu imitieren, und setzte sich fort, während er mehr und mehr Leonard wurde. Natürlich würde sein Jemandsein immer unzureichend bleiben, nicht nur, weil das Problem mit dem Namen nicht richtig gelöst werden konnte; immerhin wandelte er ihn ab, sodass er auf diese Weise einen richtigen Namen hatte, allerdings nicht mehr mit sieben Buchstaben. Das, was er wurde, war in gewisser Hinsicht ein Plagiat, aber für eine gesellschaftliche Anerkennung reichte es. Um seine Isolation aufzuheben, genügte es nicht, aber in seiner Menschwerdung war er riesige Schritte vorangekommen. Es ist eigenartig, dass, obwohl es so viele Menschen gibt, nirgendwo eine Anleitung

zu finden ist, wie eine Menschwerdung genau vollzogen werden kann. Noch viel merkwürdiger ist, dass seine Improvisationen auf diesem Feld tatsächlich funktioniert haben – wenn auch nur teilweise.



*Ein Selbstporträt als Bleistiftzeichnung aus dem Jahr 1979*

Die deutlichste Änderung, die mit seiner Jemandwerdung einher gegangen war, war die Art und Weise, wie er sich selbst wahrgenommen hatte. Als Jugendlicher beschlich ihn immer ein Befremden, wenn er sich selbst im Spiegel sah oder seine Stimme hörte. Es sah nicht nur merkwürdig aus und hörte sich merkwürdig an, es war nicht er, was er sah oder hörte. Es sah anders aus, als das was er sah, wenn er sich in Gedanken oder durch Leonards Augen gesehen hatte. Nicht so anders, dass er genau beschreiben konnte, in welcher Weise anders, aber dennoch deutlich anders. Auch wenn es wie immer aussah, wenn er sich im Spiegel sah, fühlte es sich anders an. Wenn er seine Stimme etwa durch Leonards Ohren hörte, hörte sie sich zwar gleich an, aber sie war ganz anders. Einmal gehörte sie zu ihm, das andere Mal nicht, als wenn etwas fremdes aus ihm heraus tönen würde. In seiner Kindheit und Jugend sah er sich oft in Gedanken von außen; nicht nur im Traum, sondern auch, wenn er

wach war. Manchmal betrachtete er sich dabei auch sehr ausgiebig. Daher fiel es ihm auf, dass er anders aussah als im Spiegel. Er kann sich nicht erinnern, dass er sich als Kind – vor dem Weltenwechsel – jemals im Spiegel gesehen hatte. Konnte es sein, dass er im Spiegel zu jener Zeit gar nichts gesehen hatte, dass es gar kein Spiegelbild von ihm gab? Mit der Zeit, das heißt mit seiner Leonardwerdung, wandelten sich sein Spiegelbild und seine Stimme. Sie glichen sich dem an, was Leonard gesehen und gehört hatte, und wurden ihm damit auch immer vertrauter. Bis es ihm schließlich überhaupt nicht mehr fremd vorkam, sich im Spiegel zu sehen oder seine Stimme zu hören.

Seit seiner Jugendzeit hat er eine Mappe mit ein paar Zeichnungen, die er als Jugendlicher angefertigt hatte. Auch ein Selbstporträt ist dabei, das er gemalt hatte, als er siebzehn Jahre alt war. Es wirkt perspektivisch merkwürdig verzerrt, aber treffend genug, um sich wiedererkennen zu können. Irgendwann, er war bereits über dreißig Jahre alt, entdeckte er, dass der Umschlag dieser Mappe einmal geöffnet und wieder zugeklebt worden war. Er diente offenbar als Geheimschloß, was auch erklärte, warum er so dick war. Er öffnete den Umschlag vorsichtig an der zugeklebten Stelle und zog einen kleinen Stapel loser Blätter heraus. Sie waren alle eng mit einer eigentümlichen Schrift beschriftet. Erst als er diese Blätter sah, erinnerte er sich an die Briefe, die er in Geheimschrift an Leonard geschrieben hatte. Da alle Briefe mit der Sequenz „An Leonard“ gefolgt von dem jeweiligen Datum begannen, war es nicht schwer, die Schrift zu entschlüsseln. Vor allen Dingen auch, weil ihm nach und nach mehr Erinnerungen an das Schreiben der Briefe und das Entwickeln der Geheimschrift ins Gedächtnis kamen, während er sich mit diesen Briefen beschäftigte. Als er schließlich anfang, die Briefe in „normale“, lateinische Schrift zu übersetzen, fröstelte er, während die Briefe in einem gewohnten Schriftbild erschienen. Die Erinnerung an die Zeit mit Leonard war bereits sehr blass geworden und manifestierte sich plötzlich wieder mit einer Wucht, die ihn erschreckte. In seinen Gedanken erschien die Szene, in der Leonard seinen Lateintest erhalten hatte und regungslos da saß, während der Lehrer in Siegerpose verkündete, dass die Fünf in Latein nun unvermeidlich war. Er spürte dabei Leonards Tränen auf seinen Wangen.

Die Texte erschienen ihm sehr banal, aber sie hatten den Effekt, ihm ein Stück seiner Vergangenheit wieder zu bringen. Es fällt ihm schwer, die Fragmente seiner Erinnerungen zu einem Ganzen zusammen zu fügen, das dann seine

Biographie bilden könnte. Im Grunde genommen war dies eine langwierige, analytische Arbeit, etwa wie aus Puzzleteilen ein Bild zusammen zu setzen mit der zusätzlichen Schwierigkeit, dass die Teile nicht vollständig sind. Schon lange bevor ihm das klar wurde, arbeitete er mit Merkmalen, meist in Form von Texten aber auch Bildern, die er bereits in seiner Jugend immer mit Datum versehen hatte. Diese Merkmale waren dann wie Eintrittskarten in einen Film, der einen Teil seiner Biographie darstellte. Leonards unabgeschickte Liebesbriefe sind bis auf vereinzelte Ausnahmen die frühesten Merkmale, die er hat. Entsprechend verblasen seine Erinnerungen an die Zeiten vor Leonard rapide. Die Zeit des Weltenwechsels, als er etwa elf oder zwölf Jahre alt gewesen war, zeigt sich dabei nochmal als eine richtige Barriere: Die Erinnerungen an die Zeit davor sind sehr fragmentarisch, selten und vor allen Dingen auch abstrakt. Das Bild von dem Jungen auf dem Steinhaufen, das ihn von schräg oben zeigt, stellt dabei eine Ausnahme dar, wie ein Seezeichen in einem Meer der Indifferenz. Es markiert einen Moment der Verdichtung, von denen es mehrere in seiner Biographie gibt, wie beispielsweise jener Moment, in dem er auf Leonard das erste Mal aufmerksam wurde.

Jene Lateinstunde am Ende der achten Klasse, als er die Tränen beobachtete, die Leonard über das Gesicht liefen, war zweifellos ein solcher Moment, in dem sich viele Elemente seines Lebens verdichteten. In solchen Momenten, das kann nicht anders sein, mussten ihm sehr grundsätzliche Dinge klar geworden sein. Sie waren wie Offenbarungen, die ihm zuteil wurden. Genauso wie jener Moment, in dem er sich selbst auf einem Haufen Pflastersteine sitzen und weinen sah. Da musste er vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. In dieser Erinnerung sieht er sich selbst von schräg oben, aus etwa zwei Meter Entfernung und er sieht, wie ihm Tränen über die Wangen liefen. Aber er spürt dabei nichts; anders als Leonards Tränen, die er nach so vielen Jahren immer noch spüren kann. Die Tränen des Jungen auf dem Steinhaufen kann er nicht spüren – wahrscheinlich spürte sie auch der Junge in der Erinnerung nicht; in seiner Welt gab es keine solchen Gefühle. Er sah die Tränen lediglich, von außen, wie er sich von außen sah, und dachte vermutlich darüber nach, was dieses Wasser wohl zu bedeuten hatte, das aus seinen Augen floss.

Die dritte derartige Erinnerung ist an eine Zeit wenige Monate nach seinem Abitur. Seine irrealen Beziehung mit Leonard hatte er inzwischen beendet gehabt, was ihm die Erkenntnis eröffnete, dass es außer Leonard noch andere faszinie-

rende Menschen gab. Henning war einer davon, nicht nur deshalb, weil sein Name sieben Buchstaben hatte und seine Augen in dem intensivsten Blau leuchteten, das er bis dahin kannte. In der Nacht vor jenem Wintertag träumte er von Henning, wie er ihn besuchen kam, sich an seinen Schreibtisch setzte, ein Klappmesser aus seiner Tasche zog und öffnete. Er kann sich genau an diesen Traum erinnern, der sich wie in Zeitlupe abspielte: Henning, der das Messer in den Tisch rammen mochte, und er, der seine Hand schützend zwischen den Tisch und das Messer hielt. Dass er nichts spürte, während sich das Messer durch seine Hand bohrte, dass Henning es erschreckt wieder heraus zog und sich für seine Tat entschuldigte. Er kann sich deshalb genau an diesen Traum erinnern, weil am Tag nach diesem Traum Henning ihn tatsächlich unerwartet besuchen kam; das einzige Mal überhaupt, dass es so einen unangekündigten Besuch gegeben hatte. Henning setzte sich an seinen Schreibtisch, zog sein Klappmesser aus der Tasche und öffnete es. Starr vor Schreck beobachtete er wie Henning ansetzte, das Messer in den Tisch zu rammen, aber kurz vor der Platte die Bewegung stoppte. Das Messer tippte leicht auf den Tisch und hinterließ ein kleines, gerade noch sichtbares Loch.

Mit Leonard fing es an, dass er Gedanken und Gefühle anderer Wesen in sich spürte. Meistens waren es Leonards Gedanken, Gefühle und Wahrnehmungen, aber auch manchmal die anderer Menschen oder auch von Tieren, was allerdings selten war. Außer Leonards Gedanken konnte er sie meistens nicht zuordnen – sie blieben anonym. Da er selbst nie besonders dazu neigte, an außerphysikalische Phänomene zu glauben, versuchte er diese Phänomene unmittelbaren Gedankenaustauschs kritisch zu beurteilen. Aber er machte dabei auch Erfahrungen, die keinen Platz für Zweifel ließen. Eine davon war, dass er in Gedanken sah, wie Leonard in einen Autounfall verwickelt war, und darauf hin sofort zu der Stelle ging, die er dabei in Gedanken gesehen hatte. Da war tatsächlich Leonards Mutter gerade einen Autounfall verwickelt, während Leonard in ihrem Auto saß. Zum Glück hatte sich dabei niemand verletzt. Das Ereignis mit Henning und dem Klappmesser war vorläufig das letzte derartige Erlebnis. Er hatte an jenem Tag beschlossen, dass es das letzte sein sollte, weil er es nicht ertragen konnte, dass solche Grenzüberschreitungen in ihm Hoffnungen und Sehnsüchte wach hielten, die sich ohnehin nie erfüllen sollten. Tatsächlich sind seither solche Erlebnisse nur noch selten – und sehr punktuell – aufgetreten. An jenem Tag aber, als sein Schreibtisch dieses unscheinbare



Loch erhielt, geschah aber etwas viel bedeutenderes. Er schloss sich ab und vollendete damit seine Jemandwerdung. Es ist nicht der Glasglockenabschluss, der ihn immer von der menschlichen Welt isoliert hat und isolieren wird. Es ist der Abschluss der eigenen Person, das Akzeptieren, dass die Grenzen des eigenen Körpers zugleich auch die dessen sind, was als „ich“ wahrgenommen wird. Und dass diese Grenzen nur in ganz besonderen Situationen aufgehoben werden können, weil das Wegfallen dieser Grenzen immer auch ein Wegbrechen der Wirklichkeit bedeutet. Es war nicht das Jemandsein, das er sich als Jugendlicher gewünscht hatte, vor allen Dingen nicht, weil es ihn nicht aus seiner Isolation führte. Im Gegenteil, es machte ihm einmal mehr deutlich, dass nichts bleiben würde, als diese Isolation zu akzeptieren.

Mit einem Mal ist es still. Die Stimmen der beiden alten Frauen verstummen, obwohl sich ihre Münder noch bewegen, als ob jemand den Ton ausgeschaltet hätte. Die Pfauin bewegt sich wie in Zeitlupe, legt ihre Flügel an und hört auf zu flattern. Er blickt ihr in die Augen und sie blickt zurück; während sie sich gegenseitig die Augen fixieren, verschieben sie ihre Perspektiven. Er sieht sich durch ihre Augen und sie ihn durch seine. Es ist vollkommen still, dieser Moment, und er spürt die Schwingungen der Luft, den die Münder der beiden Frauen erzeugen, ohne sie zu hören. Mit dem Blick der Pfauin starrt er in seine Augen und fühlt in seinen Gedanken der Pfauin nach, die sich durch ihn in ihre Augen sieht. Schließlich löst sie ihren Blick von seinen Augen, aber während er weitergeht, sieht er sich nach wie vor durch ihre Augen. Er bekommt dadurch auch mit, wie die Pfauin ihren Kopf neigt und ihn dann gänzlich los lässt, um in das nahe liegende Gebüsch zu verschwinden. Sein Blick kehrt wieder zu ihm zurück und die Sprache kommt auch wieder in seine Gedanken – zusammen mit den Stimmen der beiden Frauen.

Kommunikation ohne Sprache ist eine sehr direkte Kommunikation, eine die die Grenzen des Ichseins einfach ignoriert und sich statt dessen an den großen Zusammenhang erinnert, der alles miteinander verbindet – egal ob es verbunden sein möchte oder nicht. Ohne Sprache gibt es tatsächlich nichts, was jemand sein könnte, es gibt die Grenze nicht, die dafür erforderlich wäre, den Rand des Ichs. Sprachlos sein heißt jemandlos sein. Der Raum, in dem der sprachlose Geist lebt, ist offensichtlich ein ganz anderer als etwa der euklidische Raum, der einem durch das Sehen vermittelt wird. Dieser Raum kennt keine Ränder, genauso wenig wie er eine Gleichzeitigkeit kennt, die Teile in ihm

etwa als feste Orte identifiziert. Jeder Teil von ihm ist überall und nirgendwo zugleich und dadurch genau das nicht, was ein Individuum auszeichnet, unteilbar. Deswegen ist er jenseits der Sprache in der Lage, seine Perspektive mit der der Pfauin zu tauschen. Ihm kommt jener Zen-Spruch in den Sinn, während er darüber nachdenkt, „Ich bin Teil des Universums, das Universum ist in mir“. Dieser Ausspruch beschreibt den Raum recht gut, wie er sich jenseits eines sprachlichen Denkens darstellt.

Die Sprache isoliert, indem sie Teile und Bereiche im Wahrgenommenen identifiziert. Sie isoliert die Sprecher und macht sie damit zu Individuen, die nicht mehr in der Lage sind, miteinander ihre Perspektiven zu tauschen. Vielleicht ist eine Sprache notwendig, um die Kluft zwischen den Menschen zu überwinden, die sie durch die Separierung der Wesen zu Individuen zuvor aufgerissen hat. Die Sprache wäre dann das, was die Menschen von den anderen Lebewesen, wie zum Beispiel dieser Pfauin, trennt und dadurch untereinander – auf eine andere, mittelbare Weise – verbindet. Sie wäre damit aber auch das, was auf subtile und schwer durchschaubare Weise seine Isolation undurchdringbar macht. Die Sehnsucht seiner Jugend, mit einem Menschen so kommunizieren zu können, wie er eben gerade mit dem Vogel kommuniziert hat, scheitert an der Topologie sprachlichen Denkens.

*Ein Selbstportrait als Aquarell  
aus dem Jahr 2012*



„Du darfst nicht sein, wer du bist“, dieser Satz ist ihm schon häufig durch den Kopf gegangen. Er war Anfang dreißig, als ihn eine Bekannte von ihm äußerte; nur wenige Wochen nachdem er seine Liebesbriefe in Geheimschrift wieder entdeckt hatte. Das war die Botschaft, die ihm seine Eltern in seiner Kindheit vermittelt hatten. Dem kranken, schwachen, hoch sensiblen und verträumten Jungen, der sich von allem abkapselte und noch nicht einmal den Test für die Einschulung bestand – obwohl er da bereits Lesen und Schreiben und die Grundrechenarten konnte. Dass mit ihm „etwas nicht stimmte“, war unübersehbar gewesen, aber seine Eltern konnten es nicht zulassen, ein behindertes Kind zu haben. Zu wichtig war er in ihrem Leben gewesen, als Träger ihrer Sehnsüchte und Verletzungen. Sie kämpften für ihn einen Kampf gegen eine feindlich gesonnene Umwelt, die ihn gar nicht interessierte, und erkämpften auch seinen Platz in der regulären Schule und in einer Normalität, die ihm fremd und unheimlich war, „Unser Kind ist nicht behindert“. Aber er wollte gar nicht normal sein, er wollte keinen Kontakt zu dieser Welt, sondern einfach nur für sich sein und in Ruhe gelassen werden.

Das stand natürlich in einem krassen Kontrast zu den Erwartungen, die seine Eltern ihm gegenüber hatten. Sie wollten definitiv kein Kind haben, das nicht berührt werden mochte, ungern mit anderen Kindern spielte und am liebsten die Tage damit verbrachte, alleine im Wald oder in den Feldern herum zu laufen oder sich in abgedunkelten, engen Höhlen zu verkriechen, die es eigens dafür gebaut hatte. Dafür mussten sie zu lange warten, bis das mit dem Nachwuchs endlich klappte, immerhin sieben Jahre; dafür haben sie auch zu viel eingesetzt für ein Kind, das todkrank zur Welt gekommen war und die ersten Jahre alle Aufmerksamkeit auf sich und seine Krankheit gezogen hatte. Nicht für ein Kind, das weder willens noch in der Lage war, seine Eltern zu lieben, ihre Liebe zu erwidern; nicht für ein Kind, das in einer autistischen Welt lebte und sich allem Menschlichen versagte. Verstärkt wurde diese Diskrepanz zweifellos noch dadurch, dass seine Mutter als Jugendliche im zweiten Weltkrieg Dinge erlebt hatte, die zu schlimm waren, als dass sie sie verarbeiten konnte. Die sie statt dessen in das Verhältnis zu einem Kind legte, das ihr, genauso wie ihre Geschwister und Eltern, die sie in jenem Krieg verloren hatte, die Liebe entzog, die sie zum Leben brauchte. Das Gewicht dieser unseligen Geschichte hätte ihn zerdrückt, wäre er nicht als Autist immun gegen solche Übertragungen gewesen. Aber er war immun, genauso wie er gegen die Liebe immun war, die ihm

seine Eltern entgegen brachten. Diese Last aber, der Druck, der ihm unmissverständlich drohte, eine immense Schuld auf sich zu laden, wenn er das lebte, was er eben war, ein autistisches Kind, dieser Druck war dennoch vorhanden. Er war vielleicht eines der wenigen Stücke Wirklichkeit, die damals, in seiner Kindheit, wirklich zu ihm hindurch drangen. Es war wohl dieser Druck seiner Eltern, der ihn in die Welt der Menschen verbannte, in der er sich dann fremd und unvollständig wiederfand. Richtig gehend entstellt, sodass er sich nicht wiedererkennen konnte, weder in seinem Gesicht noch in seiner Stimme. Das, was er war, und das zugleich auch das war, was er sein wollte, durfte er nicht sein. Er durfte nicht in seinem Cocon bleiben, in seinem Paradies aus klarem, schillernenden Eis. Als Kind wollte er sich nie entwickeln und auch nie Mensch werden; man zwang ihn dazu. Das war es.

Allerdings ist das nicht alles; es ist ein Aspekt des Anfangs seiner Odyssee durch die Welt der Menschen, einer von mehreren. Ein anderer Aspekt ist der, dass ihm etwas begegnet war, was er bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Seine Erinnerungen daran sind sehr schemenhaft, sodass er die Zeit dieser Begegnung nicht genau bestimmen kann; es war die Zeit, als er etwa elf oder zwölf Jahre alt war. Was ihm begegnet war, war ein Junge, der vielleicht zwei oder drei Jahre älter als er gewesen sein musste; dafür sprechen zumindest seine Erinnerungen. Eines jener Wesen also, die ihm ziemlich fremdartig vorkamen und deren Gesellschaft er auch eher gemieden hatte. Er kann sich gut daran erinnern, dass irgendetwas an diesem Jungen seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben musste; was es war, kann er nicht genau sagen – es muss auf jeden Fall etwas blaues gewesen sein. In seiner Erinnerung fällt auf, dass die Kontur dieses Jungen sich genau mit der Kontur in der Erinnerung, die er von sich auf dem Haufen Pflastersteine sitzend hat, deckt. In dieser unheimlichen, fremden Welt der Menschen tauchte plötzlich etwas auf, was so war wie er; oder was zumindest die Qualität hatte, so sein zu können. Er hatte diesen Jungen angesprochen und auch eine Antwort erhalten. Was sie gesprochen hatten, weiß er nicht mehr; vielleicht hatte er ihn nach seinem Namen gefragt und der Junge hatte ihm einen Namen mit sieben Buchstaben genannt, Vincent vielleicht, oder Mathias oder womöglich seinen eigenen Namen, der ja auch aus sieben Buchstaben bestand. Auf jeden Fall kann er sich nicht erinnern, ihm jemals wieder begegnet zu sein.

Es war auf jeden Fall eine Begegnung, die ihn nicht wieder losgelassen hatte. Sie war wie ein Sog, der ihn in die Welt der Menschen riss und ihn auf einen Weg schickte, der ähnlich einem Labyrinth keine Möglichkeit der Rückkehr mehr zuließ. Was er da erfahren hatte, war die Möglichkeit, doch nicht alleine auf der Welt zu sein, und damit auch die Möglichkeit, seine Isolation zu überwinden. Nicht mehr als eine Möglichkeit, aber genug, um ihn zum Verlassen seiner vertrauten aber isolierten Welt zu bewegen. Am Ende ist diese Verheißung eine unerfüllte geblieben, einfach weil ihre Erfüllung grundsätzlich unmöglich ist. Zu sehr ist er mit seiner Isolation verwachsen, zu zentral ist ihre Rolle in seinem Leben; sie ist ein wesentlicher Teil von ihm. Seine Isolation ist gewissermaßen ein Schutz für den Schatz, den er in sich birgt, nämlich als Weltenwechsler zwei Welten in sich zu tragen, die nicht unterschiedlicher sein könnten, als sie sind. Zwei Welten, die wortwörtlich unsagbar weit von einander entfernt und verschieden sind. Es ist noch nicht sehr lange her, dass er diesen Zusammenhang entdeckt hat. Viel zu lange ist ihm dieser Reichtum verborgen geblieben, der unmittelbar mit seiner Erfahrung der Isolation verbunden ist.

## Spiegelbilder





# 42



# 80

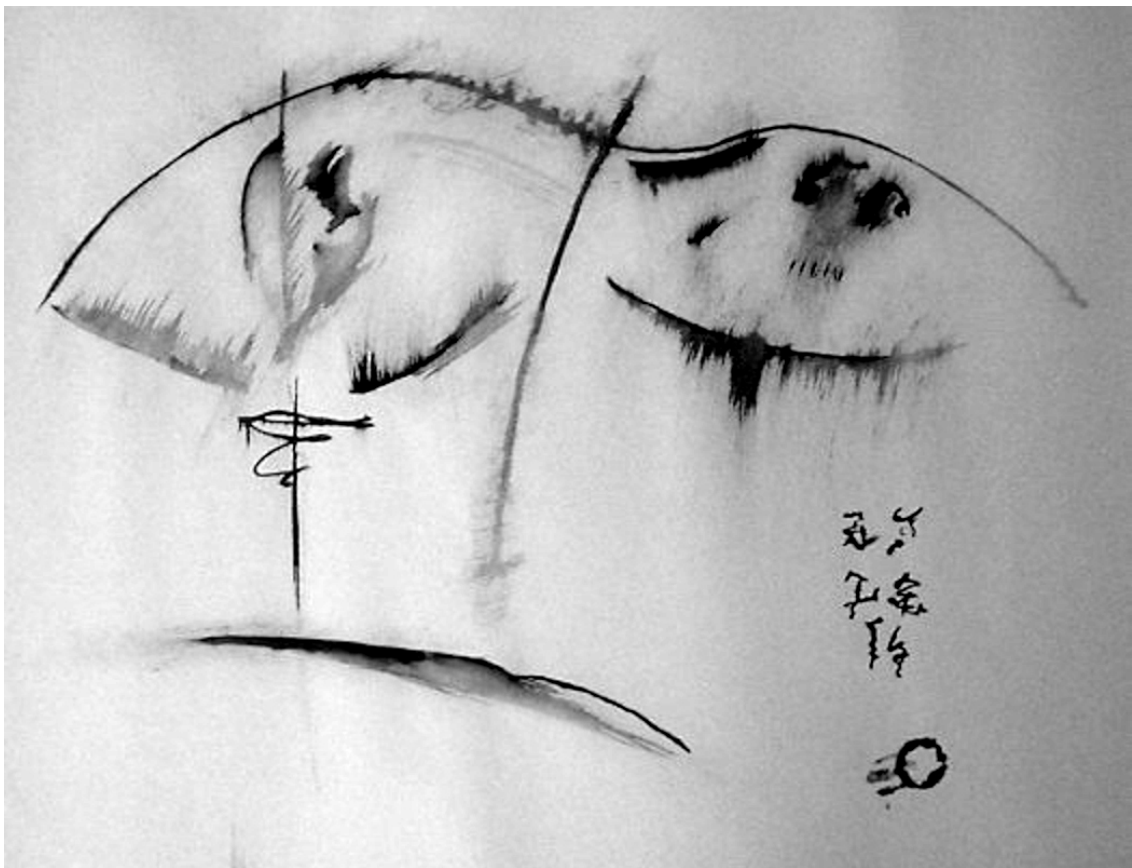




*# 160: Hajo & Hajo*



*ohne Titel*



q 01 b



*Aus dem blauen Buch*



# Blick nach innen

# Der Parka

Als ich ihn an jenem Tag im Herbst 2008 gesehen hatte, war eigentlich sofort klar: Ich würde ihn kaufen. Ich trug mich zu dieser Zeit schon seit fast drei Jahren mit dem Gedanken, mir einen Parka zuzulegen, einen dieser alten, grau-grünen Bundeswehroparkas. So wie Johannes aus „Jan-Jan“ einen hatte, eben einen richtigen Bundeswehroparka mit Fell. Ich hatte als Jugendlicher auch einen Parka; das war damals, in den Siebzigerjahren, Mode; viele Jungs in meinem Alter hatten einen Parka. Der Parka, den ich hatte, war allerdings kein echter Bundeswehroparka; er hatte auch kein Fell innen. Dennoch war er gefüttert und warm; und er hatte eine Kapuze, die sich gut anfühlte – mit und ohne Mütze darunter. Daher mochte ich den Parka sehr gerne tragen; abgesehen von einer Regenjacke war er mein einziges Kleidungsstück mit Kapuze. Ich mochte es, draußen zu sein und die Kapuze auf dem Kopf zu spüren, genauso wie Johannes in „Jan-Jan“. Ganz besonders natürlich über einer Mütze. Im Winter warm eingepackt alleine im Wald zu sein oder mit dem Fahrrad durch die Gegend zu fahren, mochte ich sehr gerne. Das waren die Momente, in denen ich mich richtig gut fühlen konnte und in denen ich ganz bei mir war. Nach meiner Schulzeit verlor sich diese Kapuzenvorliebe. Ich hatte dann so viele Probleme, psychische wie psychosomatische, dass ich mein besonderes Verhältnis zu Kapuzen erst viele Jahre später wieder entdeckte. Da hatte ich den Parka nicht mehr, aber mir gefielen zu dieser Zeit Kapuzenpullover ohnehin viel besser. Dadurch, dass sie da, ab etwa Mitte der Achtzigerjahre gerade anfangen, in Mode zu kommen, wurde es auch zunehmend einfacher, welche zu bekommen, ohne viel Geld dafür ausgeben zu müssen. Das heißt eigentlich, fast kein Geld, denn zu jener Zeit hatte ich meine Kleidung fast ausschließlich aus Altkleidersammlungen oder von der Straße bezogen. Aber das ist eine andere Geschichte. Der Parka befand sich da noch im Haus meiner Eltern, wo ich ihm keine Beachtung schenkte. Als sich das ein paar Jahre später änderte und ich den Gedanken hatte, meinen alten Parka mal wieder anprobieren zu wollen, war es allerdings zu spät. Da hatten ihn meine Eltern bereits in eine Altkleidersammlung gegeben. Er verschwand dann auch wieder aus meinem Bewusstsein, bis ich anfing, „Jan-Jan“ zu schreiben. Da fing ich an, über jenen verschrobene Jungen zu schreiben, der sich als Kind kaum etwas sehnlicher wünschte, als von einem jener Jungs gefesselt zu werden, die er bewun-

derte. Der sich heimlich selbst fesselte und dabei auch noch von seinen Eltern erwischt wurde. Und der dann, als er einen Parka bekommen hatte, sich in dieses Kleidungsstück verliebte, das Gefühl schätzen lernte, in Mütze und Kapuze eingepackt zu sein, und nur noch von diesem anderen Jungen träumte, der fast nur blaue Kleidung trug und – ja – auch eine Jacke mit Kapuze hatte und im Winter auch mal mit Mütze und Kapuze auf dem Kopf zu sehen war. Über jenen verschrobeneen Jungen, der auf diese Weise sein schwules Coming-out hatte – und der ich war. Während ich über diesen Jungen geschrieben, über ihn nachgedacht und mich in ihn hinein gelebt habe, tauchte der Parka wieder in meinem Bewusstsein auf. Und mit ihm zunächst eine gewisse Verzweiflung darüber, dass es ihn nicht mehr gab, den Parka aus meiner Jugendzeit.

Also fing ich an, in Secondhandläden nach einem Parka zu suchen. Dabei war es von vorne herein klar, dass es einer dieser klassischen Bundeswehroparkas sein musste, das ergab sich aus dem Roman, den ich geschrieben habe. Und auch daraus, dass die meisten Parkas, die in den Secondhandläden gab, genau solche Parkas waren. Ich habe mir immer wieder solche Parkas angesehen, befühlt, berochen und auch anprobiert. Meistens fand ich diese Begegnungen eher merkwürdig; beim Anprobieren fühlte es sich in erster Linie ungewohnt und eigenartig an, einen Parka zu tragen. Dazu kam noch der mir eher unangenehme Geruch von den Reinigungsmitteln, mit denen die Kleidung der Läden gewaschen war. Beim Anprobieren hatte ich die ersten Male auch darauf geachtet, dass ich dabei nicht beobachtet wurde. Mir kam die Situation doch sehr intim vor, ganz besonders natürlich, wenn ich die Kapuze aufsetzte. Zugleich bemerkte ich aber auch, dass es sich bei diesen Parkas um ausgesprochen solide und durch und durch bequeme Kleidungsstücke handelte. Sie sind recht schwer, vor allen Dingen im Vergleich zu Kunststofffaserjacken, wodurch sie ein angenehmes, geborgenes und warmes Gefühl vermittelten. Aber insgesamt fühlte es sich weder schlecht noch gut an, einen Parka zu tragen, sondern einfach nur merkwürdig. Daher war ich eine ganze Zeit lang abgeneigt, einen zu kaufen.

Die erste Begegnung mit meinem jetzigen Parka, im Herbst 2008, war aber ganz anders. Die spielte sich in einem Secondhandladen ab, den ich eigentlich sehr gerne mag, ein Laden, der ein wenig das Flair der in England und Skandinavien üblichen „Welfare“-Läden hat. Von anderen Secondhandläden unterscheidet sich dieser hauptsächlich dadurch, dass das Angebot nicht allzu groß



ist – oft auch etwas „altbacken“ und manchmal auch nicht von bester Qualität. Die Leute, die da arbeiten, wirken zum Teil recht unprofessionell – es ist schon mal vorgekommen, dass ich beim hilflosen Zusammenrechnen der Preise an der Kasse Unterstützung leisten musste. Das Ganze strahlt eine Atmosphäre aus, die überhaupt nichts von Konsum in üblichem Sinne an sich hat, und das ist es wohl auch, was mir an diesem Laden gefällt. Es ist weniger ein Laden, in dem man gezielt etwas suchen könnte, sondern eher einer, in dem man darauf wartet, gefunden zu werden. So wie ich von meinem Parka vor drei Tagen gefunden wurde.

Es gibt in diesem Laden auch nicht sehr viele Jacken, und nur vereinzelt mal ein paar Parka-ähnliche Kleidungsstücke. An jenem Tag sah ich dann diesen Bundeswehrparka, original in oliv, Jahrgang 1990 (laut Etikett). Es war ein bisschen so, wie Johannes in „Jan-Jan“ seinem Parka begegnet war. Er sprang mir sozusagen sofort ins Auge, als ich in dem Laden war, und als ich ihn befühlte, war auch sofort klar, ich musste ihn anprobieren. Es gab nicht anderes. Diesmal fühlte es sich allerdings überhaupt nicht merkwürdig an, sondern ausgesprochen gut. Es war ein durch und durch gutes Gefühl, diesen Parka zu tragen, und, als ich mich im Spiegel in diesem Parka sah, fand ich, dass ich sehr gut darin aussah. Ich sah im Spiegel genau genommen jenen Johannes, wie er sich mit Parka im Flur seines Elternhauses im Spiegel betrachtet hatte. Ich sah diesen Johannes die Kapuze über den Kopf ziehen und es war augenblicklich klar, diesen Parka, genau den, in dem ich steckte, musste ich haben. Ich war ziemlich verwirrt, weil ich so etwas nicht erwartet hatte. Da ich kein Freund spontaner Entscheidungen bin, hängte ich den Parka zurück an den Ständer zu den anderen Jacken, um mir ein paar Tage Zeit zu geben, dieses Erlebnis einzuordnen. Ich dachte seitdem an nichts anderes als an diesen Parka und das Gefühl, das er mir beim Anprobieren vermittelt hatte. Ich ging den Vorgang, ihn zu kaufen, einige Male in Gedanken durch, um dann entsprechend vorbereitet zu sein – zu groß war die Gefahr, mich dabei verwirren zu lassen. Aber die Entscheidung war klar; es gab nichts mehr zu überlegen. Zwei Tage später, vormittags, war es dann soweit. Ich war schon besorgt, der Parka könnte vielleicht schon verkauft worden sein. Das wäre eine wirklich schwierige Situation gewesen. Aber allen Bedenken zum Trotz war ich dann recht klar und konzentriert, als ich los ging, den Parka – für nur wenige Euro – zu erstehen.

Ich ging in den Laden und zielstrebig zu dem Kleiderständer, wo der Parka genau an der Stelle hing, an der ich ihn – in Gedanken – vermutet habe: Genau da, wo ich ihn zwei Tage zuvor nach dem Anprobieren hin gehängt hatte. Dass ihn seither wohl niemand anderes anprobiert hatte, fand ich beruhigend. Ich machte mir schon Sorgen darüber, dass er sich von mir im Stich gelassen fühlen konnte – aber er hat, so meine Sicht, auf mich gewartet. Ich hätte ihn blind nehmen können, so gut war dieser Moment in Gedanken eingeübt. Ich war unglaublich aufgeregt; es war fast so, als hätte ich eine Verabredung mit jemandem, den ich liebte, gehabt. Ich probierte den Parka kurz an und war dabei einen Augenblick lang versucht, die Kapuze aufzusetzen, aber das hob ich mir für zu Hause auf. Statt dessen zog ich ihn gleich wieder aus und ging damit zur Kasse, um ihn zu bezahlen. Dass er passte, wusste ich ja; es war nur zur Vergewisserung, dass ich ihn auch wirklich nicht verwechselte. An der Kasse war ich immer noch ein wenig aufgeregt, zumal diesmal jemand dahinter stand, der schon öfter Bemerkungen zu meinen Einkäufen gemacht hatte. Beispielsweise, dass mir der Kapuzenpullover sehr gut stehen würde, den ich gerade gekauft hatte, und dass ich so etwas gut tragen könnte. Ich befürchtete insgeheim, dass er zu dem Parka auch etwas anmerkte, worauf ich dann vor lauter Aufregung nicht angemessen reagieren konnte, aber er sagte dazu zum Glück nichts zu meinem Kauf. Den Parka trug ich

– wie einen neu gewonnenen Freund – unter dem Arm nach Hause, wo ich es ausgiebig genoss, ihn zu befühlen. Und natürlich auch die Fellkapuze auszuprobieren. Ich beobachtete mich dabei im Spiegel und sah dabei in Gedanken, wie ich als Jugendlicher im Parka durch den Wald lief und es genoss, mir die die Kapuze über zu ziehen. Ich erinnerte mich daran, dass das Photo, das ich in meinem ersten „richtigen“ Ausweis hatte, mich im Parka zeigte; Ende 1978, kurz bevor ich 16 Jahre alt geworden war und mein schwules Coming-out hinter mir hatte. Ich fühlte mich sehr einsam in dieser Zeit und war obendrein noch frisch verliebt in einen für mich unerreichbaren Jungen, der fast ausschließlich blaue Kleidung trug und eine Winterjacke mit Kapuze hatte. Er war der einzige in meiner Schule, der zu jener Zeit im Winter öfter Mütze und Kapuze aufhatte – von mir abgesehen. Mein Coming-out, das sich an meinen Gefühlen zu diesem Jungen festmachte, verdichtete sich auf wenige Tage, an denen ich ausgiebig spazieren ging, um darüber nachzudenken. Das Passfoto, das wenige Monate später entstand, zeigt mich in derselben Kleidung, die ich während

meiner „Coming-out-Spaziergänge“ trug, auf denen ich darüber nachdachte, was es hieß, schwul zu sein und diesen Jungen in Blau zu lieben. Dasselbe Hemd, derselbe Pullover und derselbe Parka. Während der Spaziergänge hatte ich meistens Mütze und Kapuze auf, denn es war kalt an jenen Novembertagen. Bis zu dieser Zeit trug ich eher selten blaue Kleidung, aber das hat sich danach geändert. Wie sich überhaupt in der Zeit, die meinem Coming-out und der damit einhergehenden Liebe folgte, vieles in meinem Leben geändert hatte.

Der Parka kam nach dem ersten Anprobieren zu Hause gleich in die Waschmaschine, wo er, nachdem er von Etiketten und „Hoheitszeichen“ befreit wurde, den Geruch des Secondhandladens ablegen sollte. Oft bedarf es mehrerer Wäschen, bis ein neu erworbenes Kleidungsstück so nach mir riecht, dass ich es als Teil von mir akzeptieren kann. Bei dem Parka war es schon nach der ersten Wäsche soweit; wir haben uns wirklich gefunden. Es dauerte dennoch noch ein paar Wochen, bis ich soweit war, den Parka auch außerhalb der Wohnung zu tragen. Zu bedeutungsvoll war sein Wiedereintritt in mein Leben, das ja auch für den Wiedereintritt des – zumindest in einigen Aspekten – verloren gegangenen jugendlichen Johannes in mein Leben stand, der ich einmal war. Er fühlte sich aber von Anfang an sehr vertraut an, der Parka, und im Winter auch wirklich warm und geborgen – vor allen Dingen mit Mütze und Kapuze. Durch ihn bin ich wieder diesem eigenartigen Jungen, der ich einmal war, wirklich näher gekommen. Es war ein langer Weg, der über das Schreiben und die Beschäftigung mit Parkas schließlich dazu führte, dass ich ihm nach langer Zeit wieder begegnet war, in mir und beide im Parka.



*Hajo im Parka; einmal Anfang 1979 und einmal ziemlich genau 30 Jahre später, Ende 2008. In dem Passfoto oben habe ich dasselbe Hemd, denselben Pullover und den Parka an, den ich an dem Abend meines schwulen Coming-outs anhatte.*

## Keine Menschen

*Gegen Ende des Jahres 2003 verfolgte ich eine Fernsehsehung, in der der Autor Axel Brauns den Satz sagte: „Autismus heißt, es gibt keine Menschen“.*

Meine Erinnerungen deuten auf einen Bruch in meiner Biographie etwa in meinem zwölften Lebensjahr hin. Die Erinnerungen an die Zeit davor unterscheiden sich drastisch von denen danach. Lange Zeit hatte ich so gut wie keine Erinnerungen an die Zeit davor; erst meine intensiven Beschäftigungen mit meiner Kindheit ließen sie allmählich zum Vorschein kommen. Diese Erinnerungen sind charakterisiert durch mehrere Eigenheiten: Zunächst: sie sind allesamt Bilder, nichts Bewegtes, keine Geschichten, sondern einfach Bilder – wie fotografiert. Diese Bilder haben obendrein alle das gleiche Motiv: sie zeigen mich – von außen gesehen; Hajo – alleine – in einem Klassenzimmer, Hajo – alleine – auf einem Spielplatz, Hajo – alleine – auf einem Haufen Pflastersteine etc. Sie zeigen ansonsten keinen anderen Menschen, keine Kinder, keine Eltern, Lehrer. Eigenartigerweise mit einer Ausnahme: Einem Jungen, der wohl ein wenig älter war als ich, dessen Gesicht allerdings inzwischen bis zur Unkenntlichkeit verschwommen erscheint. Zum Teil gibt es Bilder, die ich konkreten Anlässen zuordnen kann: Hajo beim Absolvieren des Einschulungstests (bei dem er durchgefallen war), Hajo, der sich seinen blutenden Arm ansieht, sich wundert, dass er keine Schmerzen verspürt und sich fragt, ob er jetzt weinen soll, wie es andere Kinder tun, wenn sie sich verletzt haben. Hajo auf dem dunklen und unheimlichen Weg zur Schule, auf der Suche nach dem Klassenzimmer. Hajo beim Betrachten einer Wunde eines Jungen, die den Namen „Justus“ erhält – ein Name, der eine ganze Zeit lang als Synonym für eine genähte Wunde dienen sollte. Hajo auf einem Haufen Pflastersteine sitzend und übermächtig von einem Gefühl tiefer Traurigkeit.

Die Welt, in der ich meine Kindheit verbrachte, war menschenleer. Es machte keinen Unterschied, ob ich mit Kindern, die meiner Fantasie entsprangen, spielte oder mit „realen“; überhaupt waren die Übergänge zwischen meiner inneren Welt und der äußeren fließend und fast nicht wahrnehmbar. Die Welt, in der ich lebte, war ganz und gar meine Welt, weitgehend hermetisch abgeschlossen von äußeren Einflüssen. Ich kann nicht behaupten genau zu wissen, wie ich mich in ihr fühlte; manchmal wahrscheinlich gar nicht so unwohl. Ich

vermute, diese meine Welt war Paradies und (Eis-) Hölle zugleich. Von der „Außenwelt“ wohl weitgehend unbemerkt hatte ich mich entschlossen, Kontakt aufzunehmen zu jener äußeren Welt, in der die Menschen lebten. Das war ein längerer Prozess, der abgeschlossen war, als ich etwa 12 Jahre alt war. Für mich hat sich dadurch sehr viel geändert, alles eigentlich: Ich gab mein abgeschlossenes Zuhause auf, um den Rest meines Lebens heimatlos zwischen den Welten zu wandeln. Ich bin nie angekommen, wohin ich damals aufbrach, und werde wohl auch nie dort ankommen. Mit diesem Weltenwechsel entstand in mir ein Befremden über etwas, was mir bis dahin scheinbar völlig selbstverständlich war: Ich lebte in einer menschenleeren Welt. All diese Wesen, die mich umgaben, schienen einer anderen Spezies anzugehören, schienen sich qualitativ nicht zu unterscheiden von Tieren, Pflanzen oder Dingen. Es gab mich, der eine innere Welt bewohnte und es gab das andere, das sich im Wesentlichen nur durch seine Bezeichnungen unterschied: Stein, Katze, Rüdiger. Als Bewohner einer inneren Welt, war ich alleine, der Einzige. Überhaupt konnte die Welt, wie sie mir nach der Kontaktaufnahme erschien, kaum befremdlicher und eigenartiger sein, als es der Fall war. Wie bin ich bloß hierher geraten, wo es hier doch keine Menschen gibt?

Die Antwort, „Autismus heißt, es gibt keine Menschen“, kannte ich damals natürlich nicht. Zunächst blieben meine Versuche, diesen eigenartigen Umstand zu erklären theoretischer Natur. Ich knüpfte dabei an die Faszination, die Zahlen seit meiner frühesten Kindheit auf mich ausübten, und versuchte, die „Lebendigkeit“ – sprich das Vorhandensein innerer Welten – von Gegenständen mathematisch zu berechnen. Dies ist in der Tat der Ausgangspunkt meiner philosophischen und psychologischen Interessen. Etwa zwei bis drei Jahre nach der Kontaktaufnahme hat diese Frage, wo und wie denn Menschen zu finden seien, für mich eine ziemliche Brisanz entwickelt. Ich wurde besessen von der Idee, nur die richtigen Merkmale, Zeichen kennen zu müssen, an denen sich „wirkliche“ Menschen erkennen, um jemanden „von meiner Art“ finden zu können. Auch dafür setzte ich die Mathematik ein – neben meinem „gesunden Menschenverstand“, der mir sagte, dass es unmöglich sein kann, dass ich der einzige Vertreter meiner Spezies bin. Meine Antennen versuchten hochsensibel, Zeichen zu empfangen, und umgekehrt sendete ich Zeichen aus, erkannt zu werden von einem Wesen. Meist in Form von mathematischen Rätseln; auf diese Weise entstand ein sehr eigenes mystisches System, an dem

sich meine Welt ordnete. Ende 1978, kurz vor meinem 16. Geburtstag, begegnete mir ein Gedanke, der mir zum ersten Mal einen Ansatz zu einer mehr „irdischen“ Erklärung der Welt, in die ich geraten war, verhelfen sollte. Ich war auf der Suche nach einem Wesen, das mir glich, und erfuhr, über einen Zeitschriften Artikel, dass dies einen Namen hatte: schwul. Innerhalb von wenigen Wochen vollzog ich mein schwules Coming-out in der Erwartung, damit dieses skurrile Problem, alleine in dieser Welt zu sein, gelöst zu haben. Eine Erwartung, die in dem Moment bitter enttäuscht wurde, als ich andere Schwule kennen lernte. Schwul blieb ich trotzdem, letztendlich, weil mir nichts Besseres eingefallen war – das ist allerdings ein anderes Thema.

Die Geschichte der Suche auf eine Antwort für diesen eigenartigen Umstand, als womöglich einziger in dieser Welt buchstäblich alleine zu sein, setzte sich durch diverse Krisen fort und fand ihren eigentlichen Durchbruch erst mit der Erkenntnis, Autist zu sein – das begann in meinen Dreißigerjahren. Parallel immer die Suche nach einem „von meiner Art“, die Suche nach Zeichen, versteckten Botschaften und das stetige Verwiesensein auf sich selbst: Wo immer ich den Anderen suchte, fand ich mich – ausschließlich. Dieses Suchen ist vielleicht die Triebfeder in meinem Leben schlechthin, es definiert die Perioden und Brüche in meiner Biographie, meine Sehnsüchte, Enttäuschungen und Frustrationen. Es ist die Quelle meiner Inspirationen, meiner Theorien und meiner Motivationen zu handeln. Der Versuch zu den Menschen zu kommen, die – wie ich jetzt weiß – immer unerreichbar bleiben werden; Unerreichbarkeit scheint ein Attribut des Menschlichen zu sein.

Was aber ist dieses „Menschliche“, welches sind nun seine Zeichen? Ich denke, ich habe eine Antwort auf diese Frage gefunden; eine allerdings etwas nüchterne Antwort: Es ist ein logischer Trick, eine logische Konsequenz, die sich selbst begründet, in der Masse aber scheinbar aufgelöst wird. Ähnlich, wie das bei einem Kettenbrief der Fall ist. Auf diese Logik gehe ich im Theorie Teil genauer ein; hier möchte ich lediglich den Faden aufnehmen, dass ich die entscheidenden Hinweise darauf bei Jacques Lacan und Claude Lévi-Strauss gefunden habe. Beide haben auf jeweils sehr unterschiedliche Weise eine interessante Affinität zur Mathematik. Sie ahnen sozusagen, dass in der Mathematik der Schlüssel zu dem liegt, was sie als Grundlage ihrer jeweiligen Forschung (Psychoanalyse und Anthropologie) erkannt haben: die Sprache, besser gesagt: sprachliche Struktur. Mir ist es sehr plausibel, das „Menschliche“,

die Funktion der menschlichen Psyche, wie auch die menschlicher Gesellschaft mathematisch darzustellen; jetzt umso mehr, da ich in der Lage bin, mit starken philosophischen Argumenten dafür aufzuwarten. Es ist allerdings jenes „Menschliche“, das mir selbst fremd ist; plausibel heißt, dass ich es durch meine Beobachtung von Menschen nachvollziehen kann, aber nicht in mir selbst. Für mich macht beispielsweise das „Unbewusste“ (im Sinne Freuds) keinen Sinn, da das, was ich damit „in mir“ identifizieren kann, mir sehr bewusst ist: Es ist der Teil in mir, der beständig dabei ist, das Erfahrene und Wahrgenommene logisch zu analysieren und zu strukturieren. Es ist nicht der Teil in mir, der (kreativ) denkt und den ich mit „ich“ bezeichnen würde. Die Psychoanalyse geht aber davon aus, dass beide Teile, das, was denkt, und das, was strukturiert, zusammenfallen. Auch Temple Grandin kommt zu dem Schluss, dass autistisches Denken sich von nicht-autistischem auch dadurch unterscheidet, dass das autistische seine sprachliche und seine bildliche Komponente scharf voneinander trennt. Durch seine zirkuläre Logik stellt dieses „Menschliche“ daher etwas dar, was autistischem Denken wahrscheinlich grundsätzlich verschlossen ist, außer mit Mitteln der Mathematik.

Das liegt daran, dass es ein Menschliches ist, welches auf der Sprache, genauer gesagt, auf einem bestimmten Gebrauch der Sprache, basiert. Es setzt die Fähigkeit voraus, etwas sozusagen in eine logische Lücke zu projizieren, das die Qualität, den Realitätsgehalt einer Sinneswahrnehmung hat. Genau dazu bin ich nicht in der Lage. Das Wort „ich“ beispielsweise fällt für mich eindeutig in die Denkkategorie „sprachlich“. Es hat einen Sinn als syntaktische Struktur, die sich logisch gut handhaben lässt. Mit der Erfahrung oder der Wahrnehmung, die damit verknüpft ist, wird es schwieriger. Lange Zeit hatte ich das Gefühl von etwas, was an dieser Stelle fehlt, als Manko empfunden. Dann hatte ich die Idee, dass ich ja frei definieren könnte, was dieses „ich“ für mich bedeutet, und damit ein paar Jahre experimentiert. Zur Zeit beziehe ich dieses „ich“ hauptsächlich auf meine Körperlichkeit wie auch auf meine Umwelt, was mir im Umgang mit meinen psychosomatischen Problemen sehr hilfreich ist. Wie dem auch sei, dieses „ich“ ist für mich nicht nichts, aber auch nicht das, wofür es als Begriff eigentlich vorgesehen ist. Das klingt vielleicht marginal, aber es hat weitreichende Konsequenzen, gerade in Hinblick auf die eigene Stellung in der Welt. Letztendlich bin ich durch einen langen Weg der Beschäftigung mit Philosophie und Psychologie auf die grundlegende Bedeutung dieses Unterschiedes



gekommen. Es ist dieses „ich“, was gemeinhin für „das Menschliche“ gehalten wird. Menschlich ist, was „ich“ sagen kann – und zwar „sagen“ und nicht wie ein Papagei „nachplappern“.

„Sagen“ heißt, das wahrzunehmen, was als Erfahrung hinter dieser logischen Struktur „ich“ steckt. Dieses „sagen“, das ist die Kluft, die die autistische von der nicht-autistischen Welt trennt: Deshalb heißt Autismus, dass es keine Menschen gibt.

# Blick nach innen

## Zweite Haut

Bevor ich mit dem Vortrag begann, wollte der Veranstalter des Kongresse etwas über mich sagen. Ich war ein wenig gespannt, weil wir vorab nichts dazu abgesprochen hatten. Dann erzählte er, dass er mich mehr als vier Jahre zuvor auf einer anderen Tagung zum Thema „Autismus und Arbeit“ als Vortragenden gesehen hatte. Er sagte, dass diese Veranstaltung von „Horationen der Integrationslandschaft mit Schlips und Anzug“ geprägt war und dann „so ein Typ mit Armyhose“ auf die Bühne kam und etwas über die Integration autistischer Menschen in den Arbeitsmarkt erzählte. Das war ich; ich trug bei dem Vortrag eine Pfadfinderhose mit einem Baum- und Blättermuster. Meine Tarnhosen sind inzwischen so etwas wie ein „Markenzeichen“ von mir geworden; nicht ganz unbeabsichtigt, denn ich möchte – egal in welcher Situation, auch als Vortragender in „Schlips-und-Anzug“-Veranstaltungen – bleiben, wer ich bin. Und das verkörpern mehr als alles andere die Hosen, die ich gerne und daher oft trage. Sie sind Teil meiner zweiten Haut, meiner nach außen getragenen Persönlichkeit.



*Mit Pfadfinderhose in Olpe*

## Die Haut des anderen

Er hieß nicht Emilio, hatte aber einen Namen, der damals in meinen Ohren ähnlich merkwürdig und faszinierend zugleich klang. Keinen ungewöhnlichen Namen, aber einen mit einem recht speziellen Klang. Damals, das war in der Zeit, nachdem ich das Abitur gemacht hatte, zuerst mein Schulumfeld und dann mein Elternhaus verließ, um auf „eigenen Beinen“ zu stehen, was nicht wirklich gelang. Natürlich konnte ich stehen und laufen, aber ich war – im wörtlichen Sinne – nur mit Mühe und Not in der Lage, mich selbst zu versorgen. Ich verwarloste über die Jahre und mit mir die Themen, die ich versuchte, für mich zu bearbeiten. Das wichtigste und schwierigste Thema war die deutlich verspürte Notwendigkeit, jemanden an meiner Seite zu brauchen. Das Gefühl hatte ich schon lange vor meinem schwulen Coming-out als Fünfzehnjähriger, aber erst jetzt, nachdem ich Schule, Elternhaus und damit auch meine Jugendzeit hinter mich gebracht hatte, eröffnete sich eine echte Chance, jemand geeignetes zu finden. Zumal ich ihn jetzt dringender denn je benötigte. So dachte ich damals darüber nach.

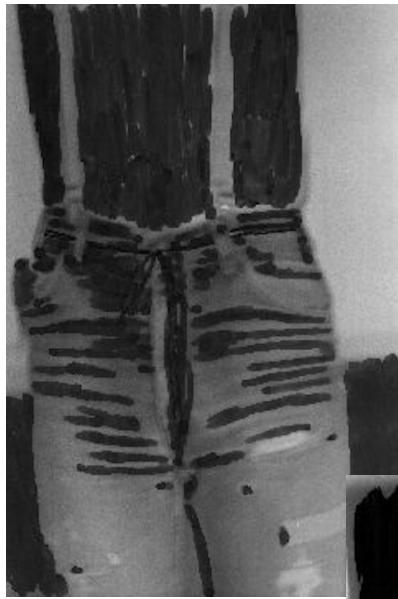
Es war aber klar, dass es nicht irgendjemand sein konnte. Herauszufinden, wer für jemanden wie mich geeignet sein könnte, war eine ausgesprochen schwierige Aufgabe. In meiner Jugendzeit war ich davon überzeugt, dass es ein wiedergefundener Zwilling sein musste, weil niemand sonst mich aus meiner Isolation holen konnte. Ich war auch davon überzeugt, dass es bestimmte Zeichen gab, an denen ich einen solchen Zwilling erkennen konnte. Ich war fünfzehn, als ich das erste Mal jemand passendes gefunden hatte. Mir gelang es aber nicht, mit ihm in Kontakt zu treten, weil es mir nicht gelang, beide Welten zu verbinden, meine innere, autistische und die wirkliche, in der es möglich war, mit anderen in Kontakt zu kommen. Meine innere Welt war zwar meine Heimat, aber sie isolierte mich. Als Konsequenz aus dieser Erfahrung entschied ich mich, jemanden zu suchen, der der wirklichen Welt angehörte – die Zwillingsszeichen sollten keine Rolle mehr spielen. Dennoch sollte derjenige in der Lage sein, eine Verbindung zu mir zu finden, durch die Glasglocke hindurch, in der ich lebte, zu mir, in meine innere Welt.

Emilio lernte ich in einer Gruppe von Schwulen kennen, zu der ich nach meinem Abitur Kontakt aufgenommen hatte. Er interessierte sich für mich, obwohl sich wegen meinem merkwürdigen Verhalten üblicher Weise niemand für mich

interessierte. Selbst fand ich mein Verhalten absolut nicht merkwürdig, aber mir war klar, dass alle anderen das taten.

Dass Emilio sich für mich interessierte, machte ihn für mich interessant. Als er mich das erste Mal zu sich eingeladen hatte, war ich sehr aufgeregt. Der Abend bei ihm war sehr schön; einer der zu jener Zeit ausgesprochen seltenen Momente, in denen ich mich geborgen fühlte, und vermutlich der einzige dieser Momente, bei denen ich dabei nicht alleine war. Aber dann wollte er, dass ich mich ausziehe und wir zusammen ins Bett gehen. Das mit dem Sex funktionierte überhaupt nicht, weil ich viel zu angespannt war. Als ich Emilio dann noch erzählte, dass ich eine verengte Vorhaut hatte, stellte er seine Versuche ein. Ich erfuhr erst einige Wochen später, dass er sich zur selben Zeit regelmäßig mit jemand anderem traf, um sich dann zu entscheiden, mit wem von beiden er eine Partnerschaft eingehen wollte. Ein paar Wochen nach dem ersten Treffen eröffnete er mir, dass er sich für den Anderen entschieden hatte, weil mit ihm der Sex funktionierte im Gegensatz zu mir. Meine Enttäuschung war groß, unbeschreiblich groß. Diese Ablehnung fühlte sich an wie ein letzter Strohalm, den ich in meiner Not ergriffen hatte und der sich als Täuschung herausstellte, als eine Art Fata Morgana.

Geblichen war mir von Emilio eine Hose, die er mir geschenkt hatte. Eine zerschlissene Jeanshose, die mit Rollladengurten geflickt war, was mir besonders gut gefiel. Jedes Mal wenn ich diese Hose anhatte, steig in mir das Gefühl auf, jemand anderes zu sein, jemand, der nicht in dieser Isolation lebte und der nicht schwul war und dabei das mit dem schwulen Sex nicht hinbekam. Jemand, der einfach war, wie die anderen. Anderssein war für mich kein Problem, im Gegenteil, ich mochte es und kultivierte es auch. Sofern es allerdings ein „normales“ Anderssein war, etwa schwul zu sein oder Punk zu sein. Aber nicht, als Schwuler keinen Sex zu können, auch nicht, auf andere merkwürdig zu wirken, ohne es zu wollen, und schon gar nicht diese Isolation, in der ich lebte. Diese merkwürdige Welt, tief in mir drin, die ich als meine Heimat wahrnahm; so ein Anderssein wollte ich nicht. Ich war überzeugt, dass ich es überwinden musste, um ein Leben zu leben, das nicht aus diesem abstrakten Leiden unter einer Glasglocke bestand, mit all diesen Enttäuschungen, Verletzungen und unerfüllten Sehnsüchten.



*In Emilios Hose:  
mit Filzstift bearbeitete Fotos, 1989*

Wenn ich Emilios Hose trug, fühlte ich mich wie er, war ich, wie ich sein wollte: ein ganz normaler schwuler Punk – oder etwas ähnliches. Die Hose brachte mich meiner Sehnsucht, meine Isolation zu überwinden, näher und entfernte mich zugleich davon, weil sich mich tief in meine Innenwelt führte und damit von der Wirklichkeit der Menschen noch weiter entfernte.

## Isolation

Ein süßliches Lied von der Liebe schwebt in der Luft  
Darunter: eine Zukunft, eine Vergangenheit,  
ein lichter Schatten: LIEBE IST ISOLATION.  
Ein süßliches Lied von  
Isolation macht sich breit, von  
verlorengehenden Träumen, von  
sehnsüchtigem Versprechen (LEBEN IST SUCHT), von  
einsam Einzigartigem.  
Ein Scheinarm greift handlos nach  
Vermuten, Ahnen -  
nach unten: rechts von der Zukunft  
der Rauchschaten, er singt  
süßlich, unhörbar einen Lippenlaut, er singt  
ein stummes Lied, einen süßlichen Traum  
zu einer Lippe geformt, zu einem  
lichten Schatten: unsichtbar  
vor dem Dunkel, zu einem  
scheinarmigen Greifen nach  
unten, nach NICHTS: Vergangenheit & Zukunft,  
handlos diesen stummen  
Traumwolkenschatten, singt er  
ein süßliches Schweigen.

*aus dem blauen Buch, 1990*

## Die eigene Haut

Mit Emilios Hose wurde mein Interesse für Hosen geweckt. Ich begann, Hosen zu färben, mit Mustern zu versehen, umzunähen und schließlich selbst zu nähen. Mich faszinierten in der Folge Hosen mit Muster, aufgenähten Flickern und Seitentaschen, Extrataschen an den Hosenbeinen. Ich trug sie auch gerne mit Gürteln, am Liebsten mit einem Nietengürtel, oder mit Hosenträgern. So nähte ich Flicker oder Taschen an meine Hosen, färbte sie und begann auch, Hosen ganz zu nähen, manche auch aus einem Stoff mit Leopardfell- oder Schlangenmuster. Da mir Einkaufen generell schwer fiel und besonders auch das Einkaufen von Kleidung, empfand ich es als eine gute Idee, mir meine Kleidung selbst zu nähen. Das hatte nicht nur den Vorteil, dass sie mir gefiel; meine selbst genähten oder veränderten Kleidungsstücke passten zu mir und waren damit bestens geeignet, eine zweite Haut für mich zu sein. Eine Haut, die ich mir anlegen konnte, um dann ganz bei mir zu sein, in meiner inneren, nicht mitteilbaren Welt. Sie zeigte etwas von meinem Inneren, das ansonsten vor der Außenwelt vollständig verborgen war. Ein solches Verhältnis hatte ich bereits zu meinem Parka, den ich als Vierzehnjähriger bekommen hatte; im Grunde genommen war das auch ein Grund, warum ich ihn nur noch selten trug, weil ich ja vorhatte, meiner inneren Welt zu entfliehen, um in der äußeren Wirklichkeit zu leben. Mit der Hose, die mir Emilio schenkte, fand mich genau in einem solchen Verhältnis wieder.

Damit begann ich nach und nach, die Kleidung meiner Jugendzeit mit Kleidungsstücken zu ersetzen, zu denen ich ein Verhältnis aufbauen konnte, die dann zu mir gehörten, an einen Platz, der die Grenze bildete zwischen meiner Innenwelt und der äußeren Wirklichkeit. Hierfür waren das eigenhändige Bearbeiten oder Herstellen der Kleidungsstücke nicht die einzigen geeigneten Maßnahmen. Im Grunde genommen ging es darum, dass ich meine Kleidung nicht aussuchte, wie Gegenstände, sondern dass sie mich fand. Das fiel mir auch nicht schwer, weil ich in Läden ohnehin immer Wahrnehmungsstörungen auf Grund von Overloads hatte und dann kaum mehr in der Lage war, den geplanten Einkauf durchzuführen. Manchmal war es in solchen Situationen so, dass – fast wie ein Wunder – ein Kleidungsstück seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte und mich spontan faszinierte, sozusagen „ansprach“. Ich war dann zwar immer noch nicht in der Lage, den Einkauf zu vollenden, aber konnte den nächsten



gründlich vorbereiten und genau dieses Kleidungsstück kaufen. Am besten funktioniert dies in Secondhandläden, in denen ich bis heute fast alle meine Kleidung beziehe.

## **Armeehosen**

1990, mit siebenundzwanzig, hatte ich ein geradezu mystisches Erlebnis. Ich war auf einer Wochenendtagung, an deren Thema ich mich nicht mehr erinnern kann. Es ging auf jeden Fall auch um Schwulsein. Während ich in der Vorstellungsrunde saß und beobachtete, wie die anderen sich vorstellten, tauchte ein junger Mann in meiner inneren Wahrnehmung auf und sagte, „Ich heiße Hajo und bin der Zwilling, den du suchst“. Zu jener Zeit mischten sich meine inneren Wahrnehmungen oft in meine äußere Wahrnehmung ein und drängten sich dann oft auch so sehr in den Vordergrund, dass ich mich kaum mehr auf etwas anderes konzentrieren konnte. Meistens waren es nur kurze Momente, wenige Minuten, sodass ich damit einen Umgang finden konnte. Einige Zeit später kam ein junger Mann, der gerade zur Tagung angekommen war. Ich dachte sofort, dass es der Hajo aus meinem Tagtraum sein musste, den ich etwa eine halbe Stunde vorher hatte, noch bevor er sich mit seinem Namen vorstellte: Hajo. Ich nannte mich etwa seit meinem Umzug nach Hamburg im Spätsommer 1987 Hajo. Eigentlich heiße ich Hans-Joachim und wurde früher von unterschiedlichen Menschen unterschiedlich gerufen. Bei meinen Schulkameraden hieß ich Hans oder Hansi, bei meinen Eltern und den Nachbarn Achim, bei meinen anderen Verwandten Joachim, was dann aber alemannisch ausgesprochen wurde, mit der Betonung auf dem o und einem sehr rauen ch. Manchmal hieß ich bei ihnen auch Jochen. Das fand ich alles ziemlich blöde, vor allen Dingen Hansi; mit Hannes hätte ich mich anfreunden können, aber Hans? Bei den Punks nannten mich manche Hajo, das war tragbar; daher entschied ich mich schließlich, genau so heißen zu wollen.

Hajo saß mir in der Vorstellungsrunde genau gegenüber und wir schauten uns bis zu ihrem Ende, etwa zwei Stunden lang, fast pausenlos in die Augen. Es war mir unmöglich, den Blick von ihm abzuwenden. Er faszinierte mich so sehr, dass ich sogar vergaß, dass ich in Gruppen – vor allen Dingen auch mit fremden Menschen – nicht redete. So stellte ich mich selbst in ein oder zwei kurzen Sätzen vor; entscheidend war, dass Hajo meinen Namen hörte. Am Abend endete es damit, dass er mit mir Sex haben wollte, ich aber ablehnte mit der Be-

gründung, dass ich nicht gut darin war und außerdem eine verengte Vorhaut hatte. Er akzeptierte diese Begründung und verbrachte dennoch während der Tagung sehr viel Zeit mit mir. Er war ein Punk, das heißt, er sah aus wie ein Punk, fühlte sich aber nicht wie ein solcher, obwohl er in einem besetzten Haus wohnte. Damit hörten die Gemeinsamkeiten zwischen uns auch schon auf. Wir trafen uns in den folgenden Jahren immer wieder, aber es gelang mir nicht, unser Verhältnis zu definieren und zu konkretisieren. Wir konnten nicht viel miteinander anfangen und auch das mit dem Sex funktionierte ähnlich schlecht wie mit Emilio. Das Verhältnis blieb in meiner Traumwelt und weigerte sich hartnäckig, wirklich zu werden. Irgendwann verloren wir uns aus den Augen – wie es so schön heißt – und es blieb die Erkenntnis, dass es endgültig keine Zwillinge in dieser Welt gibt und ich mich mit meiner Isolation abfinden muss.

Hajo hatte eine Armeehose, eine richtige, mit einem schwarz-weißen Muster. Ich hatte ihn nie in der Hose gesehen, die Hose aber bei ihm herumliegen. Er trug lieber schwarze Lederhosen, mit denen ich mich nicht so richtig anfreunden konnte. Aber die Armeehose mit dem Tarnmuster faszinierte mich und ich wurde den Gedanken, selbst so eine Hose zu tragen, nicht mehr los. Bis es so weit kam, vergingen noch viele Jahre, weil mich nicht nur die Assoziation an Militär sehr daran störte. Mich störte auch, dass die Träger solcher Hosen nicht gerade den Ruf hatten, besonders intelligent zu sein. Jedenfalls hatte ich lange Zeit den Eindruck, Armeehosen mit Tarnmuster passten nicht zu mir. Als ich in den Jahren 2005 bis 2007 den Roman „Jan-Jan oder anders anders“ schrieb, tauchte diese Faszination für Armeehosen wieder auf. Im Sommer 2005 entschied ich mich, mir eine Tarnhose in einem Secondhandladen zu kaufen. Nach mehrmaligen Besuchen eines geeigneten Ladens – dabei vergingen ein paar Monate – hatte ich mich für eine entschieden, die ein schwarz-dunkelgraues Muster hatte und ihren Armeecharakter nur dezent zeigte. Sie fühlte sich schon beim Anprobieren unerwartet gut an und im Spiegel gefiel ich mir damit ausgesprochen. Ich sah darin aus, wie der Zwilling, nach dem ich zu dieser Zeit schon längst aufgehört hatte zu suchen.



*Oben: eine selbst genähte und eine selbst gefärbte Hose mit Nietengürtel (Ende 1980-er, Anfang 1990-er Jahre); unten links: eine Hose, wie sie Hajo hatte; unten rechts: die erste Armeehose, die ich 2005 erstand.*

Im darauf folgenden Jahr gab es die zweite, diesmal eine „echte“, mit einem weniger dezenten Muster. In den darauf folgenden Jahren erstand ich noch mehr Tarnhosen, auch Pfadfinderhosen mit den Baummustern und einfarbige Armeehosen. Die Vielfalt an Farben und Mustern, die Unterschiede in den Details bei den ansonsten sehr ähnlichen Hosen faszinierte mich. Sie heizte meinen Sammeltrieb ziemlich an, sodass ich aufpassen musste, nicht übermäßig viele Hosen zu erstehen. Nach kurzer Zeit trug ich nur noch Armeehosen; fast nur noch. Was mir an den Hosen in erster Linie gefiel, waren die Tarnmuster, Muster, die wie dezente optische den Raum und die Flächen verfälschte. Deswegen sind es Tarnmuster, weil sie den Raum, den sie umschließen, mit seiner Umgebung verbinden und damit in ihr verschwinden lassen. Das passt sehr gut zu dem Zweck, den meine Kleidung als zweite Haut für meine innere Welt erfüllt. Sie lässt sie in ihrer Umgebung, der wirklichen Welt, verschwinden und entzieht sie ihrem Zugriff. Dann gefielen mir die zusätzlichen Taschen, die diese Hosen haben, in die man Sachen stecken konnte, ohne dass es drückte. Auch dass sie geknöpft sind und damit insgesamt einen einheitlichen Verschlussmechanismus haben, sprach mich an. Die Kombination aus Knopf und Reißverschluss fand ich an den anderen Hosen immer etwas unbefriedigend. Nicht zuletzt haben diese Hosen eine gewisse Festigkeit beim Tragen und geben Halt, sind aber zugleich auch sehr bequem, viel bequemer etwa als Jeanshosen.

## **Über die Bedeutung von Bedeutungen**

Nachdem ich Ende 1994 mein autistisches Coming-out hatte, mir also bewusst wurde, dass ich autistisch bin und mein Autistischsein das zentrale Thema meines Lebens bildet, begann ich Ende der 1990-er Jahre, meinen Autismus zunehmend zu akzeptieren und positive Seiten darin zu erkennen. Dies ging damit einher, dass ich aufhörte, einen Zwilling zu suchen und dass ich die grundlegende Tatsache meiner Isolation akzeptierte – ich hatte mich ja schließlich schon hinreichend daran gewöhnen können. Das ist die Konsequenz, die ich aus der Erfahrung mit dem letzten Wiederfinden eines Zwillings gezogen habe. In der Folge habe ich viel darüber nachgedacht, was es im Einzelnen, in den vielen konkreten Alltagsbegebenheiten bedeutete, meinen Autismus, mein autistisches Wahrnehmen und Denken, zu akzeptieren. Mit der Zeit änderte sich sehr viel in meinem Leben; nichts grundlegendes, aber viele, sehr viele Details. Auch meine Art und Weise, mit sozialen Anforderungen umzugehen: Meiner

autistischen Perspektive bewusst werden und sie auch deutlich zu zeigen; selbstbewusster zu werden, indem ich klarer und deutlicher wurde. Diese Strategie hat mir ein Leben ermöglicht, was im besten Sinne erfüllt ist: ein guter Job, eine stabile Partnerschaft, ein spannendes Projekt, in dem ich mich engagiere. Zugleich ist es eins, in dem ich mir selbst, meinem autistischen selbst, treu bleiben kann und obendrein mit vielen autistischen Menschen zu tun haben darf. Ich lerne dabei Autismus auch und gerade von seinen schönen, spannenden und starken Seiten kennen, nicht nur meinen.

Als beim Schreiben von „Jan-Jan“ wieder einmal der mit Neugier gepaarte Wunsch aufkam, eine Armeehose mit Tarnmuster zu haben, kämpfte ich eine ganze Weile lang mit meinen Vorbehalt, dass solche Hosen eine soziale Konnotation haben, die nicht zu mir passte. Ich selbst nahm die Hosen aber ganz anders wahr: Sie passten sehr gut zu mir, weil sie mir gefielen, weil es zu mir passte, mich zu tarnen. Vor allen Dingen aber hatten sie viel mit mir zu tun, mit meinem Innenleben, dem tiefen Gefühl der Isolation und den damit einhergehenden Sehnsüchten. Das waren viele starke Argumente. Was andere in mir wahrnahmen, wenn sie mich sahen, wog da nüchtern betrachtet weniger, vor allen Dingen, weil ich es ohnehin nicht mitbekam. Das war dann der ausschlaggebende Gedanke: Wie soll ich Dinge bewerten, die ich in der Regel gar nicht wahrnahm, höchstwahrscheinlich gar nicht wahrnehmen kann? Ich führte diese Auseinandersetzung auch praktisch, suchte in Secondhandläden nach Armeehosen und probierte sie an, um festzustellen, wie es sich anfühlte, sie zu tragen und wie ich darin aussah. Und es fühlte sich ausgesprochen gut an und gefiel mir.

Ein paar Jahre später gab es meine Entscheidung, das Risiko einzugehen, eine öffentlich wahrgenommene Person zu werden, um einem Projekt, das mir sehr wichtig war, autWorker, die notwendige Starthilfe zu geben. Das wurde ich dann auch als Asperger-Autist mit einer bemerkenswerten Erwerbsbiographie – und mit Armeehose. Etwas dezenter hielt ich es allerdings bei meinen Jobs. Zu dieser Zeit war ich selbstständig tätig und war nicht selten bei offiziellen Terminen bei den Kunden meiner Kunden. Dabei machte ich durchaus Versuche, auch „getarnt“ zur Arbeit zu gehen, was allerdings jedes Mal mit Missbilligung kommentiert wurde. Hier fand ich den Kompromiss, dass ich einfarbige Hosen trug, die aber ansonsten genauso Armeehosen waren wie die mit Tarnmuster; manchmal kommen bei der Arbeit auch Hosen mit sehr dezentem Tarnmuster

zum Einsatz. Das handhabe ich bis heute so. Für meine Arbeit in dem Autismusprojekt würde es aber nicht so funktionieren; es wäre ja geradezu absurd, wenn ich mich sozusagen verkleiden müsste, um die Rolle eines authentischen Autisten zu spielen. Hier bin ich eben jemand, der vermutlich sehr sanftmütig und intellektuell wirkt (zumindest empfinde ich mich selbst so) und also weder mit dem Militär noch mit Prolls etwas zu tun hat, aber in Hosen steckt, die genau so etwas suggerieren.

Um ehrlich zu sein, habe ich nicht die leiseste Idee, welche Assoziationen ich mit meiner Kleidung bei anderen auslöse, aber ich habe inzwischen schon häufig die Rückmeldung erhalten, dass insbesondere die Armeehosen als eine Art „Markenzeichen“ von mir betrachtet werden. Vielleicht gibt es auch je nach Träger unterschiedliche Bedeutungen dafür, mal Militär und Proll, mal Tarnung und Muster. Dann hätte meine Entscheidung, diese Hosen selbst nach meinen inneren Maßstäben „zu bedeuten“, also mit Bedeutung zu versehen, zu ihrer Umdeutung in einer äußeren Welt geführt. Die eigentliche Bedeutung, die sie allerdings für mich haben, nämlich in die Haut eines imaginären Zwillingsschlüpfen zu können, ist für andere nicht sichtbar. Waren es früher, bevor ich Hosen mit Tarnmuster trug, noch reale Menschen, die zumindest für eine gewisse Zeit die Rolle eines solchen Zwillingsspielten, hatte ich mit dem Johannes aus „Jan-Jan“ einen komplett imaginären Zwilling gefunden. Er ist das selbst, zu dem ich „Ja“ sagen kann, und der tatsächlich meine Isolation durchbrechen konnte – zumindest in meiner Fantasie. Um meine Isolation zu überwinden, sah ich früher nur den einen Weg, nämlich jemanden – den Zwilling – aus der äußeren Wirklichkeit in mein autistisches Inneres zu bringen. Mit dem Schreiben des Romans habe ich umgekehrt meine abgeschlossene innere Welt – ein Stück weit – in die äußere Wirklichkeit gebracht. Johannes aus „Jan-Jan“ ist daher eine fiktive Person, er ist aber auch mein wiedergefundener Zwilling und er ist – vor allen Dingen – ich selbst. Und Johannes trägt Armeehosen mit Tarnmuster. Die Tarnung lässt mich in der Wirklichkeit der Menschen wiederfinden und macht mich – meine autistische Innen – sichtbar.

## Hauptsache mit Kapuze



*Mit Parka im Spiegel*

Durch das Schreiben von „Jan-Jan oder anders anders“ fand ich nicht nur meinen imaginären Zwilling wieder, sondern auch etwas ganz anderes, was ich verloren hatte: Das Kleidungsstück, was wie kein anderes für meine Zwillingssuche steht, was ihren Beginn markiert und mit meiner Innenwelt wie kein anderes verbunden ist: einen Parka. Ich entdeckte seine Bedeutung in meiner Biographie wieder, indem ich sie an meiner Romanfigur, Johannes, wiedererkannte. Der Parka, den ich als Vierzehnjähriger bekam, stand wie nichts anderes für den radikalen Wechsel aus meiner autistischen Innenwelt in die Welt der Menschen, den ich in meiner frühen Jugend vollzogen hatte; er war das erste Stück „Selbst“, das erste Stück meiner verborgenen inneren Welt,

das ich in der wirklichen Welt wiederfinden konnte. Er war Traum und Wirklichkeit zugleich. Die Wiederbegegnung mit dem Parka war der Anfang und auch der Anlass, „Jan-Jan“ zu schreiben. Ich hatte damals die Hoffnung, den Parka tatsächlich auch wieder zu finden, den ich in meiner Jugend hatte, aber meine Eltern hatten ihn schon längst in die Altkleidersammlung gegeben. Dieser Verlust machte mich sehr traurig; ich hatte meinen Parka achtlos bei meinen Eltern zurückgelassen, als ich auszog, und dann einfach vergessen.

Es dauerte auch ziemlich lange, bis ich diesen Verlust so weit verarbeitet hatte, dass es denkbar wurde, mir einen neuen Parka zuzulegen. Es sollte nicht so einer sein, wie ich ihn früher hatte; für den konnte es keinen Ersatz geben. Statt dessen sollte es so einer sein, wie ihn Johannes in „Jan-Jan“ hatte: ein echter, „klassischer“ Bundeswehriparka. Gleich bei meinem ersten Gang in einen Secondhandladen fand ich einen, der mich unmittelbar ansprach und den ich dann auch gleich anprobierte. Es war ein fast mystisches Gefühl, als ich den Parka anhatte. Ich wurde in die Zeit meiner Kindheit förmlich katapultiert, in die Zeit des Übergangs und dann in die Zeit, als ich das erste Mal glaubte, einen Zwilling gefunden zu haben. Ich musste ein weiteres Mal in den Laden gehen, um beim Anprobieren auch die Kapuze überzuziehen und zu spüren. Das Gefühl, so eingepackt zu sein, war unbeschreiblich, wie die Rückkehr in den Cocon, in dem ich meine Kindheit verbrachte: geborgen und abgeschlossen. Schließlich kaufte ich den Parka; genau den, der mich angesprochen und den ich anprobiert hatte. Es ist ein olivgrüner Bundeswehriparka mit Reißverschluss und Knöpfen und einem einknöpfbaren Kunstfell. Er gehört zu mir, wie der Parka meiner Jugendzeit zu mir gehörte, wie – spätestens seit ich begonnen hatte, „Jan-Jan“ zu schreiben, meine Biographie zu mir gehört.

## **Jenseits der Glasglocke**

Es gibt eine Erinnerung, die mit Abstand die merkwürdigste ist, die ich habe, auf jeden Fall, die, über die ich am meisten nachgedacht habe. Es ist eine Erinnerung, die ich im Rahmen meiner „Biographie-Archäologie“ sozusagen zu Tage fördern konnte. Etwa um meine Abiturzeit herum fiel mir auf, dass ich so gut wie keine Erinnerungen an die etwa zwölf ersten Jahre meines Lebens hatte. Etwa ab meinem fünfzehnten Lebensjahr hatte ich mehr oder weniger kontinuierlich Erinnerungen; Erinnerungen mit Lücken im Unterschied zu einem nichts mit wenigen vereinzelt Standbildern von sehr nahe betrachteten De-



tails, oft aus einer ungewöhnlichen Perspektive gesehen. Diese Kindheitserinnerungen sind fast alle synästhetisch, die Bilder sind mit Geräuschen, Gesprochenem oder Gerüchen verknüpft.

Damals, nach dem Abitur, war es mir bei einem Gespräch, in dem es um Erinnerungen ging aufgefallen: Alle konnten sich ab einem Alter von zwei bis drei Jahren konkret und sicher erinnern; ich konnte es nicht. Solche Erinnerungen hatte ich erst ab etwa fünfzehn oder sechzehn und die wenigen Kindheitserinnerungen, die ich hatte, waren alles andere als konkret. Sie waren auch sehr zeitlos und schwer einzuordnen und sie enthielten weder Menschen noch einen Bezug zu konkreten Gegebenheiten. Ich dachte seitdem oft darüber nach und sah dies auch in einem Zusammenhang mit meinem Anderssein und meiner Isolation, das mir nicht weniger rätselhaft vorkam. Damit begann ich ein Projekt, meine Kindheitserinnerungen zu erforschen. Dabei kamen immer mehr zum Vorschein, manche konnte ich zeitlich besser einordnen und sogar welche mit konkreten Ereignissen in Verbindung bringen. Das war um meine Abiturzeit herum, 1982, da war ich neunzehn. Sieben Jahre später, Ende 1989, hatte ich das Gefühl, einer Lösung nahe zu sein. Ich hatte die Idee, diesen Prozess zu unterstützen, indem ich ihn sozusagen literarisch dokumentiere. Das war der Beginn von „er/es“.

In dieser Zeit tauchte auch diese Erinnerung auf, die mich bis heute sehr beschäftigen sollte. Ich kann sie insofern einordnen, dass sie aus einer Zeit kurz vor dem Umzug meiner Eltern an den Stadtrand von Freiburg stammen muss. Bemerkenswert ist, dass diese Erinnerung die einzige aus meiner Kindheit ist, in der ein Mensch vorkommt. Genauer gesagt, ein Gesicht; ein Gesicht, das in der Erinnerung den Blick wie ein Magnet auf sich gerichtet hält – weil es so intensiv ist, wie ich ansonsten noch nie ein Gesicht gesehen habe. Allerdings war es bereits verblasst, als diese Erinnerung wieder auftauchte; die Erinnerung eignete sich nie dazu, jemanden wieder zu erkennen. Bei meiner Beschäftigung damit bin ich zunehmend zur Einschätzung gekommen, dass ich mich selbst darin gesehen habe. Vielleicht ist diese Erinnerung ein Ereignis, in dem ich tatsächlich mich in irgendjemandem wiedererkannt habe. Es muss ein anderer Junge gewesen sein; mit der Erinnerung verbindet sich von Anfang an der Gedanke, dass er älter als ich gewesen war. Jedes Mal, wenn ich diese Erinnerung habe, sehe ich eine Weile das klare, aber verblasste Gesicht, bis mir plötzlich auffällt, was der Junge trägt: einen Anorak mit einer großen Kapuze;

bis in meine Jugendzeit kannte nur Anoraks ohne Kapuze. Auch der Anorak ist nicht sehr deutlich zu erkennen, aber dafür eine Kinderstimme, die sagt, „Du hast aber einen komischen Anorak“; dann wieder der Fokus auf das Gesicht. Das ist die Erinnerung. Ich bin mir nicht sicher, aber ich weiß, dass ich einige Jahre später den Anorak mit der großen Kapuze als Parka wiedererkannte; dabei setzte sich der Gedanke fest, dass ich diesen einzigen Menschen meiner Kindheitserinnerung wiederfinden musste.

Der Parka gehörte einem Jungen aus meiner Klasse, das war in der sechsten Klasse, also mit elf oder zwölf Jahren. Ich habe ihn noch ziemlich genau vor Augen; ich weiß allerdings nicht, ob es genau so ein Parka wie in der Erinnerung an das erste Gesicht war, oder nur ein ähnlicher. Etwa ein Jahr später trug ein weiterer Junge in meiner Klasse einen Parka. Ich hatte das Bedürfnis, den beiden nahe zu sein, vor allem wenn sie ihren Parka anhatten. Plötzlich, ich kann es zeitlich schwer verorten, vielleicht



in der sechsten oder siebten Klasse, kam mir dieser Gedanke, dass es in der Welt jemanden geben musste, der so wie ich war, wie ein Zwilling, mit dem ich Kontakt aufnehmen konnte. Mir wurde fast schlagartig die Isolation bewusst, in der ich lebte, und damit auch eine tiefe Sehnsucht, sie zu überwinden. Die beiden Jungs, so gerne ich in ihrer Nähe befand, waren allerdings keine Kandidaten für mögliche Zwillinge. Dazu passte ihr Verhalten nicht. Ich denke, dass ich viele Stunden damit verbrachte, ihnen nahe zu sein, ohne dass sich daraus dann mehr ergeben hatte, als einfach nur nebeneinander zu sitzen oder zu stehen. Dafür konnte ich zu wenig mit ihnen anfangen und umgekehrt wohl auch.

Aber die Idee, dass es solche Zwillinge geben musste, setzte sich in meinem Kopf fest, wenigstens einen, und dass es Zeichen geben musste, an denen sich solche Zwillinge gegenseitig erkennen. Wie zum Beispiel ein Parka. Und so bekam ich einen als ich vierzehn Jahre alt war, als eines der ersten Klei-

dungsstücke, die ich mir selbst ausgesucht hatte. Kein echter Bundeswehrparka, die beiden Jungs aus meiner Klasse hatten auch keine echten Bundeswehrparkas, aber einen, der dem schon sehr nahe kam.

Im folgenden Winter, 1977/78, sah ich etwas, was mich nachhaltig irritierte: Henner, der früher in meine Klasse ging, kam mit einer richtig dicken Winterjacke in die Schule, die zwar kein Parka war, aber so ähnlich aussah. Vor allen Dingen hatte sie eine große Kapuze. Diese Jacke sah viel dicker aus als die Parkas, die ich oder die anderen Jungs aus meiner Klasse hatten; und ich war fasziniert von der Vorstellung in so einer dicken Jacke eingepackt zu sein. Den ganzen Schultag konnte ich an nichts anderes denken als an Henner und seine dicke Jacke. Henner hieß eigentlich Hendrik, ein Name, der mir im Gegensatz zu seinem Spitznamen sehr gut gefiel. Ich hatte auch einen Spitznamen, Hansi, den ich richtig blöde fand. Hendrik hieß natürlich anders, aber hatte einen ähnlich klangvollen Namen und einen Spitznamen, der mir nicht gefiel. Ich mochte ihn, vor allen Dingen auch, weil er fast nur blaue Kleidung trug. Er war ein bisschen anders als die anderen und gehörte wie ich nicht so richtig dazu. Er stotterte und war auffallend sanft und sensibel; er weinte manchmal in der Klasse, wenn er eine schlechte Note bekam. Das tat sonst niemand. Er war der einzige, der dieses Schuljahr wiederholen musste; daher waren wir nicht mehr in der selben Klasse. Im Gegensatz zu mir war er in den Naturwissenschaften nicht gut, in Deutsch und den Sprachen auch nicht. Während ich gute Noten bekam, ohne mich dafür anzustrengen, bekam er schlechte, obwohl er sich anstrengte. Bis auf Sport, da war es umgekehrt: Er war ein Ausnahmesportler an der Schule, vor allen Dingen in Leichtathletik und Turnen, während ich angeblich der schlechteste in ganz Baden-Württemberg war. Ich mochte Hendrik und war gerne in seiner Nähe, aber es gelang mir nicht ansatzweise, zu ihm Kontakt aufzunehmen.

Wir hatten an diesem Tag den Unterricht zur selben Zeit beendet und ich lief neben ihm zum Parkplatz, wo sein Fahrrad stand. Er gefiel mir sehr, so eingepackt in diese Jacke mit Mütze, Schal und Handschuhen. Ich mochte das Gefühl, eingepackt zu sein, die Vorstellung, in einem Cocon zu leben; es beruhigte mich und baute wirkungsvoll die inneren Spannungen ab, die ich damals sehr häufig verspürte. Bevor er dann auf sein Fahrrad stieg, zog er die Kapuze seiner Jacke über die Mütze, die darunter fast völlig verschwand. Ich war wie erstarrt und beobachtete ihn, wie er davon fuhr. Dabei kam mir der Gedanke,

dass er, Hendrik, der sein musste, den ich suchte, weil er wie ich war, anders als die anderen. Während ich nach Hause ging, setzte ich auch die Kapuze auf, über die Mütze, die ich trug. In diesem Moment fühlte ich mich Hendrik sehr nahe; es fühlte sich an, als wäre ich tief in meiner – autistischen – Welt, in der nie jemand außer mir je gewesen ist, und spürte die Anwesenheit eines anderen: seine Anwesenheit. Ab dem Moment war ich mir sicher, dass es eine bedeutungsvolle Verbindung zwischen uns gab und dass er derjenige war, der meine Isolation durchbrechen konnte. Dieser Gedanke ließ mich nicht mehr los.

Ich hatte keine Idee, wie ich mit Hendrik in Kontakt treten konnte; ich hielt mich in den Pausen in seiner Nähe auf, fühlte mich aber viel zu unsicher, um ihn anzusprechen. Mit der Zeit lernte ich mehr und mehr seine Gewohnheiten kennen und traf ihn dann, wenn er gerade zur Schwimmhalle oder zum Tennisplatz ging; was dann wie zufällig wirken sollte. Aber auch da ergab sich kaum mehr, als dass ich ihm für kurze Zeit nahe war. Ich hatte überhaupt keine Idee, wie ich ihm mitteilen konnte, dass er mich faszinierte und dass ich ihm eine Rolle in meinem Leben zugewiesen hatte. Umso weniger, weil ich es selbst nicht ver-

stand. Es gab in jenem Winter nur noch wenige Gelegenheiten, Mütze und Kapuze aufzusetzen, und auch Hendrik kam nur noch wenige Male mit seiner dicken Jacke zur Schule.



*Hansi, Hannes oder Henner?*

Im Herbst 1978, Ende Oktober, reiste ich im Auftrag der Schülerzeitung zu einer Tagung ins Ruhrgebiet. Auf dem Weg zur Tagung sah ich ein Heft des „Stern“ mit vielen Fotos von Männern auf dem Titelbild und dem Titel „Ich bin schwul“. Spontan kam mir da der Gedanke, dass dies die Erklärung für meine Faszination für Hendrik war: Ich bin schwul und in ihn verliebt. Es bedeutete für mich nichts anderes als, dass er so etwas wie ein verlorener und wie-

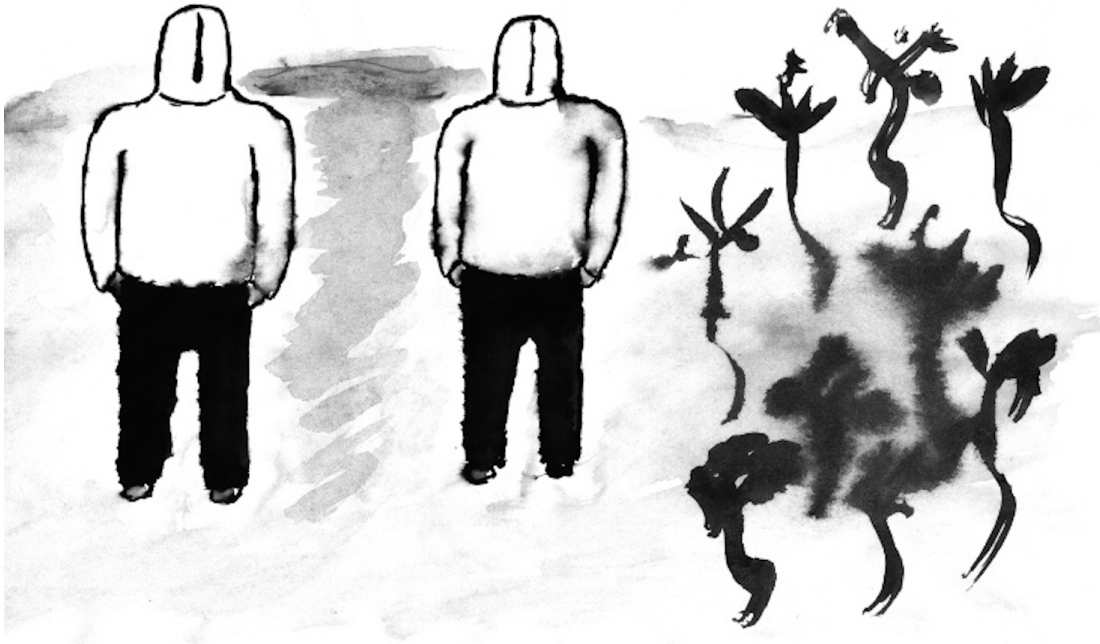
dergefundener Zwilling war, der mich aus meiner Isolation führen sollte. Aber es hatte jetzt plötzlich eine Erklärung gefunden, eine reale Erklärung, die nicht einfach nur ein Hirngespinnst war. Es hatte sogar einen Namen, der allgemein anerkannt war: Liebe. Ich war nicht mehr der einzige auf der Welt, der seinen Zwilling suchte, sondern jemand, der sich verliebt hatte – wie es alle anderen auch taten. Nur eben in einen Jungen statt in ein Mädchen; aber der Unterschied schien mir ziemlich marginal zu sein. Am Abend konnte ich nicht schlafen und spazierte lange Zeit durch die Gegend und dachte über meine Liebe zu Hendrik nach – natürlich mit Mütze und Kapuze.

Ich schrieb dann auch einen Artikel in der Schülerzeitung über mein Schwulsein. Damit zog ich nicht nur den Ärger der Schülerzeitungsredaktion auf mich, weil ich statt dessen über die Tagung berichten sollte, sondern hatte auch gleich im ganzen Dorf mein schwules Coming-out. Das war um meinen sechzehnten Geburtstag herum. Von meinen Eltern erfuhr ich, dass ich insgesamt so anders und merkwürdig wirkte, dass mein neu entdecktes Schwulsein nicht ins Gewicht fiel. Es war eine weitere von vielen „Marotten“, von denen meine Eltern erwarteten, dass sie irgendwann wieder verschwinden würden. In der folgenden Zeit war ich Hendrik oft nahe; ich kannte seine Gewohnheiten inzwischen so gut, dass es mir nicht schwer fiel, ihn zufällig zu treffen. Aber ich kam so gut wie nie mit ihm ins Gespräch. Die wenigen Gespräche, die es gab, wurden fast alle von ihm initiiert. Er sprach nicht so häufig, vermutlich weil er stotterte und ihn das Sprechen anstrengte. So verbrachten wir oft Zeit miteinander, ohne uns verabredet zu haben und ohne viel miteinander zu reden. Ich kann mich erinnern, wie er mich einmal von hinten umarmte, sagte, „Du denkst jetzt, ich bin schwul und will etwas von dir, dabei habe ich es nur auf dein Portemonnaie abgesehen“, und mein Portemonnaie aus meiner Hosentasche zog. Zu gerne hätte ich diese Gelegenheit genutzt, um ihm zu sagen, dass ich tatsächlich schwul war und etwas von ihm wollte, aber ich war unfähig dazu. Ich stand nur da, unfähig, etwas zu sagen, unfähig auch, seine Umarmung zu erwidern. In dieser Situation zu versagen, war eins der schlimmsten Erlebnisse in meiner Jugendzeit.

In den folgenden Jahren kam ich ihm genauso wenig näher wie allen anderen. Am nächsten war ich ihm, wenn ich im Winter alleine war, etwa im Wald, und es genoss, eingepackt zu sein und Mütze und Kapuze auf meinem Kopf zu spüren. Als letzte Anstrengung, mit Hendrik eine ausgesprochene Beziehung

zu beginnen, lud ich mich zu seinem achtzehnten Geburtstag ein, eineinhalb Jahre nach meinem schwulen Coming-out und ein halbes Jahr vor meinem achtzehnten Geburtstag. Es kostete mich viel Überwindung, uneingeladen zu seiner Geburtstagsfeier zu gehen, aber am Ende gelang es mir. Er sagte mir mehrmals, dass er sich über mein überraschendes Kommen freute. Ich hatte vorher intensiv geprobt, Hendrik zu sagen, dass ich ihn liebte, oder zumindest, dass ich ihn mochte und oft mit ihm zusammen sein wollte. Aber ich scheiterte kläglich an diesem für mich so wichtigen Vorhaben. Danach war mir klar, dass ich es niemals schaffen würde, meine Sehnsüchte auszudrücken und das Verhältnis zu Hendrik zu konkretisieren, es aussprechbar zu machen und Wirklichkeit werden zu lassen. Es verblieb im unausgesprochenen und daher unwirklichen, als wäre es ein Verhältnis mit jemandem gewesen, den es nur in meiner Fantasie gab.

Damit schwand mein Interesse daran, ihm nahe sein zu wollen, und damit auch das Interesse, Mütze und Kapuze zu tragen. Ich war zum Schluss gekommen, dass dies alles, Parka, Hendrik, Mütze und Kapuze, Teil einer Fantasiewelt war, die sich nicht in eine Wirklichkeit holen ließ, die ich mit anderen Menschen teilen konnte. Ich gab diesen Vorlieben die Schuld an meiner Isolation und versuchte, mich davon frei zu machen, um mich statt dessen an die wirkliche Welt anzunähern; zumindest, was ich für die wirkliche Welt hielt. Ich fing an, diese autistische Welt in mir, die Quelle für meine Isolation und meine Sehnsucht, jemanden „von meiner Art“ zu finden, zu bekämpfen, um in eine Wirklichkeit zu kommen, in der es möglich war, anderen Menschen zu begegnen und mit ihnen in Kontakt zu kommen. Dazu gehörte auch, dass ich mich – bewusst – in einen anderen Jungen aus meiner Klasse verliebte, der keinen Parka hatte und im Winter weder Mütze noch Kapuze trug. Es dauerte einige Monate, aber schließlich gelang es mir, ihm mitzuteilen, dass ich ihn liebte; das war kurz vor meinem Abitur. Er erwiderte meine Liebe nicht.



Ich mag den Winter, Schnee und Eis.  
Sie sind wie meine Welt so weiß.  
Ich weiß, dass ich zu Hause bin,  
wenn ich in einer kalten Brise  
still die Einsamkeit genieße  
ganz tief innen, in mir drin.  
Vielleicht, das fände ich sehr schön,  
magst du mit mir spazieren geh'n.  
Schweigend im Winter durch den Wald, vielleicht schon bald,  
warm eingepackt wird uns nicht kalt.

*Aus: „Tomaten gehören nicht auf die Augen“*

## Kapuzis

Die Zeit der Oberstufe bis weit nach meinem Abitur war eine sehr schwierige Zeit für mich. Ich litt an meiner Isolation und fand auch keinen Weg, ihr zu entkommen. Mit dem Abitur steuerte ich auf eine Zeit zu, die mit sehr vielen Unsicherheiten verbunden war; mit einer Welt, die weit mehr von mir fordern würde als die Schule, in der ich eine Ausbildung machen oder einen Beruf ausüben sollte. Dabei war ich noch nicht einmal in der Lage, grundlegenden Herausforderungen eines menschlichen Lebens adäquat zu begegnen: mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, mit ihnen bedeutungsvolle Kommunikationen führen, eine Persönlichkeit sein, etwas darstellen, egal was; alle konnten es, nur ich nicht. Dieser Konflikt machte mich wortwörtlich krank: Ich hatte ständig Infektionen, Herzrhythmusstörungen, Darmkrämpfe und eine ganze Reihe schwer einzuordnende Schmerzzustände. Dass ich mit meinen Eltern nicht zurecht kam, machte das alles nicht leichter. Nach dem Abitur begann ich, Mathematik und Physik zu studieren, das, was mir in der Schule am leichtesten fiel, und ich fand nach einer Weile auch einen Job in einer Fabrik, die Transistoren und Mikrochips herstellte. Da konnte ich neben dem Studium arbeiten und zugleich auch genügend Geld verdienen, um von meinem Elternhaus auszuziehen. Das tat ich Anfang 1984, eineinhalb Jahre nach dem Abitur. In diesen eineinhalb Jahren zog ich immer wieder für einige Wochen zu meiner Großmutter. Ich lebte in dieser Zeit auch immer mehr im „Autonomen Zentrum“ der nahe gelegenen Stadt, einem besetzten Haus, das als Veranstaltungszentrum diente. Etwas mehr als zweieinhalb Jahre später, im September 1987, zog ich schließlich nach Hamburg.

Etwa eineinhalb vorher, Anfang 1986, lernte ich Andreas, meinen Partner, kennen. Diese Partnerschaft beendete eine Zeit, die ich als eine sehr dunkle Zeit in Erinnerung habe, insbesondere die fünf Jahre 1981 bis 1985 waren geprägt von einem tiefen Leiden an der eigenen Isolation, gepaart mit einer Selbstablehnung, die zeitweise in Selbsthass mündete, und mit einer Selbstentfremdung: einer Entfremdung von nahezu allem, was mich ausmachte, und von meiner Umwelt. Die Zeit war daher auch von vielfältigen psychosomatischen Problemen, Depressionen, Wahrnehmungsstörungen auf Grund von Overloads und Angstzuständen geprägt. Kennengelernt hatte ich Andreas, nachdem ich mich entschieden hatte, systematisch einen Partner zu suchen und den ersten zu wählen, der sich mir sozusagen anbieten sollte. Ich listete für den ersten An-



satz 10 Namen von Männern aus der Schwulenszene auf, die ich vom Sehen oder, wie Andreas, vom „Hörensagen“ kannte. Die Auswahlstrategie war, sie alle zu besuchen, nachmittags, um das Thema Sex zu vermeiden, und zu beobachten, wie sie mit mir umgingen. Es war mir durchaus bekannt, dass ich auf andere Menschen derartig merkwürdig wirkte, dass die meisten Kontakte zu mir vermieden. Das lag auch daran, dass ich kaum kommunizierte, aber wohl nicht nur. Die ersten, die ich besuchte, brachen meine Annäherungsversuche auch schnell ab; bei einem kam es bis zu einer Übernachtung, aber er schmiss mich mitten in der Nacht aus der Wohnung, nachdem klar geworden war, welches Verhältnis ich zu Sexualität hatte. Bei Andreas war alles sehr anders; das Treffen und auch die folgenden verliefen ausgesprochen natürlich. Nichts wies darauf hin, dass ich in irgendeiner Weise auf ihn merkwürdig wirkte. Noch nicht einmal das mit dem Sex und meiner Vorhautverengung war ein Thema, geschweige denn ein Problem. Für Andreas war ich genau der, den er suchte, das spürte ich sofort, gleich beim ersten Treffen. Bis dahin kannte ich so etwas nicht, so angenommen zu werden, daher war für mich sofort klar, den Richtigen getroffen zu haben – weil er mich gefunden hatte.

Ich glaube, es war im selben Winter, 1986, als ich meinen ersten Kapuzenpullover erstand. Andreas schlief auch im Winter gerne mit offenem Fenster, wodurch meine Nebenhöhlen deutlich empfindlicher wurden und immer wieder schmerzten. Seit ich in meiner Abiturzeit das „Autonome Zentrum“ zu meiner zweiten Heimat machte, einer, in der ich viel mehr das Gefühl hatte, mit meinen Merkwürdigkeiten akzeptiert zu werden, als im Dorf, trug ich keine Kleidungsstücke mit Kapuze mehr. Mützen trug ich ohnehin nicht, weil sie in der Regel aus Wolle waren und auf meiner Kopfhaut kratzten. Als ich als Jugendlicher Mützen trug, hatte ich längere Haare und vor allen Din-



*Beim Stricken in meinem ersten Kapuzenpullover und Emilios Hose 1987*

gen keine freien Ohren, sodass ich auch Mützen aus Wolle vertragen konnte. Ich musste sie auch tragen, weil ich damals oft erkältet war und auch ausgesprochen empfindliche Nebenhöhlen und Ohren hatte. Eigenartiger Weise, denn ich bin eigentlich überhaupt nicht kälteempfindlich. Es machte mir als Kind nichts aus, im kalten Wasser zu baden oder im Winter leicht bekleidet zu sein, im Gegenteil, ich mochte das sogar. Frieren konnte ich nicht. Aber ich war oft erkältet; meine ständig laufende Nase und meine Angewohnheit, den „Popel“ mit dem Finger in meinen Mund zu befördern und zu essen, war bei meiner Verwandtschaft und auch in der Schule sozusagen sprichwörtlich. Es gab Verwandte, die mich deswegen nicht sehen wollten, weil sie sich vor mir ekelten. Irgendwann kamen dazu noch Schmerzen, hauptsächlich an den Ohren; dann begann ich, Mützen zu tragen. Als ich in meiner Oberstufenzeit damit wieder aufhörte, spürte ich solche Schmerzen nicht mehr; sie gingen unter in einem Lebensgefühl, das sich im Wesentlichen nur über psychische und physische Schmerzen vermittelte. Erst nachdem ich mit Andreas einen Partner gefunden hatte, spürte ich sie wieder, so deutlich, dass ich etwas dagegen tun musste.

Da war ein Kapuzenpullover genau das Richtige, da eine Mütze nicht in Frage gekommen wäre. Schnell lernte ich das Gefühl schätzen, den Kopf in einer Kapuze eingepackt zu haben, nicht zuletzt, weil es mich mit einer Jugendzeit in Verbindung brachte, zu der ich den Kontakt weitgehend verloren hatte. Wer war er denn, der „Hansi“, der mit fünfzehn sein schwules Coming-out hatte, während er abends in Oberhausen spazieren ging, in seinem Parka, mit Mütze und Kapuze? Wo kam er her, warum hatte er keine Kindheit, warum war er überall fremd, egal, wo er war? Ich hatte zunächst auch im Winter die Kapuze nur auf, wenn es wirklich kalt war, weil ich zu dieser Zeit einen „Iro“ hatte, einen Irokesen-Haarschnitt, der ohne Kapuze besser zur Geltung kam. Aber die Schmerzen in Nebenhöhlen und an den Ohren traten immer häufiger auf. Im Herbst 1989 hatte ich meine erste Nebenhöhlenvereiterung; die war dann auch gleich so ausgeprägt, dass ich glaubte, daran zu sterben. Die Schmerzen waren trotz Schmerzmittel eine ganze Woche lang extrem und ich lag die ganze Zeit über gekrümmt auf dem Fußboden und wurde dort von meinem Mitbewohner mit Tee und Suppe versorgt. Der Versuch, mich in ein Krankenhaus zu bringen, scheiterte, weil man mich dort für einen Junkie hielt. Am Ende überlebte ich auch so, aber seither sind meine Nebenhöhlen und Ohren so empfindlich,

dass sie fast sofort anfangen zu schmerzen, wenn sie kalt werden. Ich trug daher immer öfter eine Kapuze auf dem Kopf. Aber auch das genügte oft nicht mehr. 1993 erwarb ich eine Mütze aus Baumwolle, um sie unter der Kapuze zu tragen, und eine Kapuzenschlupfjacke mit einer etwas dickeren Kapuze. Mein Bestand an Kapuzenpullovern und -jacken wuchs beständig; ich fand sie und fühlte mich von ihnen angesprochen. Ähnlich, wenn auch nicht so ausgeprägt, war es mit Mützen. Es musste ja für die Pullover auch passende Mützen geben und es war nicht einfach, Mützen zu finden, die zugleich warm und bequem waren und vor allen Dingen nicht kratzten.

Viele der Kapuzenpullover und die meisten Mützen habe ich auf der Straße gefunden; ich gewöhnte mich sehr schnell an diese Kleidungsstücke und konnte mir auch schnell kaum mehr vorstellen, etwas anderes anzuziehen. Ähnlich wie Armeehosen eigneten sich Kapuzenpullover gut zum sammeln: Es gab sie in verschiedenen Farben, manchmal, damals aber selten, auch in verschiedenen Formen, aber dennoch waren sie sich alle irgendwo gleich oder zumindest sehr ähnlich. Einen Kapuzenpullover zu tragen, hieß, bei mir zu sein, mich wohl zu fühlen mit und in meiner Glasglocke, die zugleich auch ein Cocon ist. Kein Kleidungsstück kommt diesem Cocon-Gefühl näher, als ein Kapuzenpullover, besonders mit der Kapuze auf dem Kopf. Es ist kein Wunder, dass die Zeit, in der ich dies wiederentdeckt hatte und wieder anfang, Mütze und Kapuze zu tragen, die Zeit meines autistischen Coming-outs war. Es war ein Ja zu meinem abgeschlossenen, isolierten aber auch geborgenen In-der-Welt-Sein.

## **Die Zeichen des Zwillingings**

Es gab in meinem Leben drei mystische Erlebnisse von zentraler Bedeutung; darüber hinaus gab es noch weitere bedeutende mystische Erlebnisse, wie das Kennenlernen meines Partners. Aber solche Erlebnisse, die für einen Moment die beiden Welten in mir in Verbindung brachten, gab es genau drei. Das erste war der Abend meines schwulen Coming-outs, das zweite meine erste Begegnung mit Hajo und das dritte die erste Begegnung mit Patrik – ich nenne ihn hier so, wie er in „Jan-Jan“ heißt. Er rief mich Anfang 1996 an, um mir zu sagen, dass er mich kennenlernen wollte. Als er dann kam ich die Tür öffnete und stand er mit Kapuzenpullover, Mütze und Kapuze auf dem Kopf, vor mir. Wir tranken Kaffee und redeten sehr wenig, weil nur mühsam ab und an ein Gespräch aufkam, was dann auch gleich wieder verebbte. Ich fühlte mich die gan-

ze Zeit über wie elektrisiert und hatte dabei ständig das Bild von Patrik mit Mütze und Kapuze vor Augen. Einen Tag später rief er mich an, um mir mitzuteilen, dass ihm unser Treffen sehr gefallen hätte und wir es wiederholen müssten. Kurze Zeit später fuhren wir zusammen mit dem Fahrrad durch den Hafen; wir fuhren lange Zeit nebeneinander her und schwiegen. Ich dachte darüber nach, ob ich ihm sagen sollte, dass ich ihn liebte, und wie ich es ihm sagen sollte. Schließlich hatte ich die entsprechenden Sätze in meinem Kopf vorbereitet und wollte sie mit einem „Ich muss dir etwas sagen“ einleiten. Doch genau in dem Moment, als ich anfangen wollte, sagte er genau dasselbe. Das heißt, wir sagten diesen Satz gleichzeitig. „Du zuerst“, sagte er dann und ich war einverstanden. Meine in Gedanken zurecht gelegten Sätze schnurrten auf ein „Ich liebe dich“ zusammen und er antwortete, „Genau das wollte ich auch sagen“. Wir lagen dann lange Zeit schweigend nebeneinander im Gras, irgendwo im Hamburger Hafen. Wir lebten fast eineinhalb Jahre lang eine Beziehung, eine Zwillingpartnerschaft, in der die Grenzen unserer Persönlichkeiten verschwammen. Wenn es auf dieser Welt irgendwo meinen verlorenen Zwilling gibt, dann ist er es.

Wie ich es in „Jan-Jan“ beschrieben habe, nahm diese Zeit mit Patrik ein recht jähes und unschönes Ende. Am Ende musste ich mir die Frage stellen, ob er nicht eine Art Spiegel war für meine Sehnsüchte und ob ich ihn dabei überhaupt wahrgenommen hatte. Es folgte eine schwierige wie wichtige Zeit, in der ich mich nicht nur von meiner Zwillingssuche sozusagen verabschiedete. Ich distanzierte mich ein Stück weit wieder von meinem – autistischen – Innenleben, um mich ihm wiederum annähern und es neu kennenlernen zu können. Tatsächlich war meine Zwillingssuche und die damit verbundene Sehnsucht zugleich auch eine Barriere, die mich von meiner Innenwelt trennte, seit ich sie im Alter von etwa zehn bis zwölf Jahren verlassen hatte. Das Überwinden dieser Barriere war ein ähnlich bedeutender und folgenreicher Umbruch in meinem Leben, der auch mit einer Änderung meiner Denk- und Wahrnehmungsweise einher ging. Die verlagerte sich dabei deutlich in den sprachlichen Bereich meines Denkens, was mir dann auch eine Funktionalität bescherte, die mir ein annähernd reguläres Leben ermöglichte. Wie schon in meiner frühen Jugend ist es ein Übergang von einer Welt in eine anderen gewesen, den ich Ende der 1990-er Jahre vollzogen habe. Dabei habe ich auch gelernt, so zu leben, wie es mir gut tut, und vor allen Dingen auch meine autistischen Seiten zu akzep-

tieren und in meinem Leben zu kultivieren. Insbesondere meine Isolation, die ich seither kaum mehr spüre.

In meinem bisherigen Leben lernte ich mit Hendrik, Hajo und Patrik drei „echte“ Zwillinge von mir kennen, drei Menschen, mit denen ich meine Innenwelt teilen konnte – zumindest in gewisser Hinsicht eine gewisse Zeit lang. Das, was ich als meine Persönlichkeit wahrnehme, besteht in ihren Fundamenten als ein Patchwork von diesen drei Persönlichkeiten. Und entsprechend ist etwas von allen dreien in meiner Kleidung enthalten: der Parka – und das Tragen von Mütze und Kapuze – von Hendrik, die Armeehosen von Hajo und die Kapuzenpullover von Patrik. Beim Schreiben von „Jan-Jan oder anders anders“ habe ich bemerkt, dass es genau das ist, was mich ausmacht, eine „Patchwork-Persönlichkeit“ zu sein, deren Inneres sich in der Kleidung äußert.

*Mit dem ersten Kapuzenpullover, den ich auf der Straße gefunden habe; hier während einer Barkassenfahrt auf der Elbe Ende 2000. Der Rahmen war ein Betriebsausflug der Internet-Agentur, bei der ich ein halbes Jahr zuvor meine erste richtige Anstellung erhalten hatte und als Programmierer arbeitete.*



## Im Blick des Anderen

Es gibt in Hinblick auf meine Kleidung noch ein paar Aspekte, die ich bislang nicht oder nur am Rande erwähnt habe. Insbesondere die Bedeutung von Farben, meine Blauphase in meiner Jugendzeit, die Orange- und Schwarzphase als junger Erwachsener (und Punk) und die teilweise sehr ausdifferenzierte Farbästhetik, die meinen Kleidungsstil danach bestimmt. Dann trug ich lange Zeit Armbänder, etwas, was ich von Hajo übernommen hatte und auch viele Jahre kultivierte; das wäre vielleicht ein gesondertes Kapitel wert. Was mit Kleidung nichts zu tun hat, aber auch mein Äußeres charakterisiert ist, dass ich meine Haare gerne wachsen lasse, bevor ich sie dann ganz kurz schneide. Das hat damit zu tun, dass ich Haarschneiden nicht mag, noch nie mochte, und Friseurgänge schon gar nicht. Schon als Kind hasste ich Friseurgänge und seit meinem siebzehnten Lebensjahr war ich keinem Friseur mehr. Inzwischen lasse ich mich zwei bis drei Mal im Jahr von meinem Partner mit einem Schergerät scheren. Vielen Menschen scheint es wichtig zu sein, immer eine ähnliche Frisur zu haben. Mir aber gefällt beides, lange Haare, das heißt höchstens so lang, dass sie gerade die Ohren bedecken, und ganz kurze Haare. Weil es praktisch ist, habe ich die Haare im Winter eher kurz, dann fühlen sich die Mützen besser an, und im Sommer eher lang.

Das Aussehen hat viel mit Kontinuität zu tun: Die Kontinuität, mit der Menschen ihr selbst wahrnehmen, soll sich wohl in der Kontinuität ihres Äußeren widerspiegeln. Mir fällt es eher schwer, in meiner Wahrnehmung die Kontinuität aufrecht zu erhalten, die nötig ist, um sich selbst als Person wahrnehmen zu können. Manchmal bricht sie weg, diese Kontinuität, und ich gerate in einen Zustand, der einem Satori, dem vollständigen Wegfallen der „ich“-Illusion, vermutlich nicht unähnlich ist. Dafür gibt es in meinem Leben eine Kontinuität über die Zeit: Auch wenn sich meine Vorlieben für bestimmte Kleidungsstücke mit der Zeit ändern, wird seit meiner Jugend mein Kleidungsstil als weitgehend gleich empfunden. Das passt wiederum gut zur Kontinuität, die ich in meinem Leben wahrnehme. In den Augen der anderen bin ich immer noch der Hansi, der ich als Vierzehn- oder Fünfzehnjähriger war.



*Vor und nach dem Haareschneiden; zwei Fotoautomatenbilder*

## **Das Innen außen**

Viele Menschen brauchen aber ein Gegenüber, das für sie verlässlich ist, das sich erinnert und wiedererkennt, das eben nicht hier und da seine Kontinuität verliert und in Wirklichkeit aus einem Patchwork angelernter Persönlichkeitsmerkmale besteht. Aber so ein Gegenüber bin ich nicht.

Anfang 2011 drehten Leute vom Norddeutschen Rundfunk einen kurzen Film mit mir zum Thema Autismus, der dann im Dritten Programm zu sehen war. Sie wollten neben der bei mir zu Hause unbedingt eine Einstellung mit mir draußen drehen, beim Planetarium im Stadtpark. Am Drehtag war ich stark erkältet und lag bereits ein paar Tage im Bett. Trotzdem ging ich zur verabredeten Zeit zum vereinbarten Treffpunkt beim Planetarium, wo ich allerdings eineinhalb Stunden im Freien warten musste, bis das Kamerateam ankam. Mir war sogar mit Mütze und Kapuze kalt. Daher gelang es dem Kameramann erst zum Ende des Drehtags im Freien, wenigstens eine Einstellung mit mir ohne Kapuze zu drehen. Nur kurze Zeit später konnte ich mich im Fernseher sehen: mit Pfadfinderhose und Mütze und Kapuze auf dem Kopf. Ich muss ehrlich sagen, ich erschrak ein wenig vor meiner eigenen Offenheit: Mein Inneres war zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden. Das Jahr 2011 war insgesamt davon geprägt, dass meine Innenwelt ein Stück öffentliches Gut wurde, insbesondere durch meine Rolle als „Außenminister“ bei autWorker, aber auch, indem ich meinen Partner offizi-

ell heiratete, in unserem fünfundzwanzigsten Beziehungsjahr. Kleidung stellt ähnlich wie Sprache eine Schnittstelle zwischen den Individuen und der Gesellschaft dar, in der sie leben.



Beide haben die Aufgabe, das Individuum in seinem sozialen Umfeld zu repräsentieren. Hier stellt sich fast zwangsläufig die Frage, was denn dieses Individuum ist, das sich hinter einer sozialen Fassade bestehend aus Sprache und Kleidung verbirgt. Mir drängt sich hier ein Vergleich mit einem Schwarzen Loch auf, von dem selbst im günstigsten Fall lediglich die Oberfläche für die Physik zugänglich ist. Doch was verbirgt sich hinter einer solchen Oberfläche, verbirgt sich dort überhaupt irgendetwas; irgendetwas, was zumindest das Potenzial hätte, auch diesseits

seiner Maskerade erkennbar zu werden? Die strukturelle Psychoanalyse kommt bekanntlich zu dem Schluss, dass sich hinter der sozialen Maskerade aus Zeichen und Symbolen nichts weiter verbirgt; nichts von Bedeutung. Nimmt man einem Individuum diese Maske weg, ist es kein Individuum mehr – aber natürlich immer noch ein Lebewesen.





In der sozialen Wirklichkeit der Menschen ist die Kleidung dasjenige Medium, in dem die eigene Vorstellung einer angemessenen sozialen Position mit der des Umfelds aufeinander treffen. Passen die beiden Vorstellungen zusammen, fühlt man sich wohl in seiner (zweiten) Haut. Diese Haut ist der Platz, der einem zugewilligt wird, symbolisch betrachtet. Neulich las ich einen Zeitungsartikel über die Schwierigkeiten von Jugendlichen bei ihren Jobbewerbungen; darin stand, es sei doch alles ganz einfach, „Piercings raus, Mütze und Kapuze runter“, und das Einstellungsgespräch ist so gut wie bestanden. Piercings, Mütze und Kapuze scheinen also keine passende soziale Position für Jugendliche zu markieren. Sie markieren wohl eher ihre Unzufriedenheit mit dem, was ihnen zugeteilt wird und was sie offenbar nicht als angemessen betrachten. Aber auch der Versuch, sich den äußeren Bewertungen und Zuweisungen zu verweigern, muss scheitern und endet meistens in einer Diskrepanz zwischen Innen- und Außenwahrnehmung.

Eine solche Diskrepanz ist autistischen Menschen wohl bekannt. Ich denke, dass sich Autismus durchaus als eine unaufhebbare Diskrepanz zwischen Innen- und Außenwahrnehmung definieren ließe. Das ist es auch, was meine Individualität ausmacht. Diese Diskrepanz wird es für mich immer geben, egal, ob ich mich dem Sprechen verweigere oder mich eloquent gebe, ob mit Armeehose, Mütze und Kapuze oder im Anzug. Der entscheidende Unterschied besteht darin, dass ich Armeehose, Mütze und Kapuze mit Bedeutungen versehen kann, die aus meiner inneren Wirklichkeit kommen. Sie können für mich die Umbrüche in meinem Leben und mit ihnen die Menschen, die für diese Umbrüche stehen, symbolisieren. Die trugen keine Anzüge, vermutlich, weil sie dies für ähnlich unpassend empfunden hätten wie ich, weil sich in ihrer Umgebung als ähnlich unpassend erlebten wie ich. Menschen, die nirgendwohin passen, die sich nirgendwo wiederfinden, sind Menschen, in denen ich mich spiegeln und wiedererkennen kann. Das ist letztlich das, was meine Kleidung in sozialen Kontexten zum Ausdruck bringt.

Für mich bringt sie aber etwas anders zum Ausdruck, denn sie ist meine Heimat, Ausdruck meines Innenlebens, das in der äußeren Wirklichkeit, der sozialen Welt keine Entsprechung findet. Mich wie in einem Cocon geborgen zu fühlen und wie unter einer Tarnvorrichtung unsichtbar. In sofern zeigt meine Kleidung dieses Innenleben, die Geborgenheit und Isolation meiner autistischen Welt. In meiner Wahrnehmung sind Sprache und Kleidung tatsächlich leere

Hüllen; das ist der Grund, warum mir die strukturelle Psychoanalyse so plausibel vorkommt. Was sich hinter diesen Hüllen verbirgt ist am Ende nichts anderes als das, was sich vor ihnen befindet, was sie beobachtet, was versucht, mit ihnen zu kommunizieren. Meine Wahrnehmung ist grundlegend unzusammenhängend, inkohärent, und entspricht damit sehr gut der Theorie Uta Friths (und anderen), dass eine mangelnde zentrale Kohärenz autistische Menschen charakterisiert. Einem solchen inkohärenten und dezentralen Denken und Wahrnehmen sind Identitäten ziemlich fremd. Sie können aus gar nichts anderem bestehen, als aus den Hüllen, in denen sie verpackt sind. Für mich liegt es nahe, hier die Parallele zu der Theorie zu ziehen, dass das, was Menschen vom Universum wahrnehmen, in Wirklichkeit eine holographische Projektion desselben ist; begleitet wiederum von der Frage, ob es überhaupt etwas jenseits dieser Projektionen gibt. Ist nicht generell alles, was als Welt wahrgenommen wird, eine Projektion, eine Hülle? Sind menschliche Individuen nichts anderes als die Hüllen ihrer sprachlichen Äußerungen und die Kleidung, in der sie sich verpacken?

Hier zeigt sich auch eine Erklärung dafür, dass es mir so schwer fällt, Menschen an ihren Gesichtern wiederzuerkennen. Nicht nur das, es fällt mir auch ausgesprochen schwer, ihre Gesichter sozusagen zu lesen. Letztlich stellen in sozialen Kontexten Gesichter die inneren Zustände von Individuen dar. Das ist ähnlich wie mit Kleidung oder Frisuren: Sie sind Projektionen einer Wirklichkeit, die sozusagen materiell gar nicht vorhanden ist. Der Unterschied besteht hauptsächlich darin, dass Kleidung und Frisuren, überhaupt das Äußere, eher längere Zeiten, manchmal ganze Lebensabschnitte repräsentieren, während Gesichtsausdrücke sich auf den jeweiligen Augenblick beziehen. Für mich die Annahme, dass aus Gesichtern etwas gelesen werden kann, was außerhalb seines Trägers eine Bedeutung hat, ähnlich unplausibel, wie dass aus dem Aussehen eines Menschen etwas gelesen werden kann, was für jemand anderes als für ihn selbst etwas bedeutet. Dass in der sozialen Wirklichkeit, in der ich lebe, solche Bedeutungen zentral sind, habe ich inzwischen gelernt und ich verfüge auch über ein gutes theoretisches Werkzeug, mir solche Bedeutungen durch Analyse zu entschlüsseln. Würde ich aber einen Menschen treffen, dessen Kleidung oder Gesicht für mich wirklich bedeutend wäre, wäre es wie bei meiner „mystischen“ ersten Begegnung mit einem Menschen als ich etwa acht Jahre alt war. Mit diesem Gesicht und dem Parka, die mich nachhaltig in den

Bann gezogen hatten. Ein solcher Mensch wäre wie ich, einer mit dem ich meine Innenwelt teilen könnte, ein Zwilling.

Ich weiß nicht, was Menschen denken, wenn sie mich in Armeehose vortragen sehen oder im Winter mit Mütze und Kapuze. Mit Sicherheit werden sie damit etwas völlig anderes verbinden als ich. Aber das macht nichts: Dafür ist sie ja auch gar nicht da, meine zweite Haut, verbinden soll sie sich mit mir.

*Hochzeitsfoto zusammen mit meinem Partner. Die Hose ist keine Armeehose, aber sie hat ein stilisiertes Blättermuster und Seitentaschen.*



# Blick nach innen

# Um deines Namens Willen

Die Liebe als jenes magische Feld, das in der Lage ist, mich mit anderen zu verbinden, so wie es mich mit mir selbst verbindet, und andere wahrzunehmen, genauso wie ich mich selbst wahrnehme, diese Liebe bildet eine Kette von Namen zu Namen. Aber nicht zwischen beliebigen Namen, im Gegenteil, die Kette, die sie bildet, ist eine Kette zwischen besonderen Namen, zwischen denen sich die besondere Beziehung zwischen ihren Trägern abbildet. Die Namen unterliegen einer Struktur, einer Namensalgebra. Diese Algebra gehört bestimmt zu den komplexesten Algebren, die man sich vorstellen kann; als jemand, der die Algebra studiert hat, kann ich das einschätzen. Sie ist so komplex, dass ich sie bis heute nicht durchdrungen habe – nicht einmal im Ansatz. Um diesen Umstand zu entschärfen und dennoch über die Kette der Namen berichten zu können, arbeite ich hier mit sehr einfachen Namensalgebren, die wohl so in der Wirklichkeit keine Ketten bilden. Und damit auch mit erfundenen Namen.

## Menschwerdung (Yannik und Moritz)

Ausgangspunkt des Weges, über den ich erzählen möchte, ist eine Erinnerung, die in einer Zeit angesiedelt ist, die ich als meine Schwellenzeit wahrnehme: Die Zeit des Übergangs von der abgeschlossenen und menschenleeren Welt meiner Kindheit zu einer, die zwar nach wie vor eine autistische ist, aber Kommunikation mit anderen Menschen ermöglicht und dennoch in der Reichweite meines Bewusstseins bleibt. Wenn auch oft weit von dem entfernt, was ich bisweilen als mein „ich“ wahrnehme. Diese Schwelle hatte ich zu einer Zeit übertreten, als ich zehn bis zwölf Jahre alt gewesen war. Die Begebenheit, die sich hierzu in meiner Erinnerung festgesetzt hat, ist etwas früher angesiedelt; etwa zu einer Zeit, als ich sieben oder acht Jahre alt gewesen war. Sie stellt im Nachhinein betrachtet eine früheste Ankündigung des Übergangs dar, der sich dann einige Jahre später vollziehen sollte.

Die Erinnerung ist, wie alle Erinnerungen meiner Kindheit, ein undeutliches, unscharfes Fragment. Wie manche andere Kindheitserinnerungen hat sie sich dennoch in mein Bewusstsein eingebrannt, wo sie über viele Jahre unverändert geblieben ist – und stets präsent. Im Zentrum dieser Erinnerung befindet sich ein Gesicht. Das Gesicht sehe ich darin allerdings nicht scharf, sondern wie

aus dem Augenwinkel. Als wenn ich woanders hinsehen würde und das Gesicht daher unscharf im Augenwinkel erscheint. Dennoch bildet es den Fokus dieser Erinnerung. Heute noch sehe ich oft die Gesichter anderer Menschen in ähnlicher Weise, weil ich an ihnen vorbei blicke, den Fokus aber auf die Gesichter richte. Bemerkenswert an dieser Erinnerung ist dennoch, dass sie die erste Erinnerung darstellt, in der ich in ein Gesicht sehe. Bis dahin gab es keine Gesichter, allenfalls Ausschnitte von Gesichtern, ein Stück Nase oder ein halbes Kinn. Dieses Gesicht ist aber deutlich genug zu erkennen, dass ich es als das Gesicht eines Jungen identifizieren kann, der etwas älter gewesen sein musste, als ich es damals war.

Meine Aufmerksamkeit war aber nicht auf das Gesicht meines Gegenübers gerichtet, sondern auf seine Kleidung. An die kann ich mich ebenso genau erinnern wie an das Gesicht und auch noch deutlich daran, wie sehr sie mich faszinierte. Beides wohl faszinierte mich, das Gesicht und die Kleidung; es war – gemäß meiner Erinnerungen – nicht nur das erste Mal, dass mich ein anderer Mensch fasziniert hatte; zum ersten Mal tauchte im Horizont meines Bewusstseins überhaupt die Möglichkeit auf, dass ein anderer Mensch mich faszinieren und zu mir durchdringen konnte. Konkret ein Junge mit einem Gesicht, das in der Lage war, meinen Blick zu halten, und mit einer Kleidung, die meine Aufmerksamkeit erregen konnte. Solche Menschen tauchten seither immer wieder in meinem Leben auf, zunächst in Form von Jungen, später von männlichen Erwachsenen. Und immer wieder war es so, als wenn es eine Inkarnation dieses Jungen gewesen war, der ich begegnete; eines Jungen, dessen Namen ich noch nicht einmal kannte. Aber mir war schon immer klar, dass es ein besonderer Name gewesen sein musste, den er hatte; Yannick etwa, ein Name, der wie meiner aus sieben Buchstaben besteht und mit einem Y beginnt, weil Y ein ganz besonderer Buchstabe ist. Allerdings war ich davon überzeugt, dass mein Name nicht mein richtiger Name war; er war so falsch wie die Welt, in die ich versehentlich geboren wurde. Ursprünglich sollte ich Jochen heißen, aber kurz vor meiner Geburt entschieden sich meine Eltern um und nannten mich Joachim, wobei sie noch den Namen Hans davor setzten – mit Bindestrich. Mit dieser Namenssituation war ich sehr unzufrieden, zumal mir der Name, der mir ursprünglich zugehört war, wesentlich mehr zusagte, als der zum Doppelnamen verunglückte endgültige. Mein richtiger Name bestand also aus sechs Buchstaben, sodass dieser besondere Junge meiner Kindheitserinnerungen ebenfalls

einen Namen mit sechs Buchstaben haben musste: Yannik. Einen Namen, den es mit sieben und mit sechs Buchstaben gab, so wie ich einen falschen mit sieben und einen richtigen mit sechs Buchstaben hatte.

Die Wiederbegegnungen mit Yannik hatten jeweils sehr unterschiedliche Qualitäten, was wohl auch daran lag, dass die beteiligten Gegenüber jeweils andere waren, obschon sie ein und denselben Jungen meiner Schwellenerinnerung verkörperten. In meinem Erleben hatte ich von Anfang an auch eine Perspektive in diesen Begegnungen, in der es darum ging zu forschen. Zu forschen, was es mit diesen Menschen auf sich hatte, was diese Kindheitserinnerung zu bedeuten hatte, was das alles mit meiner Sexualität und meinen Sehnsüchten zu tun hatte. Es war eine Forschung, die auch darauf aus gewesen war, ihren Gegenstand zu finden, der irgendwann schließlich mit einer Deutlichkeit vor mir erschienen war, die mir bis dahin Angst machte. Es wurden mir dabei innerhalb von etwa zwei Jahren drei Dinge klar, nämlich dass ich autistisch bin, dass es in meinem Leben keinen Bereich gibt, der nicht durch „meinen“ Autismus geprägt ist, und dass ich nie die damit verbundene Isolation überwinden würde. Ich war Mitte 30, als ich diese Zeit der Klarheit erlebte. Sie war Voraussetzung dafür, dass ich frei wurde, meinen Lebensweg zu gehen, als das, was er ist und immer bleiben wird, als ein autistischer Weg.

Die erste Wiederbegegnung mit diesem Jungen meiner Kindheitserinnerung fand bereits zu einer Zeit statt, in der ich mich noch in der Übergangsphase zwischen den Welten befand. Ich begegnete ihm in Gestalt eines Jungen, der in meine Klasse auf dem Gymnasium ging und der Moritz hieß. Er faszinierte mich, weil er so war, wie ich damals sein wollte, beliebt und selbstbewusst, jemand, der – wie es so schön heißt, mit beiden Beinen in der Welt der Menschen stand. Aber vor allen Dingen zog er mich an, weil er durch seine Kleidung Merkmale trug, die ihn in die Nähe meiner ersten Begegnung rückten. Es war das erste Mal, dass das Wort Freund für mich eine Bedeutung erhalten hatte. Diese Freundschaft war allerdings recht einseitig: Sie war bestimmt von dieser Faszination, die Moritz auf mich ausübte, und meinem Verlangen, sie zu spüren und ihm nahe zu sein. Ansonsten konnten wir nicht viel miteinander anfangen; Freundschaft hatte für mich keinen interaktiven Aspekt. Daher verlief sich das Ganze nach recht kurzer Zeit wieder, was durch so manche Irritationen noch beschleunigt wurde, die sich fast zwangsläufig einstellten.

Parallel zu diesem ersten Versuch einer Freundschaft fand meine erste Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität statt. Ich hatte zu dieser Zeit bereits seit einigen Jahren Techniken entwickelt, meine inneren Spannungen abzubauen. Sie bestanden im Wesentlichen darin, den Druck dieser Spannungen derart aufzubauen, dass sie sich mit einem Mal entladen konnten. Diese Entladungen empfand ich als gesamtkörperliches Geschehen, das sich in unwillkürlichen Zuckungen und einer Art kurzzeitigem Bewusstseinsverlust äußerte. Manchmal, aber nicht immer, gingen sie mit einem Samenerguss einher. Den Druckaufbau konnte ich rein gedanklich bewerkstelligen, indem ich mir meinen Körper gedanklich vorstellte und ihn in Gedanken presste. Oft half ich aber nach, indem ich mich zwischen Möbeln einzwängte oder, was eher selten geschah, mich selbst fesselte.

Eines Tages, ich glaube ich war da etwa elf Jahre alt, gab es in der Schule etwas, was sich „Sexualkundeunterricht“ nannte. Den darin behandelten Gegenstand empfand ich zwar als außerordentlich absurd, aber auch für mich sehr grundlegend. Grundlegend war er für mich deshalb, weil er einen Zusammenhang herstellte zwischen Dingen, die ich bis dahin als völlig getrennt wahrgenommen habe: Das Streben nach Kontakt zu einem anderen Menschen, was ich sofort mit meiner Faszination für den Jungen aus der Kindheitserinnerung und Moritz in Verbindung brachte, den von mir bereits seit einigen Jahren praktizierten Spannungsabbau, der ja manchmal auch mit einem Samenerguss einher ging (was ich immer als sehr eigenartig empfunden hatte), und schließlich meiner Phimose, durch die der im Sexualunterricht propagierte Geschlechtsverkehr als eine äußerst unangenehme Angelegenheit erschien. Dass das alles noch ursächlich mit der Produktion neuer Menschen zusammenhängen sollte, erschien mir ganz und gar unglaublich. So grotesk konnte die Welt, mit der ich gerade dabei war, Kontakt aufzunehmen, gar nicht sein.

Insgesamt hinterließen mich diese Erlebnisse ziemlich ratlos. Da das mit der Freundschaft mit Moritz nicht ansatzweise so funktionierte, wie ich es mir gewünscht hatte, erhielt bereits zu dieser Zeit, als ich elf, zwölf Jahre alt war, die Suche nach der Antwort auf die Frage, wie der Kontakt mit den Menschen funktionierte, allerhöchste Dringlichkeit. Zusammen mit der Sehnsucht, in meine geordnete, autistische Welt zurückzukehren, was natürlich nicht mehr ohne weitreichende Konsequenzen möglich war, verwandelte sich diese Verwirrung in eine tiefe Sehnsucht, einem Menschen zu begegnen, der so war, wie ich war.



In meiner Vorstellung wurde der Junge aus meiner frühen Erinnerung zu einem solchen Menschen, den ich daher nur wiederfinden musste. Doch für ein prosopagnostisches Wesen stellt ein solches Wiederfinden eine echte Herausforderung dar, sodass sich meine ganzen – vor allen Dingen mathematischen – Interessen auf die Frage zuspitzten, an welchen Merkmalen würde ich ihn wiedererkennen, wenn ich ihm wieder begegnen würde? Alle anderen Aspekte des menschlichen Austauschs waren für mich uninteressant.

## **Die Zeichen der Liebe (Adrian und Gerrit)**

Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich bemerkte, dass mich irgendetwas ungewöhnlich stark zu einem bestimmten Jungen aus meiner Klasse hinzog. Adrian war jemand, mit dem ich bis dahin überhaupt keinen Kontakt hatte. Ich erkannte recht schnell, dass es seine blaue Kleidung war, die mich an Adrian faszinierte. Es war eine offensichtliche Vorliebe für ein Blau, das ich später als Indigo identifizierte, die sich darin ausdrückte, dass er fast nur blaue Kleidung trug. Ich weiß nicht, ob es mir erst zu dieser Zeit bewusst wurde, aber es war genau auch das, was mich an diesem Jungen aus meiner frühen Erinnerung ansprach, dass seine Kleidung blau war, ein Blau, was der Farbe Indigo zumindest nahe gekommen war. Kurz nach dieser Erkenntnis war das Schuljahr allerdings zu Ende und anders als ich wurde Adrian nicht in die nächste Klasse versetzt. In den darauf folgenden Ferien beschäftigte mich diese Erfahrung sehr, dass es nach mehreren Jahren jemanden gab, der derartig mein Interesse auf sich lenken konnte. Auch über das Blau hinaus war an Adrian irgendetwas besonderes, was ich nur sehr schwer fassen konnte. Dass er es offensichtlich schaffte, meine autistische Hülle zu durchdringen, gab ihm das Potenzial, jemand zu sein, der auch meinen Zustand der Einsamkeit und Isolation durchbrechen konnte. Das war eine extrem faszinierende Aussicht. Allerdings war ich davon überzeugt, dass es nicht viele Menschen geben konnte, die zu so etwas in der Lage sein konnten. Ich war vielmehr davon überzeugt, dass es nur einen geben konnte, nämlich ihn, diesen Jungen, dem ich schon einmal in meiner Kindheit begegnet war und den ich Yannik nannte. Leider war zu der Zeit meine Erinnerung bereits so undeutlich, dass die Wiedererkennung fast unmöglich war; zumindest an Hand des Gesichts. Genau da setzte meine Idee an, dass es Merkmale der Wiedererkennung geben musste, Merkmale, die mir

nicht eindeutig bekannt waren, die sich aber offenbaren würden, sobald sie auftauchten.

Die Empfindungen Adrian gegenüber waren fast schon eine solche Offenbarung; eine erste Ankündigung, der unbedingt noch etwas folgen musste; das mit der blauen Farbe alleine genügte nicht. Allerdings kam dazu noch die Tatsache, dass Adrians Name wie mein richtiger Name sechs Buchstaben hatte und sechs, genauso wie die sieben, meine Lieblingszahl war. Auch Moritz hatte einen Namen mit sechs Buchstaben, was mich nicht nur in meiner Vermutung bestätigte, dass ich in Wirklichkeit anders hieß, als es mich meine Eltern glauben machen wollten, sondern dass auch der Junge, der mir als Kind den Weg zu den Menschen zeigte, Yannik ohne c heißen musste.

Dadurch, dass er nicht mehr in meine Klasse ging, wurden die Begegnungen mit Adrian nach den Ferien deutlich seltener und flüchtiger. Doch das änderte nichts an meinen Bemühungen herauszufinden, ob er wirklich derjenige war, der meine Isolation durchbrechen konnte, und wie ich es schaffen könnte zu ihm einen Kontakt zu finden. Erschwert wurde das Finden von Kontaktmöglichkeiten noch dadurch, dass wir völlig verschiedenen Interessen nachgingen. Er trieb sehr viel Sport, während ich eindeutig in Bereichen zu Hause war, die sich gedanklich anspruchsvoll gestalteten, vornehmlich der Mathematik und den Naturwissenschaften. Und für die interessierte sich Adrian gar nicht. Im darauf folgenden Herbst erhielt die Frage, wie ich ihn in mein Leben einordnen sollte eine weitere Dynamik, als ich einen Parka bekommen hatte. Ich sollte eine neue Jacke für den Winter bekommen und hatte mich für einen Parka mit Kapuze entschieden, weil Adrian auch so einen Parka mit Kapuze hatte. Bei dieser Entscheidung fiel mir erst auf, dass Moritz auch so einen Parka mit Kapuze hatte; allerdings hatte er den noch nicht, als er mir als – irgendwie – besonderer Junge aufgefallen war. Ich baute von Anfang an zu meinem Parka ein sehr enges Verhältnis auf; er war das erste Kleidungsstück, mit dem ich mich tatsächlich befreundet fühlte. Ganz besonders gut fühlte es sich an, die Kapuze auf dem Kopf zu spüren; das kam meiner Vorliebe für coconartige Rückzugspunkte recht nahe. Als Kind schon baute ich gerne möglichst enge Höhlen, in die ich mich verkriechen konnte, und der Parka mit Kapuze war etwas, was einer mobilen Höhle recht nahe kam. Moritz hatte allerdings nie die Kapuze seines Parkas auf dem Kopf. Bei Adrian war es anders, er hatte manchmal die Kapuze seines Parkas über eine Mütze gezogen, was ansonsten zu jener Zeit kaum je-

mand machte. Yannik hatte in meiner Erinnerung keinen Parka an, aber es war bei meiner Begegnung mit ihm auch Sommer.

Im Spätherbst war ich für ein paar Tage verreist, auf einer Tagung im Zusammenhang mit meinen Schülerzeitungstätigkeiten. Es war das erste Mal, dass ich für mehrere Tage ohne meine Eltern verreist war. An diesen Tagen war es recht kalt, ein erster Wintereinbruch, was mir gut gefiel, weil der Winter schon immer meine liebste Jahreszeit war. Auf dem Weg zu dieser Tagung, es war eine mehrstündige Zugfahrt, sah ich eine Ausgabe des „Stern“ auf einem Sitz liegen.

Auf dessen Titelbild waren 50 Gesichter abgebildet mit der Überschrift „Ich bin schwul“ (es war Ende Oktober 1978). Meine Zuneigung zu besonderen Jungs bekam damit einen Namen: Ich bin also schwul. Diese Erkenntnis wühlte mich an diesem Tage regelrecht auf; nach meinem Übergang in die Welt der Menschen schien dies ein weiterer bedeutender Meilenstein in meinem Leben zu sein. Abends besuchte ich nicht die Eingangsveranstaltung der Tagung, sondern unternahm einen Spaziergang, um über mein Schwulsein nachzudenken. Ich hatte bei dieser Reise meinen Parka dabei, der auch einen längeren Aufenthalt in der Kälte sehr angenehm machte. Kurz nachdem ich an jenem Abend losgegangen war, zog ich die Kapuze des Parkas über die Mütze, die ich auf hatte. Es war, soweit ich mich erinnern kann, das erste Mal, dass ich Mütze und Kapuze auf hatte; ich kann mich noch deutlich daran erinnern, wie sich der „Bommel“ der Mütze unter der Kapuze anfühlte. Überhaupt kann ich mich noch sehr deutlich an diesen Abend erinnern. Fast augenblicklich kam mir das Bild von Adrian in seinem Parka mit Mütze und Kapuze in den Sinn und verband sich zusammen mit der Erkenntnis, schwul zu sein, zur Einsicht, dass ich in ihn liebte. Plötzlich verstand ich, was Liebe bedeutete – zumindest, was sie für mich bedeutete.

Die Bedeutung dieser Einsichten wurde noch dadurch unterstrichen, dass das Meerschweinchen, das einzige Haustier, das ich je hatte, starb, während ich auf der Tagung gewesen war. Es war ein Abend, an dem sich die wichtigsten Themen meines Lebens ineinander zu einem fügten und ungemein verdichteten. Ich trug dieser Bedeutung Rechnung, indem ich anfang, wenn es kalt war, Mütze und Kapuze aufzusetzen, wie es Adrian manchmal tat. Das passte ganz gut dazu, dass ich zu dieser Zeit schon ständig Infekte in der Nase hatte. Ent-

scheidend war aber neben dem angenehmen Gefühl, das das Eingehülltsein vermittelte, dass es etwas war, was ich mit Adrian teilte: Soweit ich es festgestellt hatte, waren zumindest zwei oder drei Winter lang wir beide die einzigen an der Schule, die sich an kalten Tagen die Kapuze über die Mütze zogen. Allerdings war Adrians Parka schwarz und nicht graugrün wie meiner und seine Mütze hatte auch keinen

„Bommel“. Aber in einem Gesamtzusammenhang gesehen waren die Zeichen unserer Liebe nun so ausgeprägt, dass sie nicht mehr zufällig sein konnten. Wie der erste Mensch, der mein Interesse auf sich lenken konnte, war Adrian mit einem Blau verbunden, das mich sehr direkt angesprochen hatte. Sein Name hatte wie meiner und der meines ersten Freundes sechs Buchstaben; und beide hatten einen Parka, wie ich nun. Dass Adrian es offensichtlich wie ich mochte, die Kapuze des Parkas aufzusetzen – zumindest manchmal – rückte ihn deutlich mehr in meine Nähe als Moritz. Unser Verhältnis hatte also tatsächlich eine andere, bessere Grundlage, und musste nur noch konkretisiert werden. So sah ich es damals; es gab keinen Zweifel daran, dass Adrian auch schwul sein musste und mich liebte.

Doch genau hier tat sich eine unüberwindbare Barriere auf: Ich hatte eigentlich keine Idee, wie ich diese Liebe in eine Freundschaft oder gar Liebesbeziehung umwandeln sollte. Nahe liegend, zumindest im Nachhinein gesehen, wäre wohl gewesen, ihn anzusprechen und von meiner Zuneigung ihm gegenüber zu erzählen. Auf der anderen Seite musste aber auch er sich zu mir hingezogen fühlen. Ansonsten machte mein Konzept von Liebe gar keinen Sinn. Wir konnten uns nur deswegen lieben, weil wir – in einer sehr grundlegenden Weise – uns ähnlich waren und deswegen einander suchten. Finden konnten wir uns, weil wir uns an bestimmten Merkmalen erkennen konnten, an den Namen mit sechs Buchstaben, daran, dass wir einen Parka hatten und es mochten, die Kapuze auf dem Kopf zu spüren, und – zunehmend – an unserem besonderen Verhältnis zu diesem Indigoblau. Um dieses Wiedererkennen zu erleichtern, fing ich nämlich an, zunehmend blaue Kleidung zu tragen und auch, so oft es ging, mich in Adrians Nähe aufzuhalten; häufig allerdings, ohne mit ihm zu sprechen. Ich fing an, ihn mehr und mehr in meinen Gedanken zu spüren, so wie er zu denken und zu fühlen. Das ging so weit, dass wir uns oft begegneten, weil wir dieselben Ideen hatten, etwa ins Schwimmbad zu gehen oder in den Wald. Adrian mochte die Einsamkeit und mir gelang es nicht selten, ihn in seiner Ein-

samkeit aufzuspüren und sie dann mit ihm zu teilen. Es war wie mit meinem Meerschweinchen, das ich auch im Moment seines Todes spürte, den ich mit ihm teilte. Ich hatte noch nie einen Menschen so intensiv und nahe gespürt wie Adrian, aber es gelang mir nicht ein einziges Mal, mit ihm ein richtiges Gespräch zu führen. Wie schon mit Moritz verbrachte ich oft Zeit mit ihm, ohne dass wir uns wirklich miteinander beschäftigten. Unser Verhältnis war etwas ganz und gar undefiniertes, keine Freundschaft und erst recht keine Liebesbeziehung, nichts, was Menschen ansonsten miteinander pflegten. Ein paar Mal geschah es, dass Adrian mich umklammerte und fest an sich drückte (einmal sagte er dabei, dass wir ein schwules Liebespaar wären), was sich ungeheuer gut anfühlte. Aber auch daraus war ich nicht in der Lage, etwas folgen zu lassen. Unser undefiniertes Verhältnis stagnierte und ich litt zunehmend unter dieser Stagnation.

Nach etwa zweieinhalb Jahren überwogen meine Zweifel an der Gegenseitigkeit unserer Liebe. Verstärkt wurden diese Zweifel dadurch, dass mir ein Junge in meiner Schule auffiel, dessen Augen genau in dem Indigoblau gefärbt waren, das mich so faszinierte. Ich gab der Liebe zu Adrian eine letzte Chance, indem ich mich zu seinem achtzehnten Geburtstag einlud. Aber auch dadurch ergab sich nichts Weiteres. Statt dessen versuchte ich mein Glück mit Gerrit, dem Jungen mit den indigofarbenen Augen. Anders als Adrian spürte ich Gerrit nicht in meinen Gedanken. Die Zeit, dass ich die Gedanken eines anderen Menschen spüren konnte, waren weitgehend vorbei. Gerrit kam nach kurzer Zeit, ich kam in die damals frisch reformierte Oberstufe, in meine Kurse, sodass wir uns häufig sahen. Ich war ihm gegenüber auch forscher als Adrian gegenüber, und besuchte ihn regelmäßig. Die Freundschaft zu ihm war deutlich enger als die zu Adrian, aber dennoch ähnlich undefiniert. Als Gerrit schließlich eine Freundin hatte, entschloss ich mich, diesmal mein Anliegen vorzutragen. Mein Verhältnis zu ihm sollte nicht im Sand verlaufen, wie es bei Adrian der Fall gewesen war. Ich suchte ihn also auf und erzählte ihm, dass ich schwul war und ihn liebte. Er antwortete mir, dass er nicht schwul war und mich daher auch nicht liebte, aber keine Vorurteile hegte und sich eine Freundschaft durchaus vorstellen konnte. Das war zumindest für kurze Zeit auch so; allerdings hatte die Freundschaft mit Gerrit für mich ihren Gegenstand verloren. Nach einiger Zeit träumte ich von ihm, das einzige Mal, dass ich von ihm träumte. Im Traum besuchte er mich, was in Wirklichkeit sehr selten geschehen war. Wir saßen an

einem Tisch, als er sein Klappmesser aus der Hosentasche zog und anfang, damit zu spielen. Plötzlich holte er aus, um es in den Tisch zu rammen und ich schützte den Tisch mit einer reflexartigen Bewegung meiner Hand. Er stach das Messer durch meine Hand in den Tisch und zog es wieder heraus, wobei er sich entschuldigte. Am nächsten Tag kam er tatsächlich zu mir. Während wir zusammen am Tisch saßen und uns unterhielten, zog er sein Klappmesser aus seiner Hosentasche. „Was würdest du machen, wenn ich es in den Tisch ramme?“, fragte er und tat so, als ob er das Messer mit Wucht in den Tisch rammen würde. Die Messerspitze berührte den Tisch leicht und hinterließ ein kleines Loch. Das war meine letzte wirkliche Begegnung mit Gerrit; sie fiel in meine Abiturzeit.

## **Sex und Ratio (Pascal und Stefan)**

Bereits während meiner Abiturzeit fühlte ich mich nicht nur meiner Einsamkeit wegen schlecht, sondern hatte auch zunehmend mit psychosomatischen Problemen zu kämpfen. Dazu kam, dass ich mein Elternhaus nicht wirklich als hilfreich empfand und mir vor der bevorstehenden Ungewissheit graute. Ich ergriff, wie es so schön heißt, die „Flucht nach vorne“, suchte und fand einen Job, von dem ich leben und mir ein WG Zimmer leisten konnte, zog in eine WG und suchte den Kontakt zu einem Zusammenhang von Schwulen im Hausbesetzerumfeld und bei den Punks, der damals gerade neu entstanden war. Nebenbei studierte ich Physik und Mathematik. Ich hatte innerhalb von recht kurzer Zeit mein Leben komplett umgestellt, die alten, ohnehin eher spärlichen und dann noch schwierigen Kontakte aus meiner Schulzeit abgebrochen und ging in der Welt der schwulen Autonomen und Punks auf. Dort fühlte ich mich zwar gut aufgehoben, bemerkte aber zunehmend, dass auch hier meine Isolation blieb und es ebenfalls nicht funktionierte, mit anderen Menschen einen wirklichen Kontakt zu finden. Mir fiel auch auf, dass ich selbst in einem Zusammenhang, in dem das Abweichende kultiviert wird, mein Sozialverhalten als – wie auch immer – „andersartig“ auffiel.

Fast zwangsläufig geschah es bereits zu Beginn meines Eintauchens in die autonome Schwulenszene, dass ich mich in jemanden verliebte; diesmal in jemanden, der wie ich schwul war. Er hieß Pascal; einen Namen, den ich zunächst für einigermaßen bedeutungslos hielt, was meine Namensalgebra anging, bis mir auffiel, dass auch er sechs Buchstaben hatte. Außer den sechs

Buchstaben im Namen hatte Pascal allerdings kaum etwas mit Moritz, Adrian oder Gerrit gemein. Anfangs gestaltete sich meine Kontaktaufnahme mit Pascal überraschend einfach. Er war sehr kommunikativ, was mich bei unseren Treffen ziemlich entlastete, denn ich konnte mich größtenteils darauf beschränken, seinen Geschichten zuzuhören. Es war auch nicht zu übersehen, dass er mich ziemlich attraktiv fand und ich ein gern gesehener Gast in seiner Wohnung war. Bereits nach wenigen Treffen ergab es sich, dass ich bei ihm übernachtete. Pascal war dabei offensichtlich darauf aus, mit mir sexuelle Abenteuer zu erleben, was mich zunächst sehr irritierte. Ich wusste wohl zu jener Zeit nicht genau, was ich für Erwartungen hatte, aber sie entsprachen auf keinen Fall dem, was Pascal von mir wollte. Ich bemerkte obendrein, dass ich als Einundzwanzigjähriger eigentlich nicht wusste, wie das mit der Sexualität funktionierte; weder mit schwuler noch mit heterosexueller Sexualität. Obendrein war auch sehr deutlich, dass das, was Pascal dabei vorschwebte, überhaupt nicht zu meinem Körperempfinden passte. Ich hatte zunächst die Vorstellung, dass ich das mit der Sexualität noch lernen musste und bestimmt auch lernen würde, obschon ich merkte, dass es für Pascal etwas war, was man einfach kann und nicht erst lernen muss.

Trotz dieser Irritationen liebte ich ihn mit jedem Mal, dass wir uns trafen, mehr. Bei einem unserer Treffen bemerkte ich, dass jemand anderes, Jan, den ich auch aus den Zusammenhängen autonomer Schwuler kannte und den ich sehr attraktiv fand, ebenfalls eine Nacht bei Pascal verbracht hatte. Das war der Moment, an dem ich mich entschied, mit Pascal über die Gefühle zu reden, die ich für ihn empfand. Ich wünschte mir, mit ihm eine „richtige“ Beziehung zu beginnen, was immer das auch bedeuten mochte. Als ich ihm das sagte, antwortete er, dass er sich das schon gedacht hatte und ein paar Tage Zeit brauchte, um mir eine Antwort darauf zu geben. Ein paar Tage später erzählte er mir, dass er seit einiger Zeit nicht nur zu mir ein enges Verhältnis gepflegt hatte, sondern auch zu Jan. Er sagte, dass er mich zwar attraktiver fand, es aber im Gegensatz zu mir, bei Jan mit dem Sex funktionierte und er sich eine Beziehung ohne Sex nicht vorstellen konnte. Daher hatte er sich für Jan entschieden, womit die Freundschaft zu mir gegenstandslos geworden war. Diese Entscheidung hatte mich schwer getroffen; sie war der Beginn für eine Entwicklung, während der ich immer mehr Halt verloren hatte. Es war der Moment, in dem ich mit aller Wucht nicht nur mit der Erfahrung konfrontiert wurde, dass auf Grund meiner

sexuellen Unfähigkeiten keine Chance haben würde, jemals meine Sehnsucht nach Kontakt zu einem anderen Menschen erfüllen zu können. Überhaupt kulminierte hier die fast unübersehbare Tatsache, dass die Überwindung meiner Isolation ein ganz und gar unerreichbares Unterfangen darstellte. Niemals würde ich in dieser Welt, in die ich mit etwa zehn Jahren gekommen war, heimisch werden. Obendrein kamen mir Zweifel an meinem Schwulsein, das sich genau genommen nur dadurch definierte, dass ich mir Sex mit Frauen noch weniger vorstellen konnte.

Die folgenden Jahre waren von massiven Depressionen, psychosomatischen Problemen, Angstzuständen und hohem Alkoholkonsum geprägt. Der Versuch, meine Situation mit Hilfe einer Psychotherapie in den Griff zu bekommen, scheiterte kläglich. Ich fühlte mich von Tag zu Tag schlechter, isolierte mich immer mehr und brach schließlich auch das Studium ab, das sich mit meinem psychischen Empfinden nicht mehr vertrug. Nach etwa eineinhalb bis zwei Jahren war ich an einem Punkt angelangt, an dem mein Leben ganz und gar unerträglich geworden war und ich fast täglich darüber nachdachte, es vorzeitig zu beenden. In meiner Vorstellung war mein Vorhaben, in der Welt der Menschen anzukommen, endgültig gescheitert. Aber es gab auch den Weg zurück nicht mehr; ich schien dazu verurteilt zu sein, mein Dasein als eine Art „Alien“ inmitten von Lebewesen zu fristen, zu denen ich keinen vernünftigen Kontakt herstellen konnte. Während dieser Zeit reifte in mir der Gedanke, dass dieses Gefühl des Fremdseins nicht nur mein subjektives Empfinden beschreibt, sondern auf etwas hindeutete, was mich tatsächlich grundlegend von allen anderen Menschen unterschied.

Während dieser, auch mit langem zeitlichen Abstand wohl finstersten, Zeit meines Lebens reifte auch eine weitere Idee heran. Das Dilemma, in dem ich mich befand, bestand offensichtlich darin, dass ich auf der einen Seite nicht in der Lage war, meine Sehnsüchte adäquat umzusetzen, auf der anderen aber jemanden brauchte, der mir in meinem Leben zur Seite stand. Das führte zu der Idee, mich bei der Wahl eines geeigneten Partners nicht auf meine Gefühle zu verlassen, sondern auf eher rationale Aspekte. Da ich in dieser Zeit kaum Kontakte mehr pflegte und auch keine Menschen mehr kennen lernte, musste ich mir überlegen, wie ich einem geeigneten Partner begegnen könnte. Am Ende stand eine Strategie, eine Liste von Namen schwuler Männer, die in etwa in meinem Alter waren und mit denen ich bislang keinen Kontakt hatte, zu erstel-



len. Von den potenziellen Partnern auf der Liste würde ich nacheinander ausfindig machen, wo sie wohnten, mich spontan nachmittags zum Kaffee einladen und beobachten, wie sie auf mich reagierten. Das war ein guter Test für eine Vorauswahl, da meine Art und Weise der Kommunikation (oder Nichtkommunikation) die meisten Menschen spürbar irritierte; wer nicht irritiert war, war mir im Grunde genommen schon deswegen irgendwie nahe. Auf der Liste standen schließlich zehn Namen, als ich mich entschied, mit der Umsetzung meiner Strategie zu beginnen.

Der erste, den ich aufsuchte war ein etwas merkwürdiger Mensch mit einem englischen Namen, Dustin, und einer Vorliebe für exotische Tiere. Als ich mit ihm Kaffee trank, wusste ich überhaupt nicht, was ich sagen sollte, was aber nicht so schlimm war, weil er dagegen einiges zu erzählen wusste. Schließlich sagte er, dass er gar nicht um den heißen Brei reden wollte. Er fand mich sehr attraktiv und wollte mit mir sogleich sein Bett aufsuchen und seine sexuellen Gelüste ausleben. Mir war das entschieden zu schnell, vor allen Dingen, weil das mit dem Sex nicht einfach werden würde. Also ging ich und entschloss mich aber wenige Tage später, mich wieder mit Dustin zu verabreden. Er bestand darauf, dass wir uns abends trafen. Er brauchte einige Stunden, um mich zu überreden, mit ihm ins Bett zu gehen. Ich versuchte dabei, ihm zu erklären, dass ich eine Phimose hatte, was er aber nicht verstand und ihn auch nicht weiter interessierte. Bereits nach wenigen Augenblicken war klar, dass er überhaupt kein Gespür für meinen Körper hatte, was diese sexuelle Begegnung extrem unangenehm gestaltete. Als ich ihm das sagte und ihn damit beim Sex etwas rüde unterbrach, war er sehr verärgert. Er beschimpfte mich und warf mich aus seiner Wohnung. Das war ein nicht gerade ermutigender Start, aber es gab ja noch neun weitere Namen auf meiner Liste. Ich brauchte zwei bis drei Wochen, bis ich den nächsten potenziellen Partner testete; wieder mit einer spontanen Einladung zum Kaffee. Das war aber schnell erledigt, weil der Betreffende nach kurzer Zeit schon sagte, dass er mich zwar „gut aussehend“ aber auch reichlich merkwürdig fand. Auch wenn er es nicht sagte, war mir klar, dass er kein weiteres Treffen mit mir wünschte, als ich ging.

Nach abermals zwei bis drei Wochen kam der dritte Name dran, Stefan. Ihn hatte ich noch nie gesehen; nur von ihm gehört. Daher war ich sehr gespannt, wer mir begegnen würde, als ich an seiner Wohnungstür klingelte. Ich fand ihn gleich zu Beginn sehr sympathisch; er hatte eine Ausstrahlung, die meine Be-

fürchtungen vor einer unangenehmen Begegnung sofort verschwinden ließ. Das Kaffeetrinken empfand ich als ungewöhnlich entspannt. Anschließend lud er mich noch zum Fahrradfahren ein, wobei ich mich auf die Lenkstange setzen sollte. Es war seit langem das erste Mal, dass ich mich in Anwesenheit eines anderen Menschen wirklich entspannt und gut fühlte. Nach diesem Treffen war mir klar, er war der Richtige; mit Stefan hatte das Projekt Beziehungspartner eine echte Chance. Was das Treffen auch entspannt machte, war der Umstand, dass Stefan mit keinem Wort auf irgendwelche sexuellen Abenteuer anspielte, die er mit mir erleben wollte. Dennoch kam wenige Treffen später der Moment, an dem klar war, dass ich bei ihm übernachten würde. Seine Schlafcouch war sehr schmal und sein Zimmer sehr kalt, weil er bei offenem Fenster schlief. Bevor wir uns unter seine Bettdecken legten, versuchte ich, ihm das mit meiner Phimose zu erklären und dass er keine allzu hohen Erwartungen haben dürfte, was den Sex anging. Er antwortete nur, dass für ihn das alles so in Ordnung war und dass er mich so mochte, wie ich eben war. Wir kuschelten an diesem Abend, ohne dass Stefan auf weitergehende sexuelle Abenteuer aus war. Die Art und Weise, wie er mich berührte, fühlte sich sehr vertraut an, als ob er sich sehr gut in meinen Körper einfühlen konnte. Ich denke, jene Nacht war der Beginn unserer Beziehung.

Wir hatten in mancher Hinsicht gute Voraussetzungen für unsere beginnende Beziehung. Wir waren beide sehr eigensinnig und brauchten beide auch viel Freiraum, unser jeweiliges Leben zu leben. Dann brachten wir beide die Erfahrung mit, dass unser Anderssein unser bisheriges Leben prägte. Wir brauchten noch einige Monate, bis wir soweit waren, wirklich eine Partnerschaft eingehen zu wollen. Dabei war eine gemeinsame Urlaubsfahrt, zusammen mit ein paar von Stefans Schulfreunden, für beide Seiten eine echte Herausforderung. Aber wir überstanden sie und wussten anschließend, dass wir zusammengehörten, auch wenn es nicht immer einfach werden würde. Mir hat diese Partnerschaft von Anfang an die Stabilität gebracht, die ich benötigte, um neu anfangen zu können. Nach etwa eineinhalb Jahren war ich psychisch derartig stabilisiert, dass ich mein altes Leben tatsächlich hinter mir lassen konnte. Wir zogen in eine andere Stadt, wo ich mich sozusagen neu erfinden konnte. Nach meiner Abiturzeit war es das zweite Mal, dass ich absichtlich einen Bruch in meinem Leben herbeigeführt hatte, um etwas Neues zu beginnen; diesmal allerdings unter wesentlich besseren Voraussetzungen. Die Partnerschaft mit Stefan führ-

te mich sehr sanft über diesen Bruch und anschließend noch weiter durch ein Leben in einer Welt, in die ich nicht passte. Führerlos wäre so ein Leben für mich nicht zu meistern.

## **Du bist ich (Dennis und Jochen)**

Nach dem Umzug hatte Stefan sehr schnell neue Leute kennen gelernt; auch schwule, junge Männer. Er nahm mich mit in die entsprechenden Kneipen, damit ich auch andere Menschen kennen lernte. Meine Kontaktaufnahmen verliefen damals sehr wortkarg; ich verbrachte die Zeit in den Kneipen im Wesentlichen, ohne mit anderen zu reden. In dieser Beziehung unterschied ich mich sehr von Stefan. Einer der jungen schwulen Männer, die Stefan um sich herum versammelte, sprach mich an einem dieser Kneipenabende an und äußerte den Wunsch, mich näher kennen zu lernen. Er hieß Dennis, sah aus wie ein Punk mit einem riesigen Iro und war wohl gerade volljährig geworden. Am meisten faszinierte mich sein Name: Dennis als Name war mir bislang noch nicht begegnet, passte aber sehr gut in die Reihe der Namen, die ich bis dahin gesammelt hatte: Pascal, Dennis, Gerrit, Moritz, Adrian und Stefan ergab eine fast vollständige Reihe. Sie wurde vollständig, sobald ich meinen richtigen Namen, Jochen, in die Lücke zwischen Gerrit und Moritz einsetzte. Allerdings hielt mich irgendetwas noch davon ab, meinem Namen endgültig diesen Platz in der Kette zuzuweisen. Das hatte vor allen Dingen damit zu tun, dass der Y-Name aus meiner Kindheit ebenfalls noch keinen endgültigen Platz darin hatte: Stünde er am Ende, gäbe es vor ihm eine Lücke, am Anfang, vor Pascal, konnte er nur stehen, wenn die Kette des Alphabets geschlossen würde, und diese Lösung gefiel mir nicht. Solange aber der J-Platz noch frei war, könnte er auch durch Jannik, mit J statt Y am Anfang, besetzt werden. Dass ich Jochen noch nicht in die Kette einreihete, hatte auch damit zu tun, dass ich auch mit diesem Namen nicht zufrieden war. Ich hätte gerne einen anderen J-Namen mit sechs Buchstaben gehabt, Julian beispielsweise, Jasper oder Jannis, der mir ganz besonders gefiel, weil er so ähnlich klang wie Yannik.

Ich mochte Dennis, weil er mich an diesen Yannik in meiner Fantasie erinnerte und ihn dadurch wieder zum Leben erweckte. Dieser Junge aus meiner Kindheit war in meinen Erinnerungen schon ziemlich verblasst und erfuhr mit Dennis so etwas wie eine Wiedergeburt. Dennoch war Dennis sehr weit von ihm entfernt. Auch von mir – vor allen Dingen dadurch, dass er seine Zeit haupt-

sächlich als Partygänger verbrachte und dabei unvorstellbare Mengen an Drogen konsumierte. Bei mir war er, wenn er mal eine Auszeit brauchte. Auch dass er nach einem Zusammenbruch gänzlich auf Parties und Drogen verzichtete, brachte ihn mir nicht näher. Was aber blieb, war die wieder aufgeflammete Sehnsucht, diesen Jungen meiner Kindheit wiederzufinden. Es war wie ein Zwilling Bruder, von dem ich nur wusste, dass es ihn geben musste; ihn wiederzufinden hieß, ganz zu werden. Allerdings war dieser Junge nicht mein Zwilling Bruder; er war ein Mensch, von dem ich eigentlich nichts wusste, noch nicht einmal seinen Namen. Aber vielleicht war das auch gar nicht so bedeutend, sondern vielmehr der Umstand, dass es ihn gab und dass ich ihm einen Namen geben konnte, Yannik, einen Namen, den ich selbst gerne gehabt hätte. Es war der erste Kontakt mit den Menschen gewesen, der in mir diese Sehnsucht wach rief, mich selbst in dieser Welt zu finden, in der ich ansonsten so fremd war, mich selbst als Zwilling Bruder und mit einem Namen, der zu mir passte.

Einige Zeit später hatte ich die wohl eigentümlichste Begegnung meines Lebens überhaupt – die Begegnung mit Yannik eingeschlossen. Ich war auf einem Treffen politisch engagierter Schwuler, als ich plötzlich in meinen Gedanken Yanniks Gesicht so klar und deutlich wie noch nie sehen konnte. Nicht nur das, ich konnte auch seine Stimme klar und deutlich hören, wie er zu mir sagte, „Hi, ich bin Yannik“. Bis dahin hatte ich noch nie sein Gesicht so deutlich gesehen, geschweige denn seine Stimme gehört. Ich saß da gerade in einer Gesprächsrunde, als mich dieses unvermittelte Gedankenbild verwirrte und seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Etwa eine halbe Stunde später, als ich noch darüber nachdachte, wieso dieser Junge aus meiner Kindheit so plötzlich und so deutlich in meinen Gedanken auftauchte, kam jemand herein, der genauso aussah, wie Yanniks Bild in meinen Gedanken, wenn auch etwas gealtert. Ich war wie erstarrt, als ich ihn sah – er musste es gewesen sein, er war Yannik, da gab es keinen Zweifel. Als er sich für seine Verspätung entschuldigte, waren auch die letzten Zweifel verschwunden: Es war seine Stimme, die ich eine halbe Stunde zuvor in meinen Gedanken gehört hatte. Ich starrte ihn an, während er einen Stuhl holte und sich in die Runde setzte. „Hi, ich bin Jochen“, sagte er. Ich fühlte mich wie in einem Traum und starrte unablässig auf diesen Menschen, der aussah und klang wie Yannik und der hieß, wie ich in Wirklich-

keit hieß. Von allem anderen in dieser Gesprächsrunde hatte ich nichts mehr mitbekommen.

Nachdem die Runde einige Stunden später beendet wurde, kam Jochen gleich auf mich zu und sagte, „Du bist doch der Jochen aus Hamburg. Das finde ich ja gut, dass hier noch jemand ist, der so heißt wie ich.“ Während ich mich fragte, woher er mich kannte, wenn nicht daher, dass auch ich ihm in seinen Gedanken begegnet war, so wie er mir, erklärte er, dass er sich selbst Jochen nannte, aber eigentlich Hans-Joachim hieß. Wir gingen dann zusammen spazieren, was mir unglaublich vertraut vorkam, als wenn wir uns schon lange kennen würde. Er sah aus wie ein Punk, wie Dennis, was seine Haare und seine Kleidung betraf. Wir sprachen nicht sehr viel, während wir spazieren gingen, dafür legte er mir gleich seinen Arm um meine Hüfte. Plötzlich blieb er stehen, zog meinen Kopf zu sich und küsste mich intensiv und lange. Das kam so unerwartet, dass es schwer war, es zuzulassen. Dann sagte er, dass er mit mir ins Gebüsch gehen wollte. Ich war davon so überrumpelt, dass ich mich aus der Situation rettete, indem ich ihm erklärte, dass Sex nicht so mein Ding wäre. Als er mich überrascht ansah und offenbar eine Erklärung erwartete, sagte ich, dass ich es wichtig fände, die Menschen vor dem Sex kennen zu lernen. Zu meiner Erleichterung antwortete er, dass er das auch in Ordnung fand und dass wir ja noch viel Zeit hätten, es nachzuholen.

Wir verbrachten während dem Treffen viel Zeit miteinander, was sich sehr vertraut anfühlte; Sex hatten wir allerdings keinen. Jochen war kurz davor, in ein besetztes Haus zu ziehen, in einer anderen Stadt, und wir verabredeten uns lose für die Zeit nach dem Umzug. Ich konnte es kaum erwarten, ihn wieder zu sehen, und besuchte ihn bereits am ersten Tag nach seinem Umzug. Das kam ihm ziemlich ungelegen, was er deutlich zum Ausdruck brachte. Als wir es dann noch – auf mein Drängen – mit dem Sex versuchten, ließ er keinen Zweifel daran, dass er nichts mit Männern anfangen konnten, die nicht wussten, wie das mit dem Sex funktioniert, und obendrein noch eine Phimose hatten. Das zweite Treffen war daher ziemlich ernüchternd. Aber ich versuchte es ein weiteres Mal, einige Wochen später, und da stellte sich wieder diese Vertrautheit ein, die es bei unserem Kennenlernen gegeben hatte. Ich besuchte ihn im Abstand von einigen Wochen immer wieder und es war jedes Mal vertraut und angenehm, in seiner Nähe zu sein. Jochen fand auch offensichtlich Gefallen daran, einen Freund zu haben, der so hieß wie er. Allerdings versuchten wir nicht mehr, se-

xuelle Erfahrungen miteinander zu machen und berührten uns überhaupt sehr wenig. Wir genossen die Anwesenheit des anderen, mehr war es eigentlich nicht, aber für mich war es sehr viel.

Es war wie ein Schock, als ich erfuhr, dass Jochen einen Partner hatte. Ich konnte überhaupt nicht gut damit umgehen, dass sich diese Verheißung, die meine erste Begegnung mit ihm in mir wachgerufen hatte, sich nach und nach in Bedeutungslosigkeit aufgelöst hatte. Es gab zweifellos etwas, was mich mit Jochen verband, aber auch etwas, was erfolgreich verhinderte, dass wir zueinander kamen. Der Kontakt blieb noch lange bestehen, wenn auch unsere Treffen deutlich seltener wurden. Aber erst da lernte ich ihn wirklich kennen, seine Schwierigkeiten und Sehnsüchte, und bekam auch eine Ahnung davon, dass auch er etwas in mir suchte, was er dann aber nicht vorfinden konnte. Auch er suchte sich, Jochen, in mir, wie ich mich in ihm versuchte widerzuspiegeln. Aber tatsächlich waren wir dann wohl doch zu verschieden, als dass wir uns mit dem Bild, was sich uns jeweils dargeboten hatte, identifizieren konnten. In einer Zeitung war in einem Artikel über die Räumung des Hauses, in dem er gewohnt hatte, ein Bild abgedruckt, das ihn zeigte, wie ihm gerade von einem Polizisten Handschellen angelegt wurden. Das habe ich natürlich immer noch und kann darin auch immer noch durch ihn Yannik sehen und durch Yannik mich.

Die Erfahrungen mit Jochen, besser gesagt, mit dem, was er in mir ausgelöst hatte, hatten in mir einiges angestoßen. Sie hatten mich insbesondere veranlasst, meine Sehnsüchte zu analysieren, die sehr viel mit meinen Einsamkeits- und Isolationsgefühlen zu tun hatten. In Zeiten der Überlastung, die es zu jener Zeit recht häufig gab, verfiel ich im Extremfall in einen Zustand absoluter Abgeschlossenheit. Dieser mentale Zustand war dem sehr ähnlich, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte: Emotional drang nichts zu mir durch. Auch in meiner Wahrnehmung waren die Dinge unvorstellbar weit entfernt, wie wenn ich mich am Fuße eines Trichters befinden würde. Zur selben Zeit, als ich Jochen kennen gelernt hatte, begann ich mein Mathematikstudium, das mir auch sehr viele Anregungen gab, die mir halfen, mich zu verstehen. Ich verstand vor allen Dingen, dass die Mathematik sehr präzise beschreibt, wie ich, meine Psyche, funktioniert. Diese Auseinandersetzungen führten schließlich dazu, dass ich erkannte, dass ich autistisch bin. Genau genommen, dass autistisch zu sein sehr präzise in der Lage war, meine Isolationsgefühle, meine Sehnsüchte, meine

Unfähigkeit zum Sex, meine Affinität zur Mathematik und vieles mehr zu verstehen; ich erkannte nicht nur, dass alles das zusammenhängt, sondern auch, wie alles in meinem Erleben zusammenhängt.

## **Ein autistischer Traum (Volker und Yannik)**

Nicht sehr lange nach meinem autistischen Coming-out lernte mich Volker kennen. Volker war ein Mensch, der so sehr für sich und in seiner eigenen Welt lebte, wie ich es bei keinem anderen Menschen bis dahin mitbekommen hatte. Er war, wie ich gewesen war, bevor ich in meiner frühen Jugend Kontakt mit den Menschen aufgenommen hatte, und damit war er niemand anderes als Yannik, der nun tatsächlich und ohne jede Zweifel in mein Leben getreten war. Mit ihm habe ich das erlebt, worauf meine tiefsten Sehnsüchte gerichtet waren, ich habe mich in ihm wiedergefunden. So nahe wie ihm bin ich keinem anderen Menschen gekommen – nicht ansatzweise; wir waren uns so nah, dass wir zwischen uns keine Grenzen mehr setzen konnten. Ich spürte seine Gedanken, fühlte seine Gefühle und sah durch seine Augen; umgekehrt erlebte Volker unsere Beziehung und mich genauso. Die Zeit, die wir zusammen verbrachten, war eine Zeit des Einsseins. Wir waren viel in Wäldern unterwegs, fuhren zusammen ans Meer oder verbrachten die Tage zusammen im Bett, wo wir Musik hörten. Volker lebte auf einem Bauwagenplatz und sein Bauwagen war wie ein Cocon, der uns beherbergte, eine schützende Hülle, die es uns erlaubte, füreinander offen zu sein. Bedingungslos und vollständig offen. Wie Yannik für mich der erste Mensch meines Lebens war, war ich es für Volker. Ihm war der Gedanke, einem Menschen nahe sein zu wollen, vollkommen fremd, bevor er mich kennen gelernt hatte. Umgekehrt war Volker der erste Mensch, der in der Lage war, mir in meiner autistischen Welt zu begegnen. In einer Welt, die unserer beider Heimat war und in der es vor allen Dingen keine individuellen Grenzen gab.

So lebten wir etwa ein Jahr lang zusammen; ich in zwei Beziehungen während dieser Zeit, in einer mit Stefan und einer mit Volker. Das war ziemlich anstrengend, weil Stefan sehr eifersüchtig war. Anders als Volker hatte Stefan ein sehr distanziertes und kritisches Verhältnis zu den autistischen Aspekten meines Lebens; vor allen Dingen auch zu den autistischen Sehnsüchten und Träumen, die ich mit Volker lebte. Das war wohl auch der Grund für seine Eifersucht, denn Sex gab es zwischen Volker und mir keinen, zumindest nicht im eigentli-

chen Sinne. Der spielte für Volker eine ähnlich marginale Rolle wie für mich, was ich als sehr entspannend erlebte. Wir waren uns einfach nahe, bedingungslos und grenzenlos nahe. Für mich war es die Erfüllung meiner Sehnsüchte, aber auch eine maßlose Überforderung. Ich lebte nicht nur in zwei Beziehungen, sondern hatte auch einen besten Freund, der gerade im Sterben lag, und schloss zeitgleich mein Mathematikstudium mit einem Diplom ab. Im Nachhinein ist es mir ein Rätsel, wie das funktionieren konnte. Ein wichtiger Faktor war dabei sicher die Kraft und der Antrieb, die ich aus der Beziehung mit Volker schöpfte.

Für mich war klar, dass die einzige Erklärung für das, was ich erlebte, darin zu finden war, dass wir beide autistisch waren. Die Erfahrung der Isolation und des Lebens in einer menschenleeren Welt war genau das, was uns verband, und zwar sehr eng verband. Nach etwa einem dreiviertel Jahr nahm ich erste, sehr subtile, Zeichen wahr, dass für Volker Unstimmigkeiten in unserer Beziehung auftraten. Aber die ließen sich nicht an konkreten Dingen oder Begebenheiten festmachen. Die Intensität unserer Beziehung hatte uns beide überrumpelt; wir beide erlebten miteinander etwas, was wir uns bis dahin nicht ansatzweise vorstellen konnten. Nach und nach verstärkte sich in mir den Eindruck, dass es mein „In-meiner-Welt-sein“ war, was ihn bedrohte oder zumindest verunsicherte.

Als schließlich mein bester Freund starb – Volker und ich waren zu dieser Zeit ziemlich genau ein Jahr zusammen – verdichtete sich diese Beziehungskonstellation, in der ich lebte, ungemein. Zeitgleich zum Tod meines besten Freundes erhielt Stefan eine Krebsdiagnose, die fast einem Todesurteil gleichkam. Er machte dabei auch mich und meinen Lebenswandel für seine Erkrankung verantwortlich. Volker fing kurze Zeit später an, sich deutlich von mir zu distanzieren. Sein Bedürfnis nach Distanz zu mir steigerte er innerhalb von wenigen Wochen zu einem Wahn, mich psychisch zerstören zu müssen, was nach einigen, für mich sehr schmerzhaften, Monaten zur Trennung führte. Stefans Krebserkrankung entwickelte sich während dessen auf eine recht merkwürdige Weise; am Ende waren alle Diagnosen äußerst fragwürdig und aus dem resultierenden Gefühl tiefster Verunsicherung heraus brach er die Therapien ab. Der Krebs kam nicht wieder. Am Ende dieses Trennungsjahres hatte ich meinen besten Freund verloren, die Inkarnation aller meiner Sehnsüchte ebenso und



meine Beziehung zu Stefan lag in Trümmern. Ich brauchte fast drei Jahre, um mich davon zu erholen.

Dieses Beziehungsjahr mit Volker ist es wert, ein ganzes Buch zu füllen; in meinem ganzen Leben habe ich nicht so viel über mich und die Menschen erfahren, wie in dieser Zeit. Im Kontext der Namensalgebren war sein Name der letzte: Nach ihm hat es keine besonderen Namen mehr in meinem Leben gegeben. Wie Yannik der Beginn der Kette der Namen war, war Volker das Ende; der Kreis war geschlossen und es war die Zeit, ein weiteres Mal ein neues Kapitel im Buch meines Lebens zu beginnen. Ich habe sehr viel gelernt in dem Jahr mit Volker. Vor allen Dingen habe ich gelernt, was es – zumindest für mich – heißt, autistisch zu sein. Ich lernte, dass meinen Autismus zu akzeptieren bedeutet, die Isolation zu akzeptieren, die damit einher geht, zu akzeptieren, dass in meiner Welt, die eine autistische ist, Menschen keinen Platz haben. Um mit Menschen in Kontakt zu treten, muss ich mich in ihre Welt begeben, wo ich fremd bin und immer fremd bleiben werde. Meinen Autismus zu akzeptieren heißt aber auch, mich zu akzeptieren, zu akzeptieren, dass es keinen einzigen Aspekt meines Seins gibt, der nicht durch und durch davon geprägt ist, autistisch zu sein. Auf diese Weise habe ich ihn tatsächlich gefunden, den Yannik aus meiner Kindheit. Er war in keiner seiner vermeintlichen Verkörperungen zu finden, weder in Moritz, noch in Adrian, in Gerrit, in Pascal, in Stefan, in Dennis, in Jochen oder in Volker, sondern ausschließlich in mir. Ich habe ihn damit auf eine Weise gefunden, dass er mir nie mehr verloren gehen kann. Am Ende hat mich also meine Algebra genau dorthin geführt, wo ich hinkommen wollte.

## Algebra der Namen

Ein Auszug aus einer einfachen Namensalgebra mit 26 sechsbuchstabigen männlichen und hierzulande gebräuchlichen Vornamen. Die entsprechenden Algebren im „wirklichen Leben“ sind wesentlich komplexer und schwieriger darzustellen.

```

    adrian
  dennis  xander
    gerrit    ulfert
      jochen      rafael
        moritz        oliver
          pascal      lorenz
            stefan      ingvar
              volker      fabian
                yannik      calvin
                  berend      zerhan
                    enrico      wilson
                      hannes      torben
                        kilian      quirin
                          niklas
  
```

```

    adrian                                berend
  dennis  volker                          enrico  wilson
gerrit  yannik stefan  calvin  hannes zerhan torben
  jochen  pascal fabian  xander kilian  quirin
        moritz  ingvar                ulfert  niklas
          pascal  gerrit lorenz  rafael  quirin hannes
stefan  jochen dennis  oliver  torben kilian  enrico
  volker  adrian                                wilson  berend
        yannik                                zerhan
  
```

adrian				adrian	
dennis	xander			dennis	xander
gerrit	ulfert			gerrit	ulfert
jochen	rafael			jochen	rafael
moritz	oliver			moritz	oliver
pascal	lorenz			pascal	lorenz
stefan				stefan	ingvar
ingvar				fabian	
fabian	volker			volker	
yannik	calvin			calvin	yannik
berend	zerhan			zerhan	berend
enrico	wilson			wilson	enrico
hannes	torben			torben	hannes
kilian	quirin			quirin	kilian
niklas				niklas	
adrian				adrian	
dennis	xander			xander	dennis
gerrit	ulfert			ulfert	gerrit
jochen	rafael	quirin		rafael	jochen
moritz	niklas	torben		moritz	
pascal	oliver	kilian	wilson	pascal	oliver
stefan	lorenz	hannes	zerhan	stefan	lorenz
volker	ingvar	enrico		volker	ingvar
yannik	fabian	calvin	berend	yannik	fabian
berend	calvin	fabian	yannik	berend	calvin
enrico	ingvar		volker	enrico	
hannes	zerhan	lorenz	stefan	hannes	zerhan
kilian	wilson	oliver	pascal	kilian	wilson
niklas	torben		moritz	niklas	torben
quirin		jochen	rafael	quirin	
		gerrit	ulfert		
quirin		dennis	xander	quirin	
torben	niklas		adrian	torben	niklas
wilson	kilian	xander	dennis	wilson	kilian
zerhan	hannes	ulfert	gerrit	zerhan	hannes
enrico		rafael	jochen	enrico	
berend	calvin		moritz	calvin	berend
yannik	fabian			fabian	yannik
volker	ingvar			ingvar	volker
stefan	lorenz			lorenz	stefan
pascal	oliver			oliver	pascal
moritz				moritz	

# Blick voraus

# Untypische Interaktionen

Im Alter von etwa elf bis zwölf Jahren erlebte ich so etwas wie eine zweite Geburt. In dieser Zeit ändern sich meine Erinnerungen drastisch, sowohl was ihren Charakter angeht, als auch ihre Inhalte. Die Erinnerungen bis zu dieser Zeit sind alle wie die Traumfetzen, an die ich mich oft morgens erinnere, wie Standbilder, die fast alle auch aus ungewöhnlichen Perspektiven aufgenommen sind. Meistens Details, wie eine Platzwunde (die sich mit dem Namen „Justus“ verbindet, dessen Klang noch so präsent ist, als hätte ich ihn erst vor Kurzem gehört), oder ein Ausschnitt einer Klatschmohnblüte (mit einem ganz speziellen Geruch verbunden), oder einmal auch ich selbst von schräg oben. Andere Menschen kommen in diesen Erinnerungen nicht vor, die Eltern genauso wenig wie etwa andere Kinder. Danach habe ich Erinnerungen, die in einen Kontext eingebettet sind, die ich konkreten Ereignissen oder Orten zuordnen kann und in denen auch andere Menschen vorkommen. Von meinen Eltern weiß ich, dass ich mich als Kind nicht für andere Kinder interessiert habe und dazu gedrängt wurde, mit ihnen zu spielen. Ich spielte viel lieber für mich alleine, mit Schnecken, Steinen oder Eidechsen. Von meinen Eltern weiß ich auch, dass ich als kleines Kind in sofern sehr „pflegeleicht“ war, dass ich stundenlang irgendwo abgestellt werden konnte, wo ich zufrieden sozusagen vor mich hin träumte, bis man mich wieder abholte.

Das änderte sich dann drastisch nach meiner zweiten Geburt: Plötzlich traten andere Menschen in den Horizont meiner Wahrnehmung und meines Interesses. Mir wurden zu dieser Zeit auch schon sehr schnell klar, dass ich eigentlich einer von diesen Wesen um mich herum sein müsste, mich ihnen aber überhaupt nicht zugehörig fühlte. Dieser Widerspruch war für mich damals nicht auflösbar. Ich spürte, dass es richtig wäre, zu ihnen Kontakt aufzunehmen, aber hatte keine Idee, wie das funktionieren sollte. Es würde noch ein sehr langer Weg, bis solche Kontaktaufnahmen gelangen. Um das Thema soziale Interaktion aus meiner individuellen wie autistischen Sicht zu beleuchten, werde ich hier ein paar Stationen auf diesem Weg skizzieren.

## Unberechenbare Wesen

Bereits im Vorschulalter habe ich mich am liebsten mit im weiteren Sinne mathematischen Themen, Zeichen, Zahlen und Rechenoperationen beschäftigt. Formeln und Berechnungen waren für mich der Schlüssel zum Verständnis meiner Welt: Was immer sich berechnen ließ, war mir zugänglich. Folgerichtig fing ich mit elf, zwölf Jahren auch an, menschliche Interaktionen zu berechnen; beispielsweise, wie nahe sich Menschen sind, mit welchen Menschen ich Kontakt aufnehmen könnte und ähnliches. Das Spannende an diesen Formeln war ihre Universalität: Sie galten nicht nur für Menschen, sondern auch für alle anderen Lebewesen und auch beispielsweise für Steine. So konnte ich den Grad der Komplexität berechnen, die für die Kommunikation mit einem bestimmten Objekt zu erwarten war oder den Grad der Überlappung von verschiedenen Verständnissphären. Dem lag die Hypothese zu Grunde, dass alle Objekte, Dinge und Lebewesen, ein maximales Verständnis für sich selbst haben, weil sie das ja am besten kennen, und dieses Verständnis bei zunehmender Entfernung vom Innersten des Objekts abnimmt. Wenn sich die Verständnissphären zweier Objekte überlagern, so meine Vorstellung damals, konnte es zu Resonanzeffekten kommen, durch die so etwas wie ein gegenseitiges Verständnis zu Stande kommen kann. So etwas erlebte ich mit anderen Menschen nie, da gab es keine Resonanzeffekte. Mit Tieren funktionierte das schon deutlich besser.

Ich litt damals sehr darunter, keine Kontakte zu anderen Menschen zu haben. Das Problem war sehr tiefgehend: Ich wusste nicht nur nicht, wie ich es bewerkstelligen sollte, in Kontakt mit anderen Kindern zu treten, ich wusste noch nicht einmal, was so ein Kontakt ausmachte, woran ich überhaupt erkennen konnte, dass es einen Kontakt gab. Was ich wusste war, dass ich keine Kontakte hatte und von allen anderen Menschen isoliert war. Das wusste ich, weil ich es spürte und weil ich den Drang spürte, es zu ändern. Die einzige Strategie, die sich mir anbot, mit diesem Dilemma umzugehen, war, mich an den Merkmalen der anderen Menschen zu orientieren, die sich in Formeln abbilden ließen. Beispielsweise ihre Namen oder Geburtsdaten oder die häufigsten Farben der Kleidungsstücke, die sie trugen; mit der Zeit kam da eine Vielzahl von Merkmalen zusammen und die Formeln wurden immer komplexer. In meiner Jugendzeit, ab fünfzehn bis sechzehn Jahren, wuchsen meine Zweifel, ob die

Mathematik wirklich das geeignete Mittel war, mich aus der unsichtbaren Käseglocke zu befreien, die ich um mich herum spürte. Ich beschäftigte mich zunehmend mit Psychologie, landete dann – als Erwachsener – bei den Strukturalisten und begann dann wiederum, Formeln zu entwickeln und zu rechnen.

## **Interaktion mit Schnecken und Steinen**

Aus autistischer Sicht können die Barrieren zwischen einem selbst und anderen Menschen unüberwindbar erscheinen. Ich konnte früher mit Tieren sprechen, mit Schnecken und Eidechsen, auch mit Bäumen und sogar mit Steinen. Bei der Kommunikation mit Menschen nahm ich immer eine unsichtbare Wand zwischen mir und den anderen wahr, an der das Gesagte abprallte und wieder zurück echote. Es war, als spräche ich mit mir selbst und die anderen Menschen auch – so war es auch kein Wunder, dass die Interaktion mit ihnen nicht klappte. Aber ich nahm auch wahr, dass dies ganz anders sein musste, wenn andere Menschen miteinander kommunizierten; da schienen Interaktionen zu funktionieren. Tatsächlich hatte ich mit Mitte dreißig Schlüsselerlebnisse mit anderen Menschen, die es mir seither ermöglichen, diese unsichtbare Mauer zumindest in einem begrenzten Rahmen zu überwinden. Das hat auch damit zu tun, dass ich gelernt habe, wie zwischenmenschliche Kommunikation und Interaktion tatsächlich hergestellt werden können, indem sie simuliert werden. Indem ich so tue, als würde ich mit einem Menschen interagieren, findet eine Interaktion tatsächlich statt; für mich war und ist dies ziemlich verwirrend – aber es funktioniert. Interaktion und Kommunikation bestehen in einer Wirklichkeits-sphäre, die mir sehr abstrakt und unwirklich vorkommt, weil sie nur schwer an meine mathematische, logisch strukturierte Wirklichkeit andocken kann.

Die Wirklichkeiten der meisten anderen Menschen können aneinander andocken, weil sie Teil einer als gemeinsam empfundenen sozialen Wirklichkeit sind. Zwischen ihnen gibt es die Resonanzeffekte, die ich mit anderen Menschen nicht erlebte. Das liegt daran, dass diesen Resonanzen keine physikalischen Effekte zu Grunde liegen; keine elektromagnetische Strahlung und auch keine Schallwellen. Letzteres wäre beispielsweise beim Chorsingen der Fall. Diese zwischenmenschlichen Resonanzen befinden sich in einer anderen Wirklichkeit, einer, die sich nicht so leicht mathematisch fassen lässt. Da geht es auch nicht um Wellen oder Teilchen, sondern um Dinge wie Erwartungen, Absichten, Antipathien und Sympathien etc. Seit ich nicht nur theoretisch weiß,

sondern auch erfahren habe, dass sich eine solche soziale Wirklichkeit in nichts auflöst, sobald sie nicht mehr anerkannt wird, und analog aus dem Nichts entsteht, kann ich punktuell meine „Glasglocke“ überwinden. Nicht-autistische Menschen erleben diese soziale Wirklichkeit als derart wirklich, dass ihnen gar nicht erst in den Sinn kommt, dass sie einfach von einem Moment zum anderen verschwinden und wieder auftauchen könnte. Als autistischer Mensch kostet es mich fast übermenschliche Anstrengungen das Erleben einer solchen Wirklichkeit zu simulieren. Aber dann mache ich die Erfahrung, dass diese Simulation nicht weniger wirklich ist wie die soziale Wirklichkeit selbst. Uta Frith hat zentrale Aspekte der sozialen Wirklichkeit mit dem Begriff „Theory of Mind“ belegt. Sie nicht intuitiv zu erfassen bedeutet vermutlich nichts anderes, als eben soziale Wirklichkeiten nicht als wirklich zu erleben. Wer umgekehrt so selbstverständlich in seiner sozialen Wirklichkeit lebt, wie ich etwa in der Mathematik, hat auch keine Mühe, soziale Interaktionen intuitiv zu verstehen – und damit darin zu bestehen.

## **Autistische Sozialisation & autistische Wirklichkeiten**

Das Thema Sozialisation autistischer Menschen wird in der Autismusforschung erstaunlich wenig beachtet. Der Satz „Autismus heißt, es gibt keine Menschen“, den Axel Brauns vor einigen Jahren in einer Fernsehsendung geäußert hat, trifft meiner Meinung nach den Kern dessen, was Autismus bedeutet. Um diesen Kern herum findet die Sozialisation, die soziale Entwicklung, autistischer Menschen statt. Ich würde sogar soweit gehen, zu behaupten, dieser Kern ist der Kern eines spezifisch autistischen Erlebens des sozialen Umfelds. Dieser Satz zeigt die Perspektive, aus der autistische Menschen ihr eigenes Menschsein und das anderer Menschen wahrnehmen. Es ist eine durch und durch reale Perspektive, denn es gibt tatsächlich keine Menschen. Sie sind in Wirklichkeit Lebewesen wie andere Lebewesen auch; nicht wenige Philosophien, wie etwa der Buddhismus, bauen darauf, dass nach Überwindung einer sozial verankerten Wirklichkeit eine höhere, wirklichere Wirklichkeit erkennbar wird. Wir Autisten, ich formuliere das jetzt mal etwas „salopp“ und allgemein, leben in einer solchen wirklicheren Wirklichkeit. Genau das ist unser Problem, genau deswegen sind die Hürden, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, so hoch, höher mitunter als mit Schnecken oder Steinen.



## Autistische Empathie & Perspektivwechsel

Nach meinem Abitur erreichte ich den Höhepunkt meines Gefühls der Isolation und Vereinsamung. Weil Interaktion und Kommunikation nicht funktionierten, brach ich nach dem Abitur schnell die Schulkontakte ab, und weil ich nicht an ihre Lebenswelt anknüpfen konnte, zog ich aus meinem Elternhaus aus. Ich versuchte einen sozialen Neuanfang bei den Punks und Hausbesetzern. Aber auch da zeigten sich dieselben Effekte, die Barrieren und die unsichtbare Mauer um mich herum. Diese Erfahrung führte dazu, dass ich mich immer mehr zurück zog und die Isolation auch immer weiter fortschritt. Dabei konnte ich mich selbst auch immer weniger wahrnehmen und fand mich in meiner Kindheitswelt wieder; nur mit dem Unterschied, dass ich in keiner Weise damit zufrieden war. Ich lebte vielmehr mit dem Gefühl, dass etwas ganz entscheidendes in meinem Leben fehlte. Am Ende, nach etwa vier Jahren, fand ich durch eine Partnerschaft einen Weg heraus aus dieser Isolation. Damit fand ich mich sozusagen auch selbst und begann schließlich, so etwas wie eine Persönlichkeit zu entwickeln. Im Nachhinein betrachtet war das eine entscheidende Voraussetzung, um überhaupt einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit anderer Menschen zu finden und mit ihnen in Interaktion zu treten.

Diese Isolation bedeutet aber nicht, dass ich von anderen Menschen nichts mitbekommen hätte. Im Gegenteil: Ich würde behaupten, dass ich gerade zu jenen Zeiten, in denen ich mich vollkommen isoliert von allen fühlte, am sensibelsten für andere Menschen, überhaupt für andere Lebewesen, war. Besonders deutlich spürte ich das mit Tieren. Ich war damals oft bei meiner Großmutter, bei der auch viele Katzen lebten. Im Nachhinein würde ich sagen, dass von allen Verwandten, die ich kennen gelernt habe, meine Großmutter am deutlichsten im Autismusspektrum verankert war. Sie kommunizierte lieber mit Tieren als mit Menschen und ich war einer der wenigen, die überhaupt mit ihr zu recht kamen. Von ihren Katzen lernte ich damals sehr viel über Kommunikation. Genauso wie ich für die Katzen, hatten sie für mich ein sehr sensibles Gespür; doch worin äußerte sich dies? Weit jenseits eines sprachlichen Denkens. Dieses „Gespür“ ist etwas, was ich unmittelbar wahrnehme, ohne es auch nur halbwegs adäquat sprachlich ausdrücken zu können. Ich spüre „es“, indem sich meine Wahrnehmung verändert, in dem vor meinem „inneren Auge“ beispielsweise die Perspektive des anderen Lebewesens erscheint und ich mich

so sehe, wie es mich sieht. Analoges geschieht mit meinen anderen Wahrnehmungen: Es findet eine Art Verschränkung von Perspektiven statt und durch diese Verschränkung spüre ich das andere Lebewesen: von innen, nicht von außen. Ich bin überzeugt, dass beispielsweise Katzen in ähnlicher Weise andere Lebewesen wahrnehmen.

Eine solche Wahrnehmung geht mit einem hohen Maß an Offenheit und Verletzbarkeit einher. Die eigene Persönlichkeit wirkt da wie ein Schutzschild, das sich vor diese Offenheit der eigenen Wahrnehmung legt und eine Distanz schafft, die es überhaupt erst ermöglicht, mit anderen Menschen – in ihrer sozialen Wirklichkeit – in Kontakt zu treten. Ich habe viele Jahre gebraucht, um diesen eigenartigen Widerspruch in meinem Erleben zu verstehen: Das Gefühl der eigenen unüberwindbaren Isolation ist unmittelbar mit einem Höchstmaß an Sensibilität und Offenheit anderen Lebewesen gegenüber verbunden. Damit, dass ich zunehmend lernte, eine eigene Persönlichkeit aufzubauen und mich selbst als eine solche wahrzunehmen, errichtete ich eine Art Schutzwall vor diese Offenheit und Sensibilität. Dabei verlagerte sich mein Denken auch zunehmend in seine sprachliche Sphäre. Der andere Teil meines Erlebens, das Offene und Sensible ist dagegen mit meinem eigentlichen Denken verbunden, das ein wahrnehmungsgebundenes Denken ist. Ich habe es – zum Glück – nicht verloren, aber es ist deutlich in den Hintergrund getreten.

## **Getrenntes Denken – bewusstes Unbewusstes**

Einer der wichtigsten und fundamentalsten Aspekte des Autismus ist, dass autistisches Denken sich von dem anderen dadurch unterscheidet, dass es deutlich zwischen sprachlichem und wahrnehmungsbezogenem Denken unterscheidet. Nicht-autistisches Denken verschränkt diese beiden Aspekte des Denkens, die dann als eines, als „das Denken“ erscheinen. Entsprechend erleben autistische Menschen ihr Unbewusstes nicht als unbewusst, sondern haben einen sehr direkten Zugriff darauf: Was für nicht-autistische Menschen das Unbewusste ist, nehmen autistische Menschen als ihr Bewusstsein wahr. Es ist die wahrnehmungsgebundene Sphäre des Denkens. Temple Grandin hat diesen Aspekt sehr gut herausgearbeitet. Aus der Perspektive eines wahrnehmungsgebundenen Denkens erscheinen soziale Wirklichkeiten als ganz und gar unwirklich: Denn sie sind an die sprachlich organisierte Sphäre des Denkens geknüpft. In dieser Sphäre gibt es abstrakte Konzepte, Deutungen und

Bedeutungen, Dinge, die nie für sich stehen, sondern einen sozialen Kontext benötigen, um bedeutsam und damit wirklich zu werden. Als Kind haben mich Zeichen und Zahlen deswegen fasziniert, weil sie Botschafter einer fremden, mir absolut unzugänglichen Welt waren. Meine Auseinandersetzung mit ihnen bestand im Wesentlichen darin, sie in mein ureigenes, wahrnehmungsbezogenes, autistisches Denken zu holen. Vermutlich waren diese Auseinandersetzungen der Schlüssel dafür, irgendwann später die Türen zur sozialen Wirklichkeit meiner Mitmenschen öffnen zu können.

Der direkte Zugang zu einem wahrnehmungsgebundenen Denken ist tatsächlich eine wunderbare Gabe, ein Potenzial mit ungeheurer Entwicklungsmöglichkeiten. Es ist assoziativ organisiert und schafft damit unvorstellbar viele Verbindungen zwischen all den Details, die die Sinneswahrnehmungen vermitteln. Es ist wie ein Berg von Bildern, die sich auf wundersame Weise zu unvorstellbar vielen Filmen gleichzeitig zusammensetzen, die ineinander verwoben sind, aufeinander und ineinander verweisen. Dagegen erscheint im Kontext eines sprachlichen Denkens stets ein Film nach dem anderen, Filme, die nach Drehbuch erstellt wurden und denen meist eine rigide Regie zu Grunde liegt. Dass autistische Menschen über solche Potenziale verfügen, heißt aber noch lange nicht, dass sie sie auch entfalten und nutzen können. Ein autistisches sozusagen getrenntes Denken ist nicht nur sehr kreativ und leistungsfähig, es kann auch überfordernd sein. Es ist Begabung und Behinderung zugleich und es ist nicht leicht, damit einen Umgang zu finden, dass es als Begabung in Erscheinung tritt. Für viele autistische Menschen ist es – wie für mich auch – ein langer Weg, einen solchen Umgang zu finden, nicht wenige schaffen dies nur unvollständig oder vielleicht auch überhaupt nicht.

## **Kein Zwang zur Kommunikation**

Das was nicht-autistische miteinander verbindet, Sprache und Kommunikation, erleben viele autistische Menschen in erster Linie als Barriere. Die Momente, in denen ich anderen Menschen wirklich nahe sein kann, sind Momente, in denen ich mich vom Zwang zu kommunizieren befreit fühle, in denen man einfach zusammen sein kann, den Vögeln zuhören, die Lebewesen, sich selbst und auch einander zu spüren. Ohne über soziale Effekte nachdenken zu müssen, ohne mich äußern zu müssen und ohne Irritationen, wie sie in Kommunikationssituationen oft auftreten. In solchen Momenten spüre ich die Glasglocke um mich

herum plötzlich nicht mehr; für einen Moment ist es manchmal sogar so, als hätte es sie in meinem Leben nie gegeben. In meiner Jugendzeit habe ich bereits gemerkt, dass ich eine solche Verbunden mit Tieren sehr leicht herstellen kann. Als ich anfang, mit Computern zu arbeiten, bemerkte ich zu meiner Überraschung, dass dies auch mit Computern gelingt, auch sie kann ich spüren und mit ihnen die Perspektiven tauschen. Am größten war aber meine Überraschung, als ich bemerkte, dass mit vielen anderen autistischen Menschen so etwas auch gelingen kann. Da können die Barrieren der Kommunikation wegfallen, und man sich sehr direkt, offen und ehrlich, gegenseitig wahrnehmen. In gewisser Weise sind Autisten sprichwörtlich wie offene Bücher; für Menschen, die sie lesen können, gibt es nichts was autistische Menschen verbergen könnten. Verschlussen und unnahbar sind autistische Menschen aber für Menschen, die von sozialen Wirklichkeiten geblendet blind sind für das, was das bewusste und offene autistische Unbewusste ihnen mitteilt.

## **Unüberwindbare Barrieren**

Weil ich es nie geschafft habe, die Hürden für das Anmieten einer Wohnung zu überwinden, und weil es mir auch nie zugetraut habe, alleine zu leben, kenne ich seit dem Auszug aus meinem Elternhaus nur das Leben in Wohngemeinschaften. Das hat mir auch viele nützliche Erfahrungen gebracht, aber auch viele Auseinandersetzungen, die teilweise recht schwierig und hartnäckig waren. Im Kern dieser Auseinandersetzungen ging es immer um Erwartungen, die ich nicht erkannte und denen ich oder mein Verhalten nicht entsprach. Das führte in aller Regel dann sehr schnell dazu, dass sich meine Mitbewohner von mir missachtet fühlten und ich mich unverständlichen – und daher in meiner Wahrnehmung auch ungerechtfertigten – Vorwürfen ausgesetzt sah. In meiner Partnerschaft gab es ähnliche Probleme; tatsächlich waren solche Auseinandersetzungen die größte Herausforderung meiner Partnerschaft.

Ich versuchte eine Reihe von Strategien, mit diesem Problem umzugehen, das ich lange Zeit als ein dominantes Thema in meinem Leben wahrgenommen habe. Ich lokalisierte es in der sprachlichen Kommunikation, die ich ja im Wesentlichen als Barriere zwischen mir und anderen Menschen wahrnahm. Daher versuchte ich, solche Auseinandersetzungen zu vermeiden, indem ich mein Sprechen deutlich reduzierte. Da das nicht zum gewünschten Ergebnis führte, musste ich mir etwas anderes ausdenken. Ein Grundproblem war ja, dass ich

die Vorwürfe und auch die Auseinandersetzungen darum nicht verstand und es mir auch nicht gelang, anderen Menschen einen Weg zu zeigen, mir gegenüber verständlich zu werden. Ich konnte daher auch nicht feststellen, ob die Vorwürfe, mit denen ich konfrontiert war, gerechtfertigt waren oder nicht. So versuchte ich eine Zeit lang, daraus den Schluss zu ziehen, dass diese Vorwürfe grundsätzlich nicht gerechtfertigt waren und ich mich dagegen verteidigen sollte. Das verschärfte die ohnehin nicht einfachen Situationen deutlich. Daher versuchte ich dann, mir einzureden, dass diese Vorwürfe auch dann gerechtfertigt sein könnten, wenn ich sie nicht verstand, und ich daher defensiv damit umgehen sollte. Auch das funktionierte nicht richtig, weil es am Ende offenbar nicht dazu führte, dass die an mich gerichteten Erwartungen erfüllt wurden. Aber es entspannte die Situationen dennoch ein wenig.

Bis heute bin ich bei dieser defensiven Strategie geblieben, egal um welche Auseinandersetzungen und Konflikte es geht. Oft ist es, wie ich finde, eine gute und zielführende Strategie, gerade wenn ich die Inhalte dieser Auseinandersetzungen nicht richtig verstehe. Nicht selten aber erlebe ich Situationen, in denen ich anderen Menschen ziemlich ausgeliefert bin: Um Konflikte bestehen zu können, benötige ich viel Zeit zur Analyse, bis ich eine adäquate Einschätzung und damit auch einen passenden Umgang damit finde. Bis dahin reagiere ich in der Regel freundlich und defensiv. Auf diese Weise habe ich durchaus schon einmal einen Job verloren oder konnte auch bei anderen Gelegenheiten meine Anliegen nicht durchsetzen.

## **Jenseits der Sprache**

Der Grund, dass viele autistische Menschen Kommunikation als Barriere erleben, liegt wesentlich im Umgang mit Erwartungen, Absichten und Ähnlichem, Dingen, die meist nicht explizit genannt werden. Es macht den Eindruck, dass es hier zwei gegensätzliche Kommunikationskulturen gibt: eine nicht-autistische, für die es offenbar unplausibel ist, solche „Subtexte“ explizit zu machen, und eine autistische, die diese Subtexte nur mühsam interpretieren kann. Es gibt aber aus autistischer Sicht noch weitere Barrieren in der zwischenmenschlichen Kommunikation: Besonders ist hier zu erwähnen, dass auch emotionale Färbungen in der Kommunikation, also metasprachliches Verhalten, was Freude, Ärger, Enttäuschung etc. signalisieren soll, autistischen Menschen nur schwer zugänglich ist. Mir geht es sogar so, dass solche Färbungen auch das

Gesagte, die Kommunikation insgesamt derartig mit einem Rauschen überzieht, dass ich dann gar nichts mehr verstehe. Zwischenmenschliche Interaktionen bauen auf Subtexten auf, die autistische Menschen durchaus nachvollziehen und verstehen könnten, die aber in einer Art und Weise ausgedrückt werden, die für autistische Menschen unzugänglich sind.

Es gibt aber auch nicht explizite Aspekte der Kommunikation, die aus autistischer Sicht ziemlich unplausibel sind. Es sind die Aspekte, in denen es darum geht, sich gegenseitig in seiner jeweiligen sozialen Rolle und als Persönlichkeit anzuerkennen. Dazu gehört etwa die Einschätzung, wie nahe man dem Gegenüber steht (und ob man es beispielsweise mit du oder Sie anredet), die Anwendung der angemessenen Höflichkeits- und Begrüßungsrituale oder schlicht auch einfach, die Leute wieder zu erkennen, wenn sie es erwarten, erkannt zu werden. Letzteres fällt mit auf Grund meiner Gesichtsblindheit in der Regel sehr schwer.

### **Offen, direkt, gewaltfrei**

Von autistischen Menschen wird meistens erwartet, dass sie sich den gängigen Interaktions- und Kommunikationsregeln unterordnen. Oft höre ich dabei das Argument, dass dies die anderen, d.h. nicht-autistischen Menschen ja auch tun würden. Nicht-autistische Menschen können offenbar nur schwer eine Wahrnehmung sozialer Realitäten und eine Wahrnehmung der eigenen Persönlichkeit nachvollziehen, aus der diese gängigen Regeln unverständlich, unplausibel und in weiten Teilen sogar ziemlich absurd erscheinen. Umgekehrt sind autistische Menschen gezwungen, sich einer nicht-autistischen Perspektive in Hinblick auf soziale Wirklichkeiten anzunähern. Das ist zum einen notwendig, um in einer nicht-autistischen Welt bestehen zu können, zum anderen bereichert es auch die Lebenserfahrungen autistischer Menschen. Sie sind quasi mehrsprachig. Ich denke oft, dass es in analoger Weise eine Bereicherung für nicht-autistische Menschen sein muss, sich einer autistischen Perspektive anzunähern. Das hätte dann auch als Nebeneffekt eine Reduzierung kommunikativer Barrieren für autistische Menschen zur Folge. In einer expliziten Kommunikation, die sehr kritisch mit unausgesprochenen Subtexten umgeht und auch emotionale Färbungen von Interaktionen hinterfragt, fällt es tatsächlich auch schwer, andere Menschen zu manipulieren, zu hintergehen oder zu belügen. Autistische Direktheit und Offenheit, die beide ja auch mit expliziten Interaktio-

nen zusammenhängen, sind Güter, von denen auch die nicht-autistische Welt profitieren könnte.

Zwischenmenschliche Interaktionen stellen sich aus autistischer und nicht-autistischer Perspektive sehr unterschiedlich dar. Die Unterschiede sind grundlegend; sie sind auf Unterschiede zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen in ihrer Wahrnehmung, insbesondere sozialer Realitäten, in ihrer psychischen Struktur und in ihrer Sozialisation zurückzuführen und betreffen weitgehend alle Interaktionsaspekte. Für mich als autistischen Menschen fällt der Umgang mit nicht-autistischen Menschen leichter, denen diese Unterschiede bewusst sind und die auch die Stärken und Möglichkeiten autistischer Kommunikationsweisen kennen.

Blick voraus



## Vom Sterben der Dinge

Mein autistisches Coming-out Mitte der 1990er Jahre war davon gekennzeichnet, dass eine Reihe oberflächlich betrachtet sehr unterschiedlicher Fragen zu einer Antwort konvergierten, nämlich die, autistisch zu sein. Diese Fragen bezogen sich auf mein „Glasglocken“ Lebensgefühl, auf meine Selbstwahrnehmung als „sozial behindert“, auf Muster, die ich in den immer wiederkehrenden Missverständnissen mit anderen Menschen erkannte, darauf, dass mir bestimmte Dinge, wie die Mathematik, sehr leicht fielen, auf meine Wahrnehmungsüberladungen, darauf, dass ich die Erfahrung machte, mit (schwer behinderten) autistischen Menschen eine besondere Verständigungsebene zu haben und von nicht-autistischen Menschen manchmal als „irgendwie autistisch“ wahrgenommen zu werden. Und nicht zuletzt stellte diese Antwort, autistisch zu sein, eine schlüssige Erklärung meiner Biographie dar. Mir wurde dabei auch klar, dass meine Sicht der Welt, die Philosophie, die ich für mich entwickelt hatte, deutlich autistisch geprägt ist. Ich interessiere mich seit meiner Jugend für Philosophie, und zwar in dem Sinne, dass ich wissen und verstehen möchte, wie diese Welt funktioniert, wie sich das, was ich von ihr wahrnehme, zusammenhängend erklären lässt. Dafür habe ich mich mit unterschiedlichen Ansätzen beschäftigt, insbesondere – neben der Mathematik und der theoretischen Physik – mit psychologischen Ansätzen, mit der Philosophie Platons und dem Buddhismus, mit strukturalistischen Ansätzen und modernen wissenschaftstheoretischen Überlegungen in der Auseinandersetzung mit modernen Naturwissenschaften und Mathematik. Mir ist dabei klar geworden, dass Wirklichkeit immer an Perspektiven gebunden ist und immer innerhalb gewisser Horizonte stattfindet, über die sich nicht hinaus blicken lässt. Mein Horizont und meine Perspektive sind davon geprägt, dass ich autistisch bin.

## Vom Sterben

Ich wurde todkrank geboren. Mit einem Magenpfortnerverschluss hatte ich keine Nahrung zu mir genommen und wäre dem Tod überlassen worden, wenn es nach den deutschen Ärzten gegangen wäre. Meine Eltern lebten an der Schweizer Grenze und brachten mich ins Schaffhauser Kantonsspital, wo bereits Anfang der 1960er Jahre mit Naturheilverfahren gearbeitet wurde. Dort verbrachte ich die ersten sechs Wochen meines Lebens – und überlebte. Mei-

ne ersten zwei Lebensjahre waren allerdings von den Folgen dieses Magenpfortnerverschlusses geprägt; ich bekam in der Folge noch einen Nabel- und einen Leistenbruch. Meine Eltern hatten später meine Kontaktschwierigkeiten und meine Vorliebe für das Alleinsein auf diese Geburtskomplikationen zurück geführt; auch ich hatte diese Erklärung lange Zeit in Betracht gezogen, bis ich damit, autistisch zu sein, eine wesentlich passendere Erklärung fand. Sicher ist aber der Tod seit meiner Geburt mein Begleiter – ein ständig präsenter Bestandteil meines Lebens.

## **Kindheitserinnerungen**

Die Erinnerungen, die ich aus den ersten zehn bis zwölf Jahren unterscheiden sich sehr von denen danach. Einer der auffälligen Unterschiede besteht darin, dass sich diese frühen Erinnerungen zeitlich nicht gliedern lassen. Sie sind obendrein so fragmentiert, dass sie aus momenthaften Sinneseindrücken bestehen, statischen Bildern, meistens aus unwirklich wirkenden Perspektiven wahrgenommen, bedeutungslose oder unverständliche Stimmenfetzen oder auch Gerüche. Alles das wie ein ausgeschüttetes Puzzle, aus dem ich mit den Jahren kleinere sinnvolle Einheiten zusammensetzen konnte.

Eine davon zeigt einen dunklen, schemenhaften und riesigen Mann ohne Gesicht, der an der Tür der Wohnung stand, in der ich als Kind wohnte. Er sagte, so übersetzte es mir meine Mutter, dass meine Urgroßmutter gestorben sei. Ich hatte keine Idee, was mit „gestorben“ gemeint sein konnte, und eine Urgroßmutter war mir auch nicht bekannt. Ich vermute, dass mir meine Eltern dazu noch etwas erklärt hatten; später jedenfalls, übersetzte ich mir dieses Geschehnis dahingehend, dass meine Großmutter verschwunden war und nie mehr auftauchen würde. Daher war ich sehr erstaunt, als mir meine Großmutter danach wieder begegnete und alles andere als verschwunden erschien. Als Jugendlicher, mit etwa vierzehn Jahren, daran habe ich eine vergleichsweise genaue Erinnerung, hatte ich meine Großmutter gefragt, wer denn meine Urgroßmutter gewesen war, ob ich sie kannte und wohin sie gegangen war, als sie verschwand. Meine Großmutter erläuterte mir, dass man im Alter nicht verschwindet, sondern stirbt und dann begraben wird, und dass genau das auch mit meiner Urgroßmutter geschehen war – die ich angeblich gekannt hatte. Ich erinnere mich genau, dass ich diese Erklärung ziemlich eigenartig fand; vor allen Dingen die Vorstellung, dass alte Menschen vergraben werden, wenn sie

nicht mehr richtig funktionieren. Ich fragte dann eine der Katzen meiner Großmutter, von der ich wusste, dass sie recht alt war, ob sie denn auch stirbt und dann vergraben wird. Daraufhin wurde meine Großmutter ärgerlich und schickte mich nach draußen; sie mochte ihre Katzen sehr gerne und fand es wohl unpassend, mit ihnen über so etwas zu sprechen.

Eine andere Erinnerungseinheit, in der es um das Sterben geht, stammt aus der Zeit, in der ich in die erste oder zweite Schulklasse ging. Das kann ich deshalb zeitlich gut eingrenzen, weil ich nach der zweiten Klasse mit meinen Eltern von Lörrach an der Schweizer Grenze nach Freiburg, genauer gesagt in einen Freiburger Vorort, gezogen war. Bemerkenswert an diesen Erinnerungen ist, dass in ihnen ein anderes Kind vorkommt; davon gibt es aus meinen ersten zehn bis zwölf Lebensjahren sehr wenige; zwei, um genau zu sein. In beiden Erinnerungen kam jeweils ein Junge vor, mit dem ich eigentlich nichts zu tun hatte – soweit ich es recherchieren konnte – und dessen Name sich mir bis heute eingepägt hat. Eine der beiden Erinnerungen muss aus meiner Kindergartenzeit stammen und hat nichts mit Sterben zu tun. Sie besteht aus einem Bild von einer offenen Wunde in Großaufnahme sozusagen und einem Klang des Namens Justus, dessen Träger wohl diese Wunde hatte. Außer der Wunde habe ich von diesem Justus keine Erinnerung. Der in der anderen Erinnerung Junge hieß Lutz und ich hatte ihn am Fenster gesehen, im ersten Stockwerk, schemenhaft und ohne Gesicht. Ich fragte vermutlich meine Mutter, was denn mit diesem Jungen am Fenster war; warum ich das fragte, weiß ich nicht. Ich erfuhr, dass er an Leukämie erkrankt war und bald sterben würde. Ich hatte ihn nach einiger Zeit nie wieder an diesem Fenster gesehen; er war verschwunden. Etwa in dieselbe Zeit fiel das Ereignis, dass mein Teddybär in ein Bärengehege gefallen war und auf diese Weise auch verschwand. Für immer; ich hatte danach keinen Teddybären mehr. Was die Bären in dem Gehege mit meinem Teddybären machten, weiß nicht nicht – ich vermute mal nicht, dass sie ihn begraben haben.

## **Tod und Liebe**

Ich war fünfzehn Jahre alt, als mein Meerschweinchen gestorben war; das einzige Haustier, das ich hatte. Es war Ende November, zwei Monate vor meinem sechzehnten Geburtstag. Ich war für ein paar Tage verreist, um eine Veranstaltung zu besuchen und anschließend in der Schülerzeitung darüber zu berich-

ten. Es war eine politische Veranstaltung und ich verstand nicht so richtig, worum es dort ging. Das verursachte dann auch noch eine Disharmonie in der Schülerzeitungsredaktion, weil ich für die Schülerzeitung nur eine Seite recht zusammenhanglosen Text über die Veranstaltung geschrieben hatte, während ich für dieselbe Ausgabe vier Seiten über die Planeten schrieb. Dennoch geschah während dieser Veranstaltung etwas sehr denkwürdiges, etwas, was mein Leben nachhaltig prägen würde. Ich bekam dort nämlich eine Ausgabe des „Stern“ in die Hände, der als Titel Fotos von vielen Männern zeigte und dazu die Überschrift „Ich bin schwul“. Das war im Oktober 1978. Ich las den Artikel nicht, sondern blätterte ihn lediglich durch. Die zentrale Botschaft, dass „Schwulsein“ Anderssein hieß und den Wunsch, einem gleichgeschlechtlichen Menschen näher zu kommen, war mir sofort klar. Ich war sehr anders als die anderen, das war zu jener Zeit das zentrale Thema in meinem Leben, und ich fühlte mich von anderen Menschen unendlich weit entfernt, ganz besonders von meinen Klassenkameraden. Ich hatte zu jener Zeit keinen sehnlicheren Wunsch als, einem Menschen zu begegnen, der so wie ich war und dem ich deswegen auch nahe kommen konnte. Diese extreme Isolation, die ich spürte, und dieses zugleich subtile und offensichtliche Anderssein bekam plötzlich einen Namen, „schwul“. Und es gab Menschen, denen es genauso ging; zumindest die, die auf dem Titelbild des „Stern“ abgebildet waren – und ich. Das war die alles entscheidende Botschaft; eine Botschaft der Hoffnung und Verheißung, die hier an unerwarteter Stelle und auf unerwartete Weise auftauchte. Danach ging ich ausgiebig spazieren, um über diese neuen Erkenntnisse nachzudenken. Dabei trug ich meinen Parka, den ich den Winter zuvor bekommen hatte. Ich mochte ihn sehr, weil er eine Kapuze hatte und sich die Kapuze auf dem Kopf sehr gut und geborgen anfühlte. Es war an diesem Abend recht kalt, sodass ich unter der Kapuze noch eine Mütze trug, was das Gefühl der Geborgenheit deutlich steigerte.

Während ich spazieren ging, fiel mir auf, dass es an der Schule außer mir nur einen einzigen Jungen gab, der offenbar auch gerne eine Kapuze auf dem Kopf hatte; allerdings hatte er keinen Parka, sondern eine andere Winterjacke mit Kapuze. Er war auch der einzige, der genau wie ich ab und zu eine Mütze unter der Kapuze trug, wenn es kalt war. Dazu kam noch, dass er fast nur blaue Kleidung hatte und einen Namen mit sieben Buchstaben; blau war damals meine Lieblingsfarbe und die 7 meine Lieblingszahl. Da wurde mir mit ei-

nem Mal klar, dass ich diesen Jungen liebte; ich musste ihn lieben, es konnte gar nicht anders sein; es passte offensichtlich alles so gut zusammen. Wenn es in meinem Umfeld jemanden gab, der meine Isolation durchbrechen konnte, dann war es dieser Junge, davon war ich überzeugt. Das war die entscheidende Erkenntnis dieser Reise, dass die Frage, die ich mir stellte, seit ich denken konnte, nämlich warum ich so anders war als die anderen, eine Antwort gefunden hatte. Auf dem Weg nach Hause, nachdem die Tagung beendet war, hatte ich einen Tagtraum, in dem mir mein Meerschweinchen erschienen war. Ich hatte oft Tagträume in jener Zeit, aber dass ich darin mein Meerschweinchen sah, kam mir etwas ungewöhnlich vor. Als ich wieder zu Hause war, war es verschwunden; es war am Tag zuvor gestorben.

### **In den Tod begleitet**

H war so etwas wie mein bester Freund gewesen; es gab nichts, worüber wir nicht reden konnten. Obwohl wir in vielen Dingen sehr unterschiedlich waren, gab es etwas, was uns verbunden hatte, so sehr, dass wir uns in allen Belangen einander vertrauen konnten. Mitte der 1990er Jahre erkrankte H an Aids; zu jener Zeit war das noch ein sicheres Todesurteil mit einer Lebenserwartung von vielleicht einigen Monaten. Bei H waren es etwa zweieinhalb Jahre; das war ungewöhnlich lang. Sein Vertrauen in mich ging so weit, dass ich der einzige gewesen war, dem er zutraute, sein Sterben und seinen Tod zu begleiten. Wir sprachen oft darüber, sodass ich auch genaue Vorstellungen von seinen Ängsten, Sorgen und Hoffnungen hatte, die sich mit seinem Sterben verbanden. Er übertrug mir sowohl eine Vollmacht, über seine ärztlichen Behandlungen zu entscheiden, falls er selbst nicht mehr dazu in der Lage wäre, als auch die Totensorge, das heißt die Aufgabe der Bestattung seiner Leiche. Immer wieder verschlechterte sich sein Zustand so sehr, dass ich mit seinem baldigen Sterben rechnete. Einmal hatte er wegen einer Lungenfellentzündung starke Schmerzen und als ich neben ihm auf dem Bett saß, spürte ich deutlich, dass er dabei war zu sterben. Ich teilte es ihm mit, „Du stirbst jetzt“, sagte ich, und dabei wurde er fast augenblicklich ruhig und entspannt. Ich musste gegen den behandelnden Arzt den Abbruch sämtlicher Behandlungen durchsetzen, der schließlich einräumte, dass H auch mit den geplanten Behandlungen keine anhaltende Überlebenschance mehr hatte. Nachdem das ausdiskutiert war, verschwand der Arzt und schickte einen Pfleger, der den Auftrag hatte, H solange Morphium zu geben, bis er keine Schmerzen mehr spürte. Es war klar, was

das hieß, und noch nicht einmal eine halbe Stunde später war der Totenschein ausgestellt. H wurde eingeschläfert wie ein krankes Haustier; es fällt mir bis heute schwer, diesen Gedanken zuzulassen, aber es war genau so. Als er tot in seinem Krankbett lag, spürte ich eine deutliche, starke Präsenz von irgendetwas, was mich mit einer erstaunlichen inneren Ruhe erfüllte. Ich hatte eher die Vorstellung, dass ich im Angesicht eines toten Freundes die Abwesenheit von etwas, seines Lebens oder seiner Person, spüren würde, aber es war tatsächlich eine Präsenz. Eine beruhigende Präsenz obendrein. Das deckte sich mit meinen Erfahrungen aus Situationen, in denen ich dem Tod nahe war. Solche Situationen gab es zweimal bei Beinaheunfällen im Straßenverkehr und außer meiner Geburt zweimal durch Krankheiten; einmal vor und einmal nach Hs Tod. Auch da war es jedes Mal so, dass ich in der Zeit, als ich dachte, ich würde jetzt sterben, ein mächtiges, beruhigendes Gefühl in mir spürte. Alle Ängste waren gewichen und ich fand mich in einer Art endlos gedehnten Gegenwart wieder, gleichgültig gegenüber allem, was noch geschehen sollte. So empfand ich es auch, als ich im Krankenhaus vor Hs Leiche stand.

Nach seinem Tod gab es eine Totenfeier in seiner Wohnung, wo seine Leiche aufgebahrt wurde. Die dauerte drei Tage, damit auch alle, die es wollten, Gelegenheit hatten, daran teilzuhaben. Die Feier zu organisieren, war ebenfalls meine Aufgabe, worüber ich froh war, weil ich dadurch etwas zu tun hatte. Während dieser Zeit verwaste Hs Leiche sichtlich, was wohl mit den vielen Medikamenten zu tun hatte, die er vor seinem Tod eingenommen hatte. So zumindest hatte die Frau von der Bestattungsagentur diesen Effekt erklärt. Am Ende hatte Hs Anblick durchaus etwas gruseliges; er hätte gut in einem Horrorfilm mitspielen können.

## **Der Parka**

Der Parka, den ich als Jugendlicher bekam, erlitt ein Schicksal, das mich tatsächlich ziemlich traurig machte, das aber viele Dinge aus meinem Leben mit ihm teilten. Ich liebte dieses Kleidungsstück, das, soweit ich mich erinnern kann, das erste war, das ich mir wünschte und dann auch bekam. Ich bekam ihn um meinen fünfzehnten Geburtstag herum. Ich genoss es im Herbst und ihm Winter ausgiebig, in ihm eingepackt zu sein; das passte auch gut dazu, dass ich damals schon gerne in diesen Jahreszeiten draußen war, spazieren ging oder Fahrrad fuhr. Dann verlor ich ihn aus den Augen; so war es wortwört-

lich. Ich zog aus meinem Elternhaus aus, kurz bevor ich einundzwanzig Jahre alt wurde. Ich hatte zu jener Zeit Kontakt zu anderen schwulen Menschen in einer Schwulengruppe aufgenommen und mich dort auch gleich in jemanden „verliebt“. Für mich passte das nicht mit meiner Liebe zu meinem Parka zusammen, da ich das Konzept hatte, mich einer Wirklichkeit anzunähern, die die der anderen Menschen zu sein schien und in der Liebe nicht in erster Linie mit Farben, Zahlen oder Parkas zu tun hatte. Das mit meinem Klassenkameraden, in den ich mich als Fünfzehnjähriger verliebt hatte, hatte überhaupt nicht funktioniert und ein Versuch mit einem anderen Klassenkameraden, bei dem ebenfalls alles, Farben und Namen, ganz gut passte (bis auf den Parka) war ebenfalls auf äußerst kränkende Weise gescheitert. Daher gab es jetzt den Plan, es mit einem echten Schwulen zu versuchen, das Verlieben, und von ihm zu lernen, was es mit diesem Verlieben in der „echten, äußeren Welt, auf sich hatte.



*Mein zweiter Parka, ein Bundeswehrparka Jahrgang 1990, den ich im September 2008 in einem Secondhandladen gefunden und erstanden habe.*

Ich lernte vor allen Dingen, dass es mit Sexualität zu tun hatte und dass diese Sexualität mit Handlungen verbunden war, die ich außerordentlich verwirrend und teilweise auch richtig unangenehm empfand. Es war schlicht so, dass ich Sexualität nicht konnte; um meine Isolation zu durchbrechen, hätte ich in Kauf genommen, dass es unangenehm oder eigenartig war, aber entscheidend war, ich konnte es nicht. Daher scheiterte dieser Versuch mit einem echten Schwulen auch. Der Parka geriet in Vergessenheit, aus meinem Blickfeld, bis ich viele Jahre später, deutlich erfahrener und abgeklärter, einen Versuch unternahm, meine Vergangenheit und insbesondere auch ihre autistischen Aspekte in Hin-

blick auf meine Sozialisation, neu zu erfahren. Um genau zu sein, einen Frieden mit einer Zeit zu finden, die ich im Nachhinein als regelrecht traumatisch erlebt habe, die Zeit von etwa meinem zehnten oder elften bis etwa meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Als Ergebnis dieser Auseinandersetzung gab es den autobiographischen Doppelroman „Jan-Jan oder anders anders“ und „Beziehungsalgebra“. Mein zweiter Parka, ein Bundeswehrparka Jahrgang 1990, den ich im September 2008 in einem Secondhandladen gefunden und erstanden habe.

Da tauchte der Parka wieder auf in meinen Erinnerungen; und mit ihm das Gefühl, ihn zu tragen, eingepackt und geborgen zu sein. Als ich danach meine Eltern besuchte, fragte ich sie, ob es den Parka noch gab. Sie sagten, dass es ihn noch bis wenige Jahre zuvor gegeben hätte, sie ihn dann aber in die Altkleidersammlung gegeben hatten. Ich fühlte mich sehr traurig, was nicht oft vorkommt; diese Trauer spüre ich ein bisschen immer noch, wenn ich an den Parka denke. Auf jeden Fall war er weg und ich musste ständig daran denken, wie es sich wohl anfühlte, den Parka zu tragen. Daraus reifte nach ein paar Jahren die Idee, mir einen neuen Parka zuzulegen. Ich hatte mir eine ganze Zeit lang in Secondhandläden Parkas angesehen und auch intensiv darüber nachgedacht, was für einen Parka ich denn haben wollte. Hannes, mein „Alter Ego“ in „Jan-Jan“, bekam als Jugendlicher einen anderen Parka als ich damals. Er bekam einen echten Bundeswehrparka, weil ich an einigen Details im Roman von meiner Biographie abwich – und weil ich damals mal einen Jungen in einem „echten“ Bundeswehrparka gesehen hatte und mir der Parka sehr gut gefiel. Daher entschied ich mich für einen solchen „Bundeswehrklassiker“; erst dann probierte ich einen Parka an. Das fühlte sich ausgesprochen spannend an, weil ich mich – vermutlich auch bedingt durch das Romanschreiben – dadurch sehr direkt in meine Jugend versetzen konnte. Ich kaufte am nächsten genau den Parka, den ich anprobiert hatte. Der alte Parka blieb verschwunden, ein für alle Mal, so wie der Teddybär im Basler Zoo.

## Vom Sprechen

Als Jugendlicher und junger Erwachsener verspürte ich hin und wieder das Bedürfnis, nicht mehr zu sprechen. Ich nahm – und tue es weitgehend immer noch – Sprache als etwas wahr, was mich von anderen Menschen eher isoliert als mit ihnen verbindet. Insbesondere diese unzähligen Situationen, die in mir



gegenüber anderen Menschen ein Befremden auslösen und deutlich machen, dass ich nicht zu ihnen gehöre, den Menschen. Inzwischen habe ich gelernt, darüber quasi hinweg zu sehen, und vor allen Dingen dank meiner vielen Kontakte zu anderen autistischen Menschen dies auch anders zu bewerten. Aber früher war es zermürend. Gesprochene Sprache empfand ich immer als voll von merkwürdigen, irritierenden und nicht selten auch verletzenden Effekten. Mit geschriebener Sprache ging es mir anders. Ich hatte als junger Erwachsener die Erfahrung gemacht, dass ich mich durch geschriebene Sprache, etwa in Büchern, den Autoren so nahe fühlen konnte, wie ich mich ansonsten keinem Menschen nahe fühlen konnte. Für mich war dies auch nicht weiter verwunderlich, da ja die Buchstaben, mit denen ich mich so gerne beschäftigte zur geschriebenen, nicht aber zur gesprochenen Sprache gehörten. Als Jugendlicher hatte ich mich sehr daran gestört, dass die gesprochene Sprache sich nicht an die Regeln der geschriebenen Sprache hielt und es etwa keine eindeutige Beziehungen zwischen Buchstaben und Ausspracheregeln gibt. Gesprochene Sprache hat für mich mehrere ausgesprochen unangenehme Aspekte. Einer davon ist, dass sie mir im wortwörtlichen Sinn den Geist töten kann. Ich habe den Eindruck, dass ich nur eine bestimmte, allerdings abhängig von meiner psychischen Verfassung unterschiedlich große, Menge an sprachlichen, das heißt gesprochenen, Eindrücken aufnehmen kann. Wenn dieses Maß überschritten ist, verlässt mein Denken die sprachliche Sphäre, was sich darin ausdrückt, dass sich meine Konzentration für sprachliche Eindrücke derartig reduziert, dass ich weder im Stande bin zu sprechen noch Gesprochenes zu verstehen. Mein nicht-sprachliches Denken ist dann meist auch sehr unstrukturiert, sodass sich dieses Umschalten im Denken sehr unangenehm anfühlt. Ich brauche dann einige Zeit, meistens wenige Stunden, um mich wieder von einem solchen Zustand zu erholen. Sollte es mir einmal gelingen, meine Isolation zu überwinden, wird es ohne Sprache sein; insbesondere ohne gesprochene Sprache. Kommunikation, die für mich Bedeutung hat, ist Kommunikation ohne Sprache und vor allen Dingen ohne Sprechen.

Wer kennt nicht diese Begegnungen mit Tieren, beispielsweise Hunden, Katzen oder Vögeln, aber auch mit Reptilien oder Fischen, die einen gedehnten Moment beinhalten, indem man sich gegenseitig in die Augen blickt? Was sieht beispielsweise eine Möwe, die mir in die Augen blickt, in meinen Augen, was sehe ich in ihren Augen? In meiner Jugendzeit war ich oft bei meiner Großmut-

ter, bei der viele Katzen lebten. Ich hatte mir damals schon die Frage gestellt, was die Katzen in meinen Augen sahen, wenn sie sie ansahen; die meisten Katzen mögen es offensichtlich, vertrauten Menschen in die Augen zu sehen. Bereits damals war mir aufgefallen, dass es verschiedene Modi des In-die-Augen-Sehens gibt. Neben dem wohl üblichen Modus, den ich den beschreibenden nenne, weil er es ermöglicht, sachlich zu beschreiben, was ich sehe und wie ein Katzen- oder Möwenaugen aussieht, gibt es noch einen ganz anderen, der von diesem beschreibenden Modus weit entfernt ist. Ich nenne ihn den spiegelnden Modus, weil ich in diesem Modus nicht das Auge des Tieres sehe, sondern das, was es sieht, nämlich mich, meine Augen. Diese Art der Kommunikation kann nur vor dem Hintergrund des Bilderdenkens verstanden werden. Einem Bilderdenken, das keineswegs mit bildlicher Vorstellungskraft oder ähnlichem zu verwechseln ist, sondern in Gedanken Bilder entstehen lässt, die sich in ihrer Qualität nicht von visuell wahrgenommenen Bildern unterscheiden. Nicht alle autistischen Menschen können eine solche Form des Bilderdenkens bei sich feststellen. Generell kann aber davon ausgegangen werden, dass Autismus mit einer absoluten Trennung von (wahrnehmungsgebundenem) Denken und Sprache einher geht. Das bedeutet insbesondere, dass sich, anders als bei nicht-autistischen Menschen, das Denken nicht über Sprache mit dem anderer Menschen verschränkt. Das getrennte Denken wirkt dagegen eher wie ein Spiegel, der direkt das Wahrgenommene widerspiegelt. Dadurch ist autistische Kommunikation weitgehend charakterisiert. Ich möchte jetzt nicht die Spiegelneuronen bemühen, um dieser Art der Kommunikation eine wissenschaftliche Untermauerung zu verleihen – denkbar wäre hier bestimmt einiges. Statt dessen möchte ich auf einen Zusammenhang zwischen Autismus und der Theory of Mind hinweisen, der sich aus der unterschiedlichen Relation zwischen Sprache und Denken ergibt. Ein Spiegeln auf der Grundlage eines Denkens, das mit der Sprache untrennbar verbunden ist, in dem Sprache und Wahrnehmung derart ineinander verwoben sind, dass sich das eine ohne dem anderen gar nicht vorstellen lässt, ist eines, das eher mit einem Hohlspiegel als mit einem planen Spiegel assoziiert werden kann. Ein Hohlspiegel spiegelt das Bild in die Sphäre des Urbildes, anders als ein planer Spiegel, der beide Sphären getrennt hält. Damit findet durch die Verschränkung von Denken und Denken eine Verschränkung zwischen den (nicht-autistischen) Menschen statt, die Grundlage auf der eine Theory of Mind als eine intuitive gegenseitige Wahrnehmung stattfinden kann. Eine Wahrnehmung, die selbstverständlich kulturell und

historisch bedingt ist und damit auch nicht frei von Zeitgeist bedingten Effekten und Täuschungen. Das plane Spiegeln eines getrennten Denkens zeigt sich dagegen als ein Wahrnehmen „durch den anderen“. Die Wahrnehmungen des anderen werden wie die eigenen wahrgenommen, was am Ende auch zu einer anderen Konzeption der eigenen Individualität bei autistischen Menschen führt. Dazu werde ich später noch mehr schreiben. Anders als die klassische Theory of Mind, die im Wesentlichen nur zwischen Menschen funktioniert und auf einer kulturellen Grundlage steht, hat die auf direktem, planem, Spiegeln basierende Theory of Mind – wenn sie dann noch als solche bezeichnet werden kann – eine weit tiefer gehende Grundlage und funktioniert beispielsweise auch mit Tieren, in gewissen Aspekten auch mit Dingen. Sie stattet autistische Menschen mit einer für nicht-autistische Verhältnisse außerordentlich hohen Sensibilität für ihre Umwelt aus, die so ausgeprägt ist, dass sie manche Autisten unterdrücken müssen, um sich selbst davor zu schützen.

Ich war etwa Ende zwanzig, als mir während einer Depression aufgefallen war, dass sich meine depressive Wahrnehmung unter anderem darin ausdrückte, dass meine (gegenständliche) Welt stumm geworden war. Die Dinge sprachen nicht mehr zu mir; sie waren wie Abziehbilder und hatten jegliche Qualität des Realen verloren. Dadurch wurde mir bewusst, dass die Dinge normaler Weise mit mir sprechen. Ihre Wahrnehmung hat nicht nur eine „Bild-Urbild“-Qualität, sondern bestand auch in einem Akt der Kommunikation. Dadurch, dass die Dinge sprechen, werden sie real. In der Welt meiner Kindheit sprachen die Dinge nicht oder vielmehr sie sprachen, aber alles, egal ob Ding oder Gedanke, sprach in einer einzigen Kakophonie durcheinander. Der Effekt war, dass ich in meiner Kindheitswelt einen maximal denkbaren Grad an Alleinesein lebte. Ich konnte keine Realität zu mir holen, im Gegenteil: Realität schien für mich etwas beliebiges zu sein, zu dem ich daher ein rein funktionales Verhältnis entwickelte. Ich konnte einen Stein in meinen Gedanken sprechen lassen und dann sprach er zu mir; da es aber nicht funktional war, in einer Welt voller sprechender Steine zu leben, sah ich davon ab, sie sprechen zu lassen. Das hat nichts mit Wahnvorstellungen oder dergleichen zu tun, sondern mit der Entwicklung eines Konzeptes von Realität. Als autistisches Kind war ich blind gegenüber den sozialen Konventionen, die Kindern üblicher Weise vermutlich bereits im Mutterleib Konzepte des Realen vermitteln. Daher war ich frei, meine eigenen

Konzepte zu entwickeln, die erst später, im Laufe der folgenden Jahre, einen Abgleich auf einer funktionalen Basis durchlaufen.

Auch für nicht-autistische Menschen sprechen die Dinge, allerdings sprechen sie hier eine soziale Sprache, eine Sprache, die auf Konventionen basiert, die eine Kommunikation über diese Dinge ermöglicht, die auch beispielsweise Kategorien von schön und hässlich sinnvoll implementiert oder Dinge zu Statussymbolen erheben kann. In meiner Welt sprechen die Dinge durch eine Wahrnehmung, die aufnimmt, wie sie sind, die sie noch nicht einmal kategorial von Lebewesen oder Menschen unterscheidet. Aus meiner Sicht, ist die Tatsache, dass Dinge oder Tiere sprechen, nicht mehr oder weniger verwunderlich als der Umstand, dass Menschen sprechen. Dass Wirklichkeit in einem Akt der Kommunikation – Frage und Antwort – entsteht, ist eine Grundgegebenheit der Welt; eine Erkenntnis, die den antiken griechischen Philosophen geläufig war und die langsam aus der modernen Physik wieder in das philosophische Denken einfließt. Es ist allerdings eine Kommunikation, die mit sozialer Kommunikation tatsächlich nicht sehr viel zu tun hat; die im Gegenteil von ihr überdeckt wird. Mir erschließt sich diese Erkenntnis unmittelbar, ich sehe sie – Tag für Tag. Dass ich nicht, wie ich es als Kind getan hatte, mit Dingen oder Tieren spreche, hat damit zu tun, dass ein solches Verhalten nicht den gängigen sozialen Erwartungen entspricht (und mit Zuschreibungen einhergeht, die mir nicht angemessen erscheinen), obwohl so ein Verhalten naheliegend wäre und zeigen würde, dass man das Wesen, die Wirklichkeit sozusagen, der Wirklichkeit verstanden hat. Dass autistische Menschen die bekannten Schwächen in zentralen Aspekten sozialer Kommunikation vorweisen, hängt direkt damit zusammen, dass sie mit dieser grundlegenderen Kommunikation vertraut sind und damit in einem deutlich engeren Kontakt zur Wirklichkeit leben, als sozial wahrnehmende, denkende und kommunizierende Menschen es tun. Soziale Kommunikation als gesellschaftliche und geschichtliche Vernetzung von Menschen überdeckt offensichtlich eine Kommunikation, die weit über das Gesellschaftliche und Geschichtliche hinaus geht; beziehungsweise ihnen zu Grunde liegt.

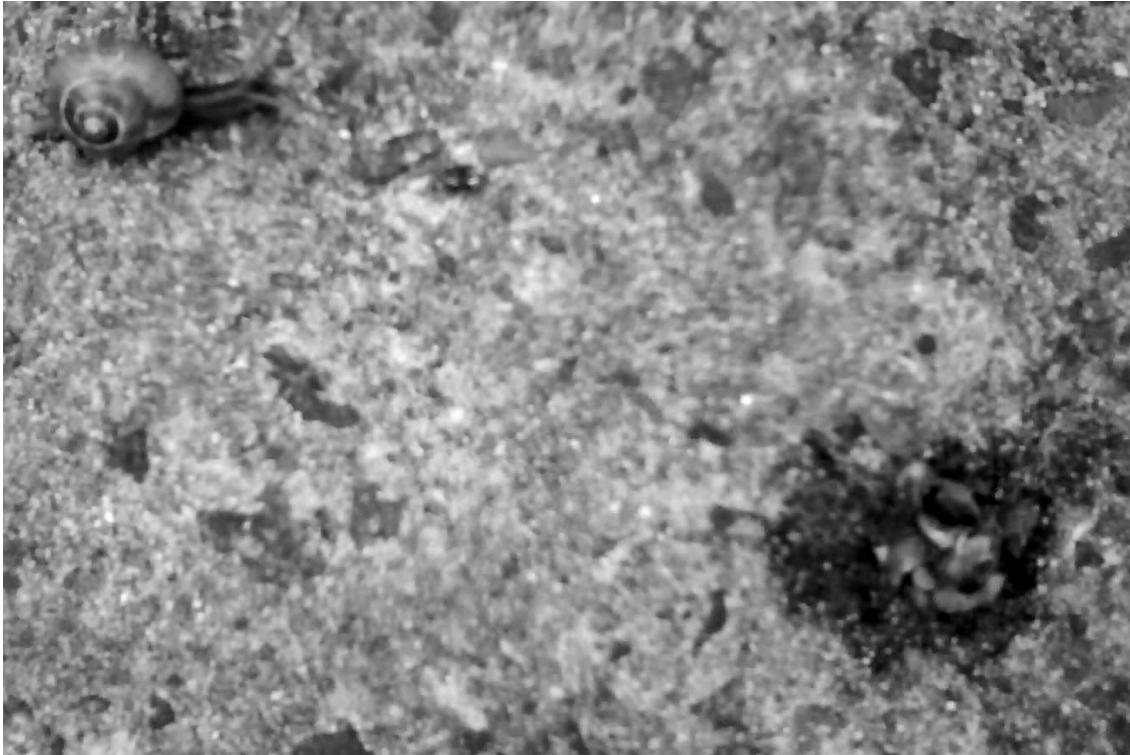
## **Theory of Function**

Doch was ist das für eine Sprache, in der die Dinge sprechen? Für jemanden wie mich, dem die Naturwissenschaften die am besten nachvollziehbaren und zugänglichsten Wege zur Wirklichkeit eröffnen, stellen Diskontinuitäten im ste-

ten Fluss des Wandels eine ganz besondere Herausforderung dar. Was unterscheidet den Tod etwa von allen anderen Änderungen, die Lebewesen ununterbrochen erfahren? Was unterscheidet das „Kaputtgehen“ von allen anderen – chemischen oder physikalischen – Wandlungen, denen die Dinge unterworfen sind? Warum kann ein Stein etwa nicht kaputtgehen, warum ist ein Brötchen nicht kaputt, nachdem ich es gegessen habe? Tod und Kaputtgehen sind zwar in gewisser Weise auch Definitionen unterworfen, bestehen aber auch auf einer Erfahrungsgrundlage, die allen Definitionen zu Grunde liegt – wenn sie sinnvoll sein wollen. Der Tod von Lebewesen hat – in einem recht weiten Sinn gefasst – mit dem Verlust der Möglichkeit einer Zuschreibung von inneren Zuständen zu tun. Auch wenn sich beispielsweise ein toter Baum im Winter äußerlich betrachtet nicht so ohne weiteres von einem lebenden Baum unterscheiden lässt, unterscheidet er sich deutlich dadurch, dass er anders als der lebende keine Blätter mehr bilden wird. Ihm wohnt diese Potenzialität, also der innere Zustand, nicht mehr inne, Blätter auszubilden. Von einem lebenden Baum würde man genau dies erwarten, dass er Blätter ausbilden wird. Dingen lassen sich keine inneren Zustände auf sinnvolle Weise zuschreiben. Dafür lassen sich ihnen Funktionen zuschreiben; der Verlust der Möglichkeit einer solchen Zuschreibung ist dann das, was als ihr Kaputtgehen wahrgenommen wird: Dinge, denen nicht mehr Funktionen zugeschrieben werden können, die sie einmal vorgewiesen haben, sind kaputt.

Menschen verfügen in der Regel über ein sehr starkes und ausdifferenziertes Gefühl für die inneren Zustände anderer Lebewesen, insbesondere anderer Menschen. Diese inneren Zustände sind nicht real in dem Sinne, dass sie direkt wahrnehmbar sind. Ihre Realität offenbart sich vielmehr in kommunikativen Prozessen. Wenn sich beispielsweise die Katze meiner Eltern neben meine Mutter legt, der es gerade schlecht geht, interpretiert meine Mutter dieses Verhalten dahingehend, dass die Katze ihre inneren Zustände (das Schlechtgehen) wahrgenommen hat und meine Mutter trösten möchte. Solche Zuschreibungen funktionieren unabhängig von tieferliegenden Wirklichkeiten alleine durch konsistente Kommunikationsvorgänge. Auch die Funktionen von Dingen oder Lebewesen stellen keine Realität dar, die unabhängig von Kontexten besteht: Zwei mit einer Schnur verbundene Becher fungieren nur dann als Schnurtelefon, wenn sie zumindest potenziell als solches verwendet werden. Beides, innere psychische Zustände wie Funktionen, stellen potenzielle Wirk-

lichkeiten dar, Möglichkeiten und damit Handlungsperspektiven. Autistische Menschen haben Schwierigkeiten, innere Zustände wahrzunehmen, dafür aber oft besondere Begabungen für die Wahrnehmung von Funktionen.



*Eine lebende und eine kaputte Schnecke*

Die Fähigkeit, innere, d.h. psychische, Zustände andere Menschen intuitiv zu erfassen, wird in der Neuropsychologie „Theory of Mind“ genannt. Diese Theory of Mind als eigenständige psychische Funktion zu begreifen, überhaupt sie als solche wahrzunehmen, entstammt einer neurobiologischen Forschung über Autismus. Die Theory of Mind lässt sich daher definieren als eine der grundlegenden Unterschiede zwischen autistischem und nicht-autistischem Denken und Wahrnehmen. Theory of Mind bedeutet vor allen Dingen, eine unmittelbare, intuitive Vorstellung von dem zu haben, was andere denken, etwa welche Absichten und „Hintergedanken“ dem Handeln anderer Menschen zu Grunde liegt. Für das Vorhandensein einer Theory of Mind gibt es Tests, die nicht-autistische Kinder mit der Ausbildung eines Ich-Bewusstseins, ab etwa dreieinhalb bis vier Jahren, bestehen. Auch Menschenaffen und manche Vögel, Papageien und Rabenvögel, bestehen solche Tests. Autistische Menschen entwickeln

nicht in diesem Maße eine intuitive Theory of Mind, sondern erlernen sie als eine eher analytische als intuitive Theory of Mind. Es wird gerne behauptet, dass Autisten eine Theory of Mind quasi simulieren; ich aber denke, dass sie mit einer analytischen Theory of Mind eine andere Variante dieser Fähigkeit entwickeln. Denn auch eine intuitive Theory of Mind hat analytisch erfassbare Grundlagen, da ja die inneren Zustände menschlicher Psychen durchaus als Funktionen der menschlichen Psyche aufgefasst werden können. Beide Sichtweisen bestehen in einer Realität, die sich jeweils in Kommunikationsprozessen herstellt und bestätigt, beide sind gleichermaßen real. Dennoch gibt es Unterschiede, die zugleich sehr grundlegend und auch sehr schwer zu durchschauen sind. Einer dieser grundlegenden Unterschiede besteht darin, dass eine intuitive Theory of Mind in weit höherem Maße geschichtlichen und kulturellen Gegebenheiten unterworfen ist. Eine weitere, sehr subtile, ist in der unterschiedlichen Verstrickung mit der eigenen Person zu sehen, die bei einer analytischen Theory of Mind, einer Theory of Function, eher eine Beobachterrolle einnimmt, als unmittelbar an ihr beteiligt zu sein. Anders als eine Theory of Mind ist eine Theory of Function auf eine logische Fundierung angewiesen; hier funktioniert die implizite Bestätigung in der Kommunikation nicht. Kommunikationssituationen sind für autistische Menschen derartig stark von Irritationen geprägt, dass sie sich grundsätzlich nicht für Bestätigungen eignen. Die intuitive Theory of Mind baut ganz und gar auf implizite, nur in der Kommunikation auflösbare, Logik auf. Diese Offenheit der sozialen Logik dient quasi als Eingangstor für historisch gewachsene und durch den jeweiligen Zeitgeist bedingte Wirklichkeiten, die sich einzig und alleine aus kommunikativen Prozessen begründen. Solche soziale Wirklichkeiten vermitteln sich autistischen Menschen außerordentlich schwer.

Nach Sigmund Freud ist das Unbewusste, die Basis menschlichen Selbstbewusstseins, wie Sprache strukturiert. Seine Funktionen folgen den logischen Strukturen, die sprachlicher Kommunikation zu Grunde liegen. Das lässt sich etwa an Hand von Mythen deutlich aufzeigen. Philosophisch betrachtet gibt es hier drei Ebenen logischer Verknüpfungen, die zusammen betrachtet werden sollten: Die logischen Verknüpfungen, die das, was wir als physikalische Welt wahrnehmen, sinnhaft zusammenhält, diejenigen die einer Sprache zu Grunde liegen, die geeignet ist, diese physikalische Welt symbolhaft darzustellen und schließlich die Logik des Unbewussten, in dem Sinneswahrnehmungen und

symbolische Repräsentationen zusammengeführt und aufeinander abgebildet werden. Vor diesem Hintergrund erscheint es als allzu natürlich, dass das Unbewusste wie Sprache strukturiert ist. Sprache aber dient nicht nur der Darstellung von physikalischen Wirklichkeiten, sondern – vermutlich sogar vornehmlich – der Darstellung und Stabilisierung sozialer Wirklichkeiten. Da sich soziale Wirklichkeiten aus der Kommunikation zwischen den inneren Zuständen der Menschen herausbilden, genügt eine explizite Logik nicht, die logischen Strukturen des menschlichen Unbewussten adäquat darzustellen. Das, was sich mit einer expliziten Logik nicht darstellen lässt, ist auch das, was sich autistischen Menschen nur schwer vermittelt: Kommunikation, die sich nur auf das Kommunizieren bezieht, Kommunikation sozusagen um der Kommunikation willen. Hier kommt eine Logik zum Zug, die sich ebenfalls nur auf sich selbst bezieht und die daher als implizit zu verstehen ist. Implizit heißt, dass das sie nur einem kommunikativen Akt auflösbar ist und damit auch nur in der Zeit. Dadurch, besser gesagt, durch den Augenblick des Schließens wird eine soziale Zeit als eine in der Kommunikation (unbewusst) getroffene Übereinkunft definiert. Das mag wohl auch dazu führen, dass autistische Menschen oft eine ungewöhnliche Wahrnehmung der Zeit haben. Die implizite Logik kommunikativer Handlungen ermöglicht auch die Selbstwahrnehmung als „Selbst“ als (Hohl-)Spiegelung an kommunikativ und damit auch mit sozialer Bedeutung aufgeladenen Handlungen. Eine Selbstwahrnehmung als (flache) Spiegelung an mit funktionaler Potenzialität aufgeladenen Handlungen ermöglicht ebenfalls eine Persönlichkeit, ein „Selbst“; allerdings ein anderes, das anders strukturiert und anderen Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist. Ich finde die oft kritisierte Unterscheidung von hochgradig und niedriggradig funktionalem Autismus sehr passend, weil es auf das verweist, was viele Menschen tun und Autisten tun sollten: funktionieren. Andernfalls wären sie eben kaputt – und wer will das schon gerne sein?

Ich mag in diesem Zusammenhang diese Spiegelmetaphorik sehr gerne, weil das hohle und das plane Spiegeln sehr treffend einen Kern des Unterschiedes zwischen nicht-autistischer und autistischer Kommunikation beschreiben. Ich habe selbst lange gebraucht, um dies für mich herauszufinden, meine kommunikativen Schwierigkeiten mit nicht-autistischen Menschen zu verstehen, und zu verstehen, warum ich diese Schwierigkeiten mit autistischen Menschen meistens nicht habe – und mit Computern auch nicht. Das hohle Spiegeln un-



terscheidet sich vom planen vor allen Dingen dadurch, dass in ihm Urbild und Bild sich im selben Raum befinden, sogar ineinander liegen können,

zwei ineinander verwobene Projektionen. Beim planen Spiegeln ist beides klar voneinander getrennt; Urbild und Bild vermischen sich niemals, können sich in Wirklichkeit noch nicht einmal berühren, da die Spiegelfläche selbst immer eine gewisse Dicke hat. So verhält es sich mit Sprache und Denken bei nicht-autistischen und autistischen Menschen: Während sie von ersteren ineinander projiziert, als untrennbar miteinander verwoben wahrgenommen werden, so sehr, dass manche Philosophen behaupten, es gäbe kein außersprachliches Denken, erscheinen sie autistischen Menschen getrennt.

Temple Grandin hat sich ausführlich mit diesem Umstand beschäftigt und einiges dazu geschrieben. Die Funktionalität autistischer Menschen hängt nach ihrer Ansicht damit zusammen, wie es ihnen gelingt, diese beiden getrennten Aspekte des Denkens aufeinander zu beziehen. Dabei geht eine hohe Funktionalität damit einher, in wie weit es dem sprachlichen Denken gelingt, das Bilderdenken zu strukturieren – um Temple Grandios Terminologie zu verwenden. Dass dieses Bilderdenken durchaus sehr unterschiedliche Ausprägungen haben kann, darauf möchte ich hier gar nicht weiter eingehen. In jedem Fall ist diese Form des Denkens aber sehr fragil. Insbesondere bei sensorischen Überforderungen, einem Zuviel sozusagen an Input, fällt es schwer, die Kontrolle darüber zu behalten und das eigene Denken gerät zu einem atemberaubenden Kaleidoskop von Gedankenbruchstücken, die von nichts mehr zusammengehalten – oder gar in Sinnzusammenhänge gebracht – werden. In einem solchen Zustand ist das eigene Denken in der Tat kaputt, außer Funktion. Ich habe mich früher selbst oft am Abgrund dieses Attraktivitätsverlustes befunden, da ich mich fortwährend selbst überfordert hatte, aus einem falschen Selbstverständnis hinaus, aber auch weil ich nicht wusste, wie ich besser mit mir und meinem Denken umgehen konnte. Den Umgang mit dem Bilderdenken müssen autistische Menschen lernen, so wie nicht-autistische Menschen lernen müssen (und von klein auf auch lernen), mit ihrem sprachlichen Denken angemessen umzugehen. Ich habe es erst als Erwachsener richtig gelernt; ich hatte mich Ende 1989, 26 Jahre alt, in diesen Lernprozess begeben, letztlich, weil ich meine Lebensumstände zu dieser Zeit so weit stabilisiert hatte, dass ich mich meiner Reparatur widmen konnte. Ich hatte dies von Anfang an mit Texten und Bildern begleitet und auf diese Weise dokumentiert; in den drei Büchern

„er/es“. Als ich 1999 den Text „Das Eis“ geschrieben hatte, war diese Reparatur weitgehend abgeschlossen; sie beinhaltete auch mein autistisches Coming-out.

Dadurch wurde ich weitgehend letztendlich frei von Overalls und Depressionen, sodass ich in den uneingeschränkten Genuss meines Denkens kommen kann, dass allerdings sich selbst auch verändert, insbesondere auch versprachlicht hat. Ich finde es spannend, im Nachhinein an Hand der Texte und Bilder aus „er/es“, diese Veränderung meines Denkens beobachten zu können. Es ist im Grunde genommen eine stringente Entwicklung in meinem Leben, ausgehend von der menschenleeren Isolation, in der ich mein erstes Lebensjahrzehnt verbracht habe bis in die heutige Zeit, in der ich das sprachliche Denken meiner nicht-autistischen Mitmenschen als Fremdsprache nahezu akzentfrei beherrsche. Nichts desto trotz bin ich aber nach wie vor in meinem Bilderdenken zu Hause. In einem Denken, in dem sich das Innen und Außen nicht voneinander trennen lassen und das die Wahrnehmungsinhalte wie ein assoziativer Strom durchfließen. Kohärent und einer Wirklichkeitssphäre, etwa innen oder außen, zugeordnet werden sie aber durch den sprachlich strukturierten Teil meines Denkens, das inzwischen das Regiment in meinem Kopf übernommen hat. Im Grunde genommen be-



*2 Generationen Steckdosen*

deutet dies, dass mein „eigentliches“ Denken jetzt einer Fremdherrschaft unterworfen ist. Aber dadurch ist nicht nur mein Funktionieren garantiert, sondern vor allen Dingen meinem Bilderdenken eine Freiheit gegeben, die es vorher nie hatte.

Dieses getrennte Denken erlaubt keine inneren Zustände, da das „Innen“ hier eben keine sprachliche Struktur aufweist. Dafür kennt es innere Funktionen und es ist darüber hinaus sehr gut darin, solche inneren Funktionen zu erkennen. Unter dem Vorbehalt der unterschiedlichen Weise des Spiegeln, sind beide Konzepte, Theory of Mind und Theory of Function, einander sehr ähnlich. Es gibt viele Parallelen. Eine recht frappierende ist der intuitive Zugang zu Technik, den manche Autisten haben. Genauso wie nicht alle nicht-autistische Menschen über eine „gute“ intuitive Theory of Mind verfügen, verfügen natürlich auch nicht alle autistischen Menschen über eine gute Theory of Function. Das ist noch viel weniger der Fall, da anders als eine Theory of Mind, die in der Eltern-Kind-Beziehung von Geburt an trainiert wird, eine Theory of Function meistens sehr spät eingeübt wird, wenn überhaupt. Bei vielen autistischen Menschen kommt dazu noch die Schwierigkeit, dass eine entwickelte Theory of Function eine stabile Konfiguration des eigenen Denkens voraussetzt. Ich selbst habe diesen intuitiven Zugang zu technischen Geräten erst bewusst wahrgenommen, als ich angefangen hatte, mich mit Computern zu beschäftigen. Das war, nachdem ich mein Bilderdenken neu geordnet hatte. Wann immer ich vor einem solchen Gerät sitze, fühle ich mit ihm mit und weiß nach nur kurzer Zeit, wie es diesem Rechner geht. Das hilft mir außerordentlich dabei, Computerprobleme zu finden und zu behandeln – vorausgesetzt natürlich, der Rechner wird mit einem System betrieben, das mir vertraut ist.

## **Das autistische Unbewusste**

Nachdem ich nach meiner Grundschulzeit Kontakt zu anderen Menschen aufgenommen hatte, war ich sofort von der Idee besessen, mit Hilfe der Mathematik das Verhalten dieser Wesen zu verstehen, die neu in mein Leben getreten waren. Ich fing an, mich mit Psychologie und Psychoanalyse zu beschäftigen, und war davon überzeugt, dass sich diese Lehren vom Menschen direkt in Mathematik übersetzen lassen mussten. Etwas anderes hätte für mich keinen Sinn ergeben. Durch mein Mathematikstudium hat sich mein mathematisches Wissen um gerade dafür sehr nützliche Aspekte, insbesondere aus der Algebra

und der Topologie, vermehrt. Es sind Aspekte wie beispielsweise geschlossene einseitige Oberflächen, nicht-fundierte Mengenalgebren oder diskrete Topologien. Ich entdeckte zu dieser Zeit die strukturelle Psychoanalyse und Anthropologie, die – um es etwas lyrisch zu umschreiben – Geistern ähnlich meinem entstammen müssen. Dabei bemerkte ich, dass in der Tat die Mathematik wie keine andere Wissenschaft meine Psyche, in der Freudschen Terminologie wäre dies mein Unbewusstes, abzubilden vermag. Das liegt daran, dass mein Unbewusstes, das wie jedes andere auch wie Sprache und damit mathematisch strukturiert ist, anders als das nicht-autistischer Menschen explizit ist. Das hat es ebenfalls mit der Mathematik gemeinsam; es ist auch wie diese auf einen äußeren Begründungszusammenhang angewiesen, den es bei autistischen Menschen im Bilderdenken finden kann – wenn überhaupt irgendwo. Das Unbewusste nicht-autistischer Menschen ist dagegen implizit und kommt ohne äußeren Begründungszusammenhang aus; den findet es in sich, besser gesagt im Anderen in sich. Es ist daher – wiederum im Unterschied zu seinem autistischen Pendant – ein soziales Unbewusstes, eines, das ohne die Anderen weder entstehen noch bestehen könnte.

Daher zeigen sich beide Varianten des „Unbewussten“ in zwei sehr unterschiedlichen Weisen der Objektbindungen, mit der sie sich in ihrer Umwelt verankern. Einer Objektbindung, die eine soziale Umgebung adressiert und sich an innere Zustände heftet, und eine, die sich an inneren Funktionen heftet und daher eher Gegenstände adressiert. Das führt zu einem Umgang autistischer Menschen mit ihrer Objektumwelt, den Hans Asperger „fetischistische Bindung“ genannt hat; Objekte werden mit ihren (vermeintlichen) inneren Funktionen identifiziert, so wie nicht-autistische Menschen ihresgleichen mit ihren jeweiligen (ebenfalls vermeintlichen) inneren Zuständen identifiziert. Niemand wird je sagen können, ob eine solche Identifikation überhaupt eine reale Grundlage hat; entscheidend ist, dass beide Varianten auch ohne reale Grundlagen funktionieren.

Vor dem Hintergrund einer expliziten, auf sinnlicher Wahrnehmung basierenden Selbstwahrnehmung – im Unterschied zu einem impliziten und sozialen „Selbst“ – sind die unterschiedlichen Kommunikationsweisen von autistischen und nicht-autistischen Menschen allzu verständlich. Auch die Erfahrung, dass nicht nur nicht-autistische Kommunikation zwischen nicht-autistischen Menschen funktioniert, sondern auch autistische Kommunikation zwischen autisti-

schen Menschen, die wohl den allermeisten Autisten geläufig ist, die genügend Gelegenheit hatten, andere autistische Menschen kennen zu lernen, verwundert nicht. Lediglich zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen kommt es zu den bekannten Inkompatibilitäten, die ein Miteinander für beide Seiten so mühsam machen. Das in der Psychoanalyse als Objektbindung verstandene Hohlspiegeln ist durch das unauflösbare ineinander Durchdrungen sein von Bild und Urbild zugleich auch ein „Versteckspiegeln“, eines, das dem sozialen Hintergrund gestattet zu entscheiden, was im Spiegel zu sehen sein soll. Anders das plane Spiegeln einer autistischen, funktionalen, Objektbindung. Das lässt keinen Spielraum für Interpretationen und zeigt, was es sieht, was sich sinnlich, im Bilderdenken, zeigt. Es ist wie das Tier, das durch seine Augen spricht und auf diese Weise ausspricht, was es sieht. Es entspricht nicht meiner Erfahrung, dass autistische Menschen in dem Sinne nicht lügen, dass sie nie etwas unwahres sagen. Aber sie lügen in dem Sinne nicht, dass sie es nicht können, weil das Konzept der Lüge nicht zur Art und Weise ihrer „Selbstkonstruktion“, ihres Unbewussten, passt. Für sie gilt wie für Heraklit, dass „der Logos“ ihres Sprechens dem Logos der Welt entspricht – und zwar genau. Autistische Menschen spüren es, wenn sie mit Ihresgleichen kommunizieren; es stellt sich dann einfach ein, gewollt oder nicht. Eine solche „inter-autistische“ Kommunikation ist offen, direkt und in Sinne Jacques Lacans voll. Inter-autistische Gruppenzusammenhänge sind Balintgruppen, ob die Teilnehmenden es wollen oder nicht. Als einzige Voraussetzung, so meine Erfahrung, muss dafür gegeben sein, dass sich die Teilnehmenden sicher fühlen, so zu kommunizieren, wie es ihnen eigen ist; sie müssen in der Kommunikation insbesondere spüren, dass die anderen Teilnehmenden ebenfalls autistisch sind. Das ist sehr parallel zu nicht-autistischem Kommunizieren: Sobald hier durch inkompatible Kommunikationsweisen Irritationen auftauchen, funktioniert auch diese nicht mehr. Nicht-autistische Menschen würden bereits nach kurzer Zeit psychischen Schaden erleiden, wenn sie keine Gelegenheit mehr fänden, mit anderen (nicht-autistischen) Menschen auf ihre „eingeborene“ Weise zu kommunizieren. Autistische Menschen haben nur ausnahmsweise Gelegenheit, mit anderen autistischen Menschen auf ihre Weise zu kommunizieren. Auch wenn autistische Kommunikation ebenfalls mit anderen Wesen, Tieren oder Dingen, funktioniert, wird es nicht ohne Folgen sein, dass autistische Menschen in der Regel nicht nur in ihrer Wahrnehmung, sondern ganz real vollkommen isoliert „sozialisieren“; wenn dies überhaupt „sozialisieren“ genannt werden kann.

Ich hatte in meinem Leben einige denkwürdige Begegnungen mit Literatur, die zugleich auch Begegnungen mit ihren jeweiligen Autoren waren, die mir viel realer und viel konkreter vorgekommen waren als so manche persönliche Begegnungen mit meinen Zeitgenossen. Auch das ist ein Effekt, mit dem ein getrenntes Denken einhergeht, dass es für einen persönlichen Kontakt im Sinne einer psychoanalytischen Objektbindung kein räumliches oder zeitliches Zusammensein braucht und dass es ohne weiteres auch über schriftliche Texte verlustfrei vermittelt werden kann. Eine dieser Begegnungen hatte ich mit buddhistischen Texten als ich etwa Mitte zwanzig war, also vor meinem autistischen Coming-out; das funktionierte sogar ohne dezidierte Autoren und über kulturelle und sprachliche Grenzen hinweg. Hier haben mich insbesondere Texte aus dem Umfeld des Zen-Buddhismus angesprochen; schon alleine wegen ihrem besonderen Umgang mit Sprache. Sprache als Mittel zu benutzen, das eigene „Selbst“ als Schein zu entlarven, das war mir so unmittelbar zugänglich wie sonst kaum etwas. Ich hatte in und durch diese Texte zum ersten Mal etwas gefunden, worin ich mich tatsächlich und direkt wiederfinden konnte; in dem ich mich sogar widerspiegeln konnte. Ich habe meine eigene Individualität immer als etwas scheinhaftes wahrgenommen, als etwas, was keinen realen Gehalt haben kann, weil es eben auch keine logische Fundierung aufweist. Das „Selbst“ meiner sinnlichen Wahrnehmung, meines Bilderdenkens, ist eines, was sich nicht als individuell im Sinne von abgegrenzt verstehen lässt. Es ist ein „Selbst“, das ich topologisch als einseitige geschlossene Oberfläche modellieren würde, als etwas, für das der Zen-Spruch, „Ich bin nichts im Universum; das Universum ist in mir“, voll und ganz zutreffend erscheint. Die eigene Individualität, wie auch die Grenze zwischen Mensch und Tier, Belebtem und Unbelebtem, Innen und Außen, stellt sich als etwas dar, was quasi definiert wurde, wofür es eine Übereinkunft, aber keine natürliche Begründung gibt. Mir sind solche Übereinkünfte immer als etwas vorgekommen, was meiner Wahrnehmung der Welt nicht entspricht und was daher fragwürdig erscheint. Mir war aber dennoch klar, dass die Menschen, mit denen ich zu tun hatte, die Welt in dieser Hinsicht anders wahrnahmen, eben so, dass ihnen diese Unterscheidungen natürlich vorkommen. In den buddhistischen Texten hatte ich zum ersten Mal mit menschlichen Perspektiven Kontakt, die der meinen weit näher erschienen sind, als die meiner Mitmenschen. Und das über eine große zeitliche, räumliche, kulturelle und sprachliche Grenze hinweg; das bestärkte mich in meinem Gefühl, als „Alien“ in einem fremden kulturellen Umfeld zu leben.

Der geradezu besessene Glaube an die Einheit der Welt, an die Kohärenz der Wirklichkeit, ist etwas, was die europäische Kultur wie kaum etwas anderes charakterisiert. Der Verlust dieser Kohärenz wird als Wirklichkeitsverlust schlechthin empfunden, obwohl es lediglich um den Gesamtzusammenhang geht, um die Bühne sozusagen, auf der man es auftreten lässt. Die Wahrnehmungen an sich sind aber nicht kohärent; es ist erst das Gehirn, das sie zu einem Gesamtzusammenhang verwebt – und dafür auch filtert und modifiziert. In dem Gehirn ist es das sprachliche Denken. Wo sprachliches und sinnliches Denken zusammenfallen, erscheint der Gesamtzusammenhang als sinnliche Wirklichkeit schlechthin, während das autistische Denken durchaus differenziert zwischen dem chaotischen Strom unzusammenhängender Wahrnehmungsinhalte und einer analytischen Maschine, die das Ganze strukturiert. Ich habe hin und wieder den Gedanken, dass autistische Menschen auch deshalb aus dem Rahmen fallen, um es sprichwörtlich auszudrücken, weil sich historisch eine Wirklichkeitsauffassung durchgesetzt hat, die autistischem Denken und Wahrnehmen in wesentlichen Aspekten nicht entspricht. Da sich eine solche kohärente Wirklichkeit eines Denkens, das die sinnliche Wahrnehmung nur durch den Filter sprachlich basierten Denkens kennt, nur in der Kommunikation herstellt, ist es nicht weiter verwunderlich, dass mit der Dominanz eines solchen Denkens auch eine gewisse Fetischisierung von Kommunikation einher geht. Solange ein soziales Umfeld quasi die natürliche Umwelt solcher Wirklichkeiten bildet, erweisen sie sich als stabil und funktional. Aber sie sind auf ihre sozialen Umgebungen angewiesen.

Das getrennte autistische Denken ist da weitaus unabhängiger aber auch deutlich instabiler. Für manche Autisten so instabil, dass es sie daran hindert, auch nur ansatzweise zu funktionieren. Meistens aber finden sich Wege der Stabilisierung auch autistischer Wirklichkeiten. Dennoch werden autistische Menschen nie das Maß an Kohärenz in ihrer Wahrnehmung erreichen, das für nicht-autistische Menschen selbstverständlich ist. Das kann auch ein Vorteil sein, ist aber in jedem Fall eine Herausforderung. Autistische Menschen sind daher auf Möglichkeiten, sich selbst zu stabilisieren, angewiesen, die nicht-autistische Menschen in aller Regel nicht benötigen. Das sind Selbststimulationen und sogenannte „stereotype Handlungen“ genauso wie eine Abneigung gegenüber Veränderungen (weil sie vorhandene Stabilitäten bedrohen) und dem Ausbilden von „speziellen“ Interessen, in denen sich Routinen festigen können,

über die das Bilderdenken geordnet und damit auch quasi gezähmt wird. All dies sind Aspekte der Wirklichkeitskontakte, in denen sich autistische Menschen selbst verwirklichen können. Egal, ob es stimulierende oder stereotype Handlungen sind, das Festhalten an Routinen oder das Ausbilden von speziellen Interessen, die deswegen so „speziell“ sind, weil sie eben auch dem Erreichen einer psychischen Stabilität durch Strukturieren eines sinnlichen und assoziativen Denkens dienen. Dadurch unterscheiden sie sich deutlich von dem, was gemeinhin unter Interessen oder Hobbys verstanden wird.

## **Ohne Menschen leben**

Mir ist etwas sehr vertraut, was sich nicht-autistischen Menschen überhaupt nicht vermitteln lässt, etwas, was ich als unvorstellbar tiefes und alle Bereiche des eigenen Lebens umfassendes Gefühl der Isolation. Als die komplett menschenleere Welt, in der ich als Kind gelebt hatte, als die Glasglocke, die ich als Jugendlicher um mich herum so deutlich wahrgenommen hatte, dass ich mich manchmal wunderte, wie der Schall meines Sprechens da überhaupt noch hindurch drang. Oder später als die „autistischen Depressionen“, in denen ich mich unendlich weit von allem und allen wahrgenommen hatte, wie in einem schwarzen Loch, aus dem keine Information mehr nach außen dringen konnte. Das ist sicherlich ein Effekt autistischen Denkens und Wahrnehmens, diese Isolation, die eben auch der Tatsache geschuldet ist, dass das eigene, autistische, Denken nicht zum Andocken an andere Wesen geeignet ist. Verstärkt wird diese Isolation obendrein, dass einen auch „die anderen“ wie einen Fremden behandeln; wie einen „Alien“. Auch diese subtile aber sehr mächtige Form der Diskriminierung ist vielen autistischen Menschen vertraut. Aber das Leben in einer autistischen Welt hat auch Vorteile, die ich erst recht spät, in meinem fortgeschrittenen Erwachsenenalter, mit etwa Mitte dreißig, schätzen gelernt habe; nicht nur weil es mit mehr oder weniger brauchbaren, meistens aber sonderbaren, Fähigkeiten einhergeht. Ich habe schätzen gelernt, dass es sehr nahe an der „wirklichen“ Welt ist, an der, wie sie sich ungefiltert den Sinnen zeigt. Dass das Denken in diesen assoziativen Strömen unbestechlich ist, nichts verbergen kann und genau das zeigt, was ich wahrnehme – unabhängig von meinen Vorstellungen und Erwartungen; unabhängig auch von irgendwelchen Konventionen oder einem „Zeitgeist“. Das kann bisweilen anstrengend sein und man muss lernen, damit umzugehen, aber es vermittelt mir auch einen ganz besonderen Platz in dieser Welt – und erlaubt es mir zugleich rational



und spirituell zu sein, denn es ist genau das, was meinem Denken entspricht. Nicht zuletzt deswegen kann ich meinen Autismus annehmen und weil ich ihn annehme, treten diese positiven Aspekte meines Denkens in den Vordergrund.

Ich verbinde mit meiner autistischen Welt eine eisige, klare Winterlandschaft: Es ist die abgeschlossene Welt meiner Kindheit; hier fühle ich mich zu Hause. Jedes Mal wenn ich mich in einer gefrorenen, klaren und ruhigen Winterlandschaft aufhalte, kommt dieses Gefühl, zu Hause zu sein und mich geborgen zu fühlen. Verstärkt noch dadurch, dabei warm eingepackt zu sein in Kleidung, die mir Vertrautheit vermittelt, mit Mütze und Kapuze auf dem Kopf, sodass sich in inzwischen angenehmer Weise meine Sehnsüchte aus meiner Jugendzeit in meinen Gedanken aktualisieren. Dann bin ich ganz bei mir, bei meinem autistischen „Selbst“.



## Ein Weg in eine autistische Philosophie

Ein weiterer Autor, mit dem ich über beträchtliche zeitliche und kulturelle Grenzen hinweg in einen unvermutet engen Kontakt getreten bin, ist Plato. Es ist genau genommen die Figur des Sokrates, sein „alter ego“, mit dem ich in Kontakt getreten bin. Ich würde ernsthaft den Gedanken aufwerfen, dass sich in Sokrates' Philosophie durch und durch autistisches Denken darstellt; es ginge jetzt allerdings zu weit, diesen Gedanken weiter auszuführen. Sokrates und damit auch die Platonische Philosophie steht an der Schwelle zu diesem „Selbst“, das heutzutage nicht nur das europäische Denken und „In der Welt Sein“ prägt. Dieses ist allerdings im Vergleich zur griechischen Antike inzwischen zu einer ausgesprochen engen Auslegung einer Individualität verkürzt, die mit einem kohärenten Wirklichkeitsverständnis einher geht; als wirklich wird dabei genau das wahrgenommen, was sich in einem Gesamtzusammenhang darstellen lässt. Mir kommt es ja vor, dass das Sokratische Denken – genauso wie autistisches Denken – Sprache und wahrnehmungsbasiertes Denken klar unterscheidet und auf dieser Grundlage die dialektische Methode entwickelt, die aus den beiden Komponenten logische Analyse und assoziativer Kreativität besteht. Sokrates wusste beispielsweise, dass sein Tod nicht anderes als den Verlust von Funktionen bedeutet, Funktionen, die ohnehin nur in den Vorstellungen seiner Mitmenschen bestehen – und daher auch ohne ihn als lebende Person Bestand haben. So wie die Dinge, nachdem sie kaputt gegangen sind, andere Funktionen erfüllen, weil sie eben andere Potenzialitäten erhalten, konnte Sokrates gar nicht sterben, sondern „nur“ kaputtgehen und dabei seine Funktionen wechseln; verloren gehen immer nur bestimmte Möglichkeiten, nicht das Mögliche selbst. Sokrates wusste dies, weil er in seiner Welt mit einer Theory of Function verankert war, nicht mit einer Theory of Mind, und ohne den Verweis auf „innere Zustände“ lassen sich Leben und Tod nicht voneinander unterscheiden.

Inzwischen leben wir in einer Zeit, in der das Konzept des Platonischen Selbstbewusstseins, das sich von den antiken Mythen und Göttern emanzipierte, in einer Weise zugespitzt hat, dass es droht, seine Konsistenz zu verlieren. Die sprachlich fassbare, objektive, Wirklichkeit als Bezugsrahmen ist zu klein geworden, als dass sich Menschen noch darin verankern könnten. Daher treten die kommunikativen Akte selbst in den Vordergrund menschlicher Wahrneh-

mung, als Objektbindungen, Subjekte und psychische Strukturen. Ohne kommunikative Verkettung innerer Zustände wird hierbei Wirklichkeit gar nicht mehr vorstellbar. Soziale und über Theory of Mind vermittelte Wirklichkeit wird zum Wirklichen schlechthin, während die objektive Wirklichkeit der Wissenschaften komplett von sinnlicher Wahrnehmung abkoppelt. In dieser Zeit, vielleicht den letzten 150 Jahren, treten konsequenter Weise psychische Krankheiten in Erscheinung und kommunikative Prozesse, die so mächtig sind, dass sie zunehmend gesellschaftliche Entwicklungen bestimmen. In dieser Zeit fallen die Bilderdenker aus den sozialen Zusammenhängen, in denen sie zunehmend ihre Verankerungen verlieren. Dabei wären sie ein notwendiges Korrektiv zu einer Entwicklung, die sehr riskante Wege geht. Mit ihrem Mitgefühl zu den Dingen und zur Welt in der wir leben, und mit ihren „fetischisierenden“ Bindungen zu den Objekten und ihrem Hang zum Gleichbleibenden können autistische Menschen vielleicht einen Menschentypen darstellen, der ein unmittelbares und grundlegendes Interesse daran hat, die eigene Umwelt zu erhalten.

Als Beispiel dafür, wie ein getrenntes Denken eine Grundlage für einen anderen Wissenschaftsansatz bilden kann, versuche ich hier ein paar grundlegende Gedanken zu den aktuellen Entwicklungen der Kosmologie zu formulieren. Ich interessiere mich seit meiner Kindheit für die Astronomie und habe mich auch bereits intensiv mit der Frage beschäftigt, was ich mir unter einem Universum vorstellen kann. Die Antwort ist recht einfach: Ein Universum ist etwas, was nur von einer Seite aus, sozusagen von innen, beobachtet werden kann. Es hat daher nur eine Seite; eine Unterscheidung von Innen und Außen macht hier keinen Sinn. Ebenso werden sich im Kleinsten Strukturen finden, die grundsätzlich nur von außen beobachtet werden können; auch sie haben nur eine Seite und damit eine einseitige Oberfläche. Die Welt, in der wir leben, hat keinen Rand, weder im Großen, noch im Kleinen. Interessanter Weise stellt sich das, was Menschen als ihr „Selbst“ wahrnehmen, ihr Unbewusstes, ebenfalls als randlos dar. Auch dies lässt sich immer nur von einer Seite aus beobachten, niemals von zweien. Es ist offenbar eine Grundeigenschaft des Wirklichen, dass es sich auf einseitigen Oberflächen darstellt, da, wo das Innen zum Außen wird – oder umgekehrt. Wann immer eine Beobachtung stattfindet, ist sie immer auch ein Blick, allgemeiner formuliert eine Wahrnehmung, durch eine einseitige Oberfläche; von innen nach außen und zugleich von außen nach innen. Es ist eine autistische Perspektive, in dem das Außen und das Innen einander entsprechen,

in dem die Unterscheidung von beidem keinen Sinn ergibt. Und das ist auch kein Wunder, da ja das autistische Denken viel direkter an die sinnliche Wahrnehmung gebunden ist als das nicht-autistische. Dies steht in einem deutlichen Widerspruch zu einer Wissenschaftsauffassung, die Wirklichkeit als etwas betrachtet, das unabhängig von Beobachtung und Beobachtenden verstanden werden kann. Wann immer Menschen nach außen blicken, sei es in ihre soziale Umwelt, in das Universum oder in den Bildschirm ihres Computers, sehen sie zugleich auch nach innen, in sich hinein. Autistischen Menschen ist dies geläufig, in allem und jedem auch sich selbst zu sehen – und umgekehrt auch alles und jeden in sich selbst wiederfinden zu können. Es ist eine Grundgegebenheit der Wirklichkeit, dass sich Beobachtungen auf einseitigen Flächen manifestieren, die quasi den Horizont des Beobachteten darstellen. Daher ist für jede Form wissenschaftlicher Erkenntnis unabdingbar, dass die eigene Beobachterperspektive als Teil der Beobachtung verstanden und methodisch erfasst wird. Im Grunde genommen ist es das, was moderne Theorien der Mathematik und theoretischen Physik, insbesondere auch die Quantentheorie und ihre Nachfolger, fordern.

Wer oder was immer beobachtet, tut dies vor dem Hintergrund eigener, individueller Erfahrungen. Beobachtung, so ließe es sich allgemein ausdrücken, bestehen grundsätzlich nur an Schnittstellen zwischen (vergangenen und aktualisierten) Erfahrungen und (gegenwärtigen) Wahrnehmungen. Das sind zwei verschiedene, einander komplementäre, Modi der Zeit, die zugleich als getrennt und eins zu verstehen sind. Diese Schnittstelle der zeitlichen Modi und Beobachtungen im physikalischen Sinn sind ein und dasselbe, eine einseitige Topologie zwischen zwei einander komplementären Wirklichkeitssphären. Im menschlichen Denken sind diese beiden Sphären durch die Bereiche des sprachlichen und des sinnlichen (Bilder-) Denkens repräsentiert. Beide Aspekte des Denkens korrelieren unmittelbar mit zwei verschiedenen Modi der Zeit und entsprechend zwei Aspekten der Wirklichkeit. Autistisches Denken, das beide Sphären als getrennt wahrnimmt, und nicht-autistisches Denken, das beide Bereiche identifiziert, stellen wiederum zwei Möglichkeiten dar, diese beiden Sphären miteinander in Beziehung zu setzen; zwei Möglichkeiten mit ihren jeweiligen Stärken und Schwächen. Die Identifikation beider Bereiche verstellt den Blick sozusagen auf die Beobachtung selbst, während die Trennung dieser Bereiche die Kohärenz des Beobachteten beeinträchtigt. Beides zusammen,

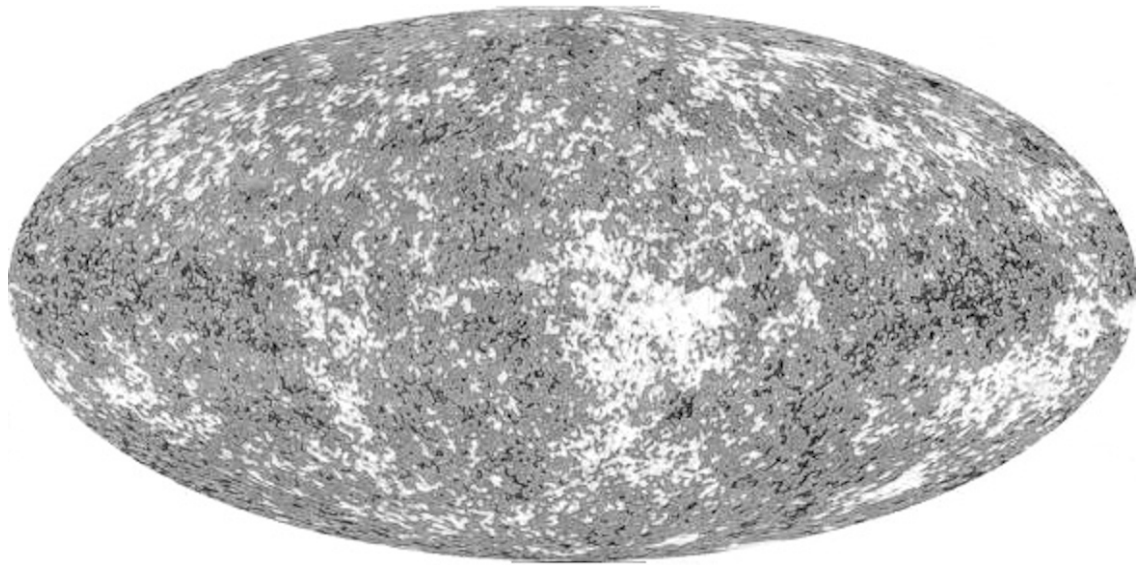
Identifikation und Trennung von sprachlichem und sinnlichem Denken, von Erfahrung und Wahrnehmung, zeigt die Komplementarität dieser beiden Denk- und Wahrnehmungsformen. Sie gehören beide zusammen und es wäre ein Fehler, eine von beiden als gültig zu setzen.

Ich habe den Eindruck, dass die Menschen an der Schwelle zu einem neuen Wissenschafts- und Erkenntniskonzept stehen, das genau diese Komplementaritäten berücksichtigt und damit in der Lage ist, die Beobachtung selbst analytisch in den Erkenntnisprozess einzubeziehen. Dafür sind zwei Dinge notwendig, die beide noch keinen Eingang in die Wissenschaften gefunden haben: Der Bezug auf die eigenen Erfahrungen, nicht nur in ihren individuellen Aspekten, sondern auch in ihren historischen Dimensionen, und der Bezug auf das Rohmaterial der Beobachtungen, den unstrukturierten Strom der Wahrnehmungsinhalte, wie er sich im „wildem“ assoziativen Denken zeigt, bevor er im Gehirn weiter verarbeitet wird. Diese Dialektik findet sich in einer extrem verkürzten Form in der Dialektik von Theorie und objektivierbarer Beobachtung (Messung, Experiment) in den Wissenschaften, was sie auch von anderen Erkenntnisformen auszeichnet. Die Wissenschaften verkürzen diese Dialektik, indem sie beide Bereiche in einen, nämlich den des sprachlich strukturierten Denkens, hinein projizieren; das assoziative Denken ist als systematisierte Beobachtung gezähmt und die eigene Erfahrung besteht in der Theorie nur noch aus dem Fluchtpunkt der eigenen Perspektive. Die Quantentheorie offenbart das ganze durch diese projektive Verkürzung entstehende Dilemma.

In dieser Beziehung ist die Quantentheorie wiederum ganz und gar als ein historisches Phänomen zu verstehen, als ein Ausdruck eines vollständig in die sprachliche Sphäre projizierten Denkens. Sie zeigt, was unter einer solchen Projektion mit Wirklichkeit geschieht: Sie entkoppelt sich vollständig von allem, was sinnlich wahrgenommen werden könnte. Auch die kleinsten Teilchen haben einseitige Oberflächen, da sie nur von einer Seite aus beobachtet werden können; der Blick auf diese Oberfläche ist daher zugleich auch von ihrem Inneren heraus. Was sieht dieser Blick, der diese kleinsten Teilchen beobachtet? Er sieht sich selbst; nicht umsonst zeigen sich in diesen Teilchen algebraische Strukturen, die insbesondere den logischen Dreischritt aufweisen, der für implizite Logiken so charakteristisch ist. Die Mathematik zeigt, dass nicht-fundierte Mengentheorien zugleich auch diskrete, das heißt nicht-kontinuierliche, Strukturen beschreiben. Es ist genau das, was in der Beobachtung des Kleinsten,

wie auch des Größten, etwa der 3K-Hintergrundstrahlung, zum Vorschein kommt, nämlich jedes Mal dann, wenn sich die Beobachtung ihrem Horizont nähert. Es ist die nicht vorhandene Fundierung der eigenen Perspektive, des eigenen „Selbst“ und die nicht vorhandene Kontinuität menschlichen Bewusstseins, was sich in der diskreten Struktur der Hintergrundstrahlung – oder auch eines Atomkerns – zu erkennen gibt. Wie bereits erwähnt sollte es einen Menschen, der im autistischen Denken zu Hause ist nicht wundern, in all diesen Beobachtungen sich selbst wieder zu finden. Vermutlich besteht darin auch die Anziehungskraft der Wissenschaften vom Kleinsten oder vom Größten für so manche Autisten. Die Bilder, die diese Wissenschaften liefern, sind einem aus dem ungefilterten Strom der eigenen Wahrnehmung bestens vertraut. An der Schnittstelle der beiden Denkformen, die zwei Modi des Wirklichen verkörpern, findet das statt, was Menschen als ihre Persönlichkeit wahrnehmen. Es ist aber auch genau diese Schnittstelle, die als einseitige Oberfläche die Bühne darstellt, auf der sich die Dinge manifestieren; seien es Elementarteilchen oder Galaxien oder meine Kapuzenpullover. In der Welt autistischer Wahrnehmung und Denkens ist alles das lebendig, Teil von mir selbst, so wie ich Teil von dem allem bin. In der Trauer, die ich verspüre, wenn meine Theory of Function auf das Zerbrechen einer Kaffeetasse reagiert – und ich mich mit dem Gedanken trösten muss, dass diese Tasse zu Scherben geworden lediglich ihre Funktionalität verändert hat – zeigt sich eben nicht nur ein anderes „In-der-Welt-Sein“, sondern auch der Zugang zu einer anderen Philosophie.

Es war ein langer Weg, der mich von den Versuchen, Menschen wie Dinge mit Hilfe algebraischer Strukturen zu verstehen, zur Erkenntnis brachte, dass mein Verständnis der Welt, meine Philosophie, ganz und gar dadurch geprägt ist, dass ich autistisch bin. Begonnen hat dieser Weg in meiner Vorschulzeit und endete vorläufig etwa drei Jahrzehnte später. Aber dieses Ende war in Wirklichkeit nur eine kurze Pause, bevor es weiter ging, indem ich lernte zu verstehen, dass die Algebra mich als kleines Kind deshalb so anzog, weil sie ganz und gar meinem Denken entsprach, einem Denken in Symmetrien, Spektren und Strukturen. Es wird mich weiter führen, vielleicht dahin, dass mein Denken Möglichkeiten findet, über mein eigenes Leben hinweg zu bestehen und sozusagen weiter zu leben, auch nachdem sein Träger kaputt gegangen ist. Dafür bedarf es allerdings der Sprache und der Übersetzung in diesen Bereich autistischen Denkens, der für autistische Wahrnehmung gänzlich Außenwelt ist.



*Eine Karte der 3 Kelvin Hintergrundstrahlung; Helligkeitsunterschiede entsprechen Unterschieden der Strahlungstemperatur. Sie stellt zur Zeit eine Grenze menschlicher Wahrnehmung und damit den Horizont dessen dar, was beobachtet werden kann. Als Horizont beschreibt sie die Perspektive, aus der wir unsere Welt wahrnehmen – wen immer dieses „wir“ einschließen mag. Da diese Welt nichts anderes ist, als das, was jedes Wesen als seine Biographie wahrnimmt, zeigt diese Karte die gemeinsame Perspektive aller Biographien – in einer bestimmten Unschärfe. Innerhalb diesen Horizonts beobachtet sich das beobachtende Wesen am Ende selbst; die hier erkennbaren Strukturen sind die Strukturen der jeweils eigenen Erkenntnis – und deren Grenzen.*

*Auch autistische Biographien und Perspektiven sind Perspektiven in dieser Welt. Auch wenn sie sehr unterschiedlich sind, bin ich davon überzeugt, dass es Aspekte gibt, die diese autistischen Perspektiven gemeinsam haben. Einer ist, auch davon bin ich überzeugt, dass Menschen bei ihren Versuchen, die Welt zu verstehen, am Ende immer auf sich selbst verwiesen werden und Erkenntnis im Wesentlichen Selbsterkenntnis bedeutet. Autismus bedeutet vielleicht auch, diesen Aspekt der Wirklichkeit nicht ausblenden zu können, und eine autistische Perspektive eine, die sich diesem Selbstverwiesensein allzu bewusst ist.*

Blick voraus



# Eine kleine Immunologie



*Strukturmodell des Immunglobulin IgM als Pentamer (fünf miteinander verbundene Globuline)*

*Research Collaboratory for Structural Bioinformatics, Protein Data Bank, 2008.*

Ich vermute mal, dass die Momente eines ersten Krebsverdachts sich oft sehr ähnlich gestalten. Bei mir war es bei einem Orthopäden, der mein seit Monaten schmerzendes Steißbein behandelte. Zur Diagnostik hatte er eine Magnetresonanztomographie anfertigen lassen, weil der vorangegangene Röntgenbefund nichts ergab, ihm aber etwas „merkwürdig“ vorgekommen war. Bei der Besprechung sagte er, dass mit dem Steißbein alles in Ordnung sei, es da aber einen „Sekundärbefund“ gäbe, den ich dringend abklären sollte. Ohne konkret zu werden, wiederholte er mehrmals, dass der Abklärungsbedarf dringend sei und überwies mich zu einer hämatologischen Untersuchung. Nach Verlassen der Praxis las ich den Bericht der MRT-Ärzte und damit wurde auch klar, dass es um das Knochenmark und Krebs ging, auch wenn letzteres nicht explizit er-

wähnt wurde. Bevor ich die Unterlagen in eine hämatologisch-onkologische Praxis brachte, kopierte ich die MRT-Bilder auf meinen Rechner und verglich die Aufnahmen mit dem, was ich im Internet dazu finden konnte. Das, was in dem Bericht stand, dass das Knochenmark großflächig hochgradig verdichtet war, konnte ich auch auf den Bildern so sehen – und im Internet mit dem passenden Begriff belegen: Leukämie. Die hämatologisch-onkologische Praxis meldete sich noch am selben Tag bei mir, um einen Termin zu vereinbaren.

In der Zeit bis zu dem Arzttermin versuchte ich mich über das Internet zum Thema Leukämie kundig zu machen. Wie schnell man dank der modernen Kommunikationstechnologien zum Experten werden kann. Da ich die zur Erkrankung passenden Symptome mindestens seit einigen Monaten hatte, hielt ich eine akute Erkrankung für eher weniger wahrscheinlich und ging von etwas chronischem aus. Allerdings sprach das hochgradig verdichtete Knochenmark wiederum eher für eine akute Leukämie. Erst kurz vor dem Arzttermin kam ich auf die Idee, die durchschnittlichen „Restlebenszeiten“ bei Leukämien im Erwachsenenalter zu recherchieren und war zunächst ein wenig darüber erschrocken, wie kurz sie zum Teil sein können. Der Arzt kam nach Studium der MRT-Aufnahmen und meiner Schilderungen zum Schluss, dass sich dies zu einem Gesamtbild zusammenfügte, und sagte schließlich, dass es auch etwas harmloses sein könne, man aber auch mit einer akuten Leukämie rechnen müsse. Zur weiteren Diagnostik punktierte er meinen Beckenknochen. Dabei brauchte er zwei Anläufe, was er mit der Bemerkung, „Das ist so dick, da bekomme ich gar nichts mehr heraus“, versah. Anschließend versuchte er mich mit den Worten zu beruhigen, dass das alles nichts zu bedeuten hätte und ich mir keine Gedanken machen solle. Einen Tag später rief er an, um mir mitzuteilen, dass inzwischen zumindest feststand, dass ich ein niedrig-malignes Lymphom hätte – und damit „Glück im Unglück“. Dem Thema Lymphom hatte ich bei meinen Recherchen kaum Beachtung geschenkt, weil ich nach den bis dahin angestellten Recherchen davon ausging, dass Blutkrebserkrankungen im Knochenmark immer Leukämie heißen. Aber zur genauen Diagnostik komme ich später noch; zuvor versuche ich mich der Frage anzunähern, was diese Diagnose mit mir und meinem Leben zu tun hat.

## Leben mit Krankheit

Ich bin als krankes Kind geboren worden und Kranksein als Normalzustand begleitet mich durch mein ganzes Leben. Bereits als Jugendlicher wusste ich, dass mein Körper auf psychische Stresssituationen, in denen ich mich damals permanent befand, reagierte; insbesondere mit Krämpfen im Darm, aber auch mit Infekten. Dies eskalierte in meiner Abiturzeit und trat danach wieder in den Hintergrund; auch wenn der Stress nach dem Abitur nicht nachließ, sondern sich lediglich veränderte. Dem Druck zu funktionieren war ich zwar entkommen, aber meine vor allen Dingen auch autismusbedingten psychischen Probleme hatte ich bei weitem nicht gelöst. Im Herbst 1989, da war ich 26 Jahre alt, gab es einen Vorfall, mit dem ich den Beginn der bis heute andauernden chronischen Immunerkrankung verbinde. Ich kann mich an dieses Ereignis bis heute sehr genau erinnern. Da war ein Infekt meiner Nebenhöhlen in außergewöhnlicher Weise außer Kontrolle geraten; trotz einer Behandlung mit einem Antibiotikum. Mir ging es so schlecht, dass ich nicht mehr in der Lage war, irgendetwas zu tun. Meine damaligen Mitbewohner schleppten mich zum nächstgelegenen Krankenhaus, dem Hafenkrankenhaus, wo ich zum Universitätsklinikum geschickt wurde. Auf dem Weg dorthin äußerte ich die Befürchtung den Transport nicht zu überleben, woraufhin mich meine Mitbewohner wieder nach Hause brachten. Dort verfiel ich in einen fast Koma ähnlichen Zustand, aus dem ich nach etwa einer Woche wieder erwachte. Nachdem ich erstaunliche Mengen Eiter aus den Nebenhöhlen ausschnäutzen konnte, ging es mir langsam wieder besser. Nach einigen Tagen suchte ich einen Arzt auf, der eine Blutuntersuchung vornahm und dabei feststellte, dass mit meinen Immunwerten etwas nicht stimmte. Da er darauf bestand, ich hätte eine HIV Infektion, was ich wiederum ausschließen konnte, wurde dieser Befund nicht weiter verfolgt. Seitdem habe ich fast jährlich – oft auch mehrmals – Infekte, die außergewöhnlich stark und vor allen Dingen außerordentlich hartnäckig sind. Meistens sind es Infekte der Nebenhöhlen gewesen, aber ich hatte eine paar Jahre lang auch schwere Wundinfekte. 2002 hatte ich ein zweites Mal eine Nebenhöhlenentzündung, an der ich fast gestorben wäre; sie zog sich trotz Behandlung mit Antibiotika etwa ein Dreivierteljahr hin und kostete mich zwei Zähne, die jeweils wurzelbehandelt und anschließend gezogen werden mussten. Ich hatte bereits in den 1990er Jahren versucht, mein Leben darauf einzustellen, insbesondere diese Nebenhöhleninfekte zu reduzieren. Ich vermeide Zugluft, Klimaanlage

und Saunen, ebenso Stress, bewege mich viel und schütze meinen Kopf vor Kälte, zumal ich gerade im Winter gerne draußen bin.



*Mein „Innenporträt“, eine Röntgenaufnahme meines Kopfes, April 2002. Die verschatteten Nasennebenhöhlen sind hier allerdings nicht gut zu erkennen. Die sind auf den Schichtröntgenaufnahmen, die von vorne gemacht wurden, dafür sehr deutlich zu sehen.*

Anfang der 1990er Jahre entwickelte ich auch eine zweite chronische Erkrankung, die sich so langsam in mein Leben eingeschlichen hat, dass ich nicht genau sagen kann, wann es begonnen hatte. Es sind Blutungen aus dem Darm. Durch meine Darmkrämpfe hatte ich mindestens seit früher Jugend immer wieder mal Blut im Stuhl, allerdings immer nach recht schweren und entsprechend schmerzhaften Krämpfen. Anfang der 1990er Jahre hatte ich zunehmend häufiger Blutungen bei eher leichten Darmkrämpfen und nach einigen Jahren konnte ich nicht mehr unterscheiden, ob die Blutungen von den Krämpfen oder die

Krämpfe von den Blutungen kamen. Insgesamt war dies für mich ein schwieriges Thema, weil ich diese Blutungen damit in Verbindung brachte, dass ich Mitte der 1980er Jahre vergewaltigt wurde, wonach ich mehrere Tage lang aus dem Darm blutete und deswegen einen Arzt aufsuchte; dies war auch der Anlass für einen HIV-Test, den ich einige Wochen später machen ließ. So kam es, dass ich erst Ende der 1990er Jahre einen Arzt wegen dieser Blutungen aufsuchte, der mir allerdings auch nicht viel dazu sagen konnte. Seitdem lasse ich mich alle paar Jahre mit einer Darmspiegelung auf Darmkrebs untersuchen – bislang ohne Ergebnis.

Den einzigen Hebel, den ich gefunden habe, Infekten und Blutungen vorzubeugen, ist die Vermeidung von Stress, insbesondere auch sozialen Stress. Doch das wirkt nur bedingt und ist auch in der Großstadt nicht einfach, wo jeder Gang nach draußen alleine schon des Verkehrs wegen Stress bedeutet. Dennoch konnte ich Stress in meinem Leben reduzieren, vor allen Dingen, indem ich mir einen regelmäßigen Tagesrhythmus angewöhnte, insbesondere auch was Toilettengänge und Mahlzeiten angeht. Die Anpassungen, die ich in meinem Leben vornahm, um mit meinem Körper besser zurecht zu kommen, entsprachen ziemlich genau auch denen, mit denen ich meinen Umgang mit meinem Autismus verbesserte. Im Kern geht es dabei, einen Schutz vor dem „Außen“ aufzubauen, zum einen, um sozusagen bei mir sein zu können, mein sprachliches Denken verlassen und meinen Blick nach innen richten zu können, zum anderen auch als Schutz vor den Einflüssen, indem ich mich immer wieder entschleunige, durch selektive Wahrnehmung immunisiere und meine Kleidung als zweite Haut wahrnehme und nutze. Dabei hilft es mir ungemein, draußen und alleine zu sein und das Wetter zu spüren, insbesondere Kälte und Wind. Während dies in Hinblick auf meinen Autismus meine Lebensqualität ungemein steigern konnte, war der Erfolg in Hinsicht auf meine gesundheitlichen Probleme zwar deutlich spürbar aber dennoch begrenzt. Ich wurde immer empfindlicher gegenüber Stress, der dann leicht zu in der Regel eitrigen Nebenhöhlenentzündungen führt, und meine Nebenhöhlen zugleich auch immer empfindlicher gegenüber Zugluft und Kälte. Vor allen Dingen wurden diese Entzündungen auch immer hartnäckiger und mündeten nach der Eskalation 2002 in eine permanente Dauerreizung.

## Ein autistischer Körper

Mit den Nebenhöhlen und dem Enddarm betreffen meine langjährigen chronischen Erkrankungen Bereiche, die Übergänge zwischen dem Innen und dem Außen meines Körpers darstellen. Einmal geht es dabei um die Aufnahme von Stoffen aus der Außenwelt, einmal um das Abgeben von Stoffen in dieselbe. Genau an diesen Schnittstellen zur Umwelt reagiere ich mit massiven Immunreaktionen, wobei ich mich immer gefragt habe, ob diese Reaktionen tatsächlich Reaktionen auf Infekte sind, die sich hier besonders leicht ansiedeln können, oder eher einen Ausdruck eines überreagierenden Immunsystems sind. Vermutlich ist beides der Fall. Solche Immunreaktionen kenne ich aber auch als psychische Reaktionen, etwa in dem Eindruck, den ich seit meines frühen Erwachsenenlebens habe, dass ich auf soziale Umgebungen geradezu allergisch reagiere. Auch hier sind die Schnittstellen zur (sozialen) Umwelt betroffen: Die Wahrnehmung, die leicht überreizt wird und sich dann der Verarbeitung widersetzt, und die Kommunikation, die oft Missverständnisse produziert und mich von anderen Menschen eher trennt als mich mit ihnen zu verbinden. Eine solche Überreizung der Wahrnehmung ist eine unangenehme Sache: Die Wahrnehmungsinhalte zersplittern zu Fragmenten, die dann kaskadenartig ins Bewusstsein strömen. Ich sehe dann beispielsweise keine Häuser oder Straßen mehr, sondern geometrische Muster, farbige Flecken und ähnliches; wenn sich dieser Overload wieder beruhigt hat, kann ich diese Muster und Flecken durchaus konkreten Inhalten wie Häusern, Straßen oder Autos zuordnen. Sie sind in dem Sinne real, aber eben fragmentarisch und ohne jeglichen Bezug zueinander. Mit dem Hören verhält es sich ähnlich: Statt konkreten (und damit zuordenbaren) Stimmen oder Geräuschen höre ich dann Klänge, ein wenig vergleichbar mit moderner serieller Musik.

Alles in allem muss ich zur Feststellung kommen, dass mein ganzes Leben an den Schnittstellen zur Umwelt „krank“. Genauer, dass diese Schnittstellen offensichtlich im Vergleich zu anderen Menschen sehr empfindlich und verletzlich zu sein scheinen. Die Umwelt, in der ich lebe, geht dagegen von einer wesentlich höheren Belastbarkeit solcher Schnittstellen aus, wodurch die beschriebenen Überlastungsreaktionen häufig auftreten und tendenziell chronisch werden. Beides, meine Immunerkrankung wie auch mein Autismus sind Ausdruck meines Lebens, meiner Art und Weise, in der Welt zu sein. In dieser Beziehung

sind, wenn ich es so ausdrücken darf, mein Körper und meine Psyche in hohem Maße zueinander kongruent. Wie überhaupt alles in meinem Leben zueinander hochgradig kongruent zu sein scheint. Meine Geburt, mein Autismus, mein Immunsystem, meine (bisherige) Biographie das alles passt perfekt zueinander, als wenn es ein bereits „fertig gelebtes“ Leben gäbe, das ich jetzt sozusagen nachlebe. Oder eine Aufgabe, die ich zu bewältigen hätte, eine Frage, deren Antwort ich finden müsste. Und eine unbestechliche Intuition für den dadurch vorgegebenen Weg. Ich habe mir schon oft die Frage gestellt, ob eine solche Kongruenz, wie ich sie in meinem Leben wahrnehme, nicht auch Ausdruck meines Autismus ist; oder ob mein Autismus einen Aspekt eines Lebens darstellt, das von einer solchen Kongruenz durchzogen ist. Vielleicht besteht auch in jedem Leben ein hohes Maß an Kongruenz der einzelnen Aspekte zueinander, nur dass dies von den Menschen unterschiedlich deutlich wahrgenommen wird.

Als ich Anfang zwanzig war, hatte ich ein Erlebnis, das das Thema meines Lebens deutlich zum Vorschein gebracht hat. Zu dieser Zeit war ich in einem psychisch sehr schlechten Zustand. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass mein selbstständiges Leben im Grunde genommen gescheitert war und ich dazu eigentlich nicht in der Lage bin. Zugleich litt ich sehr unter meinem Gefühl der Isolation, dem Gefühl, einer nicht-menschlichen Spezies anzugehören, und meiner Vereinsamung. In höchster Not begab ich mich in eine psychologische Behandlung. Der Therapeut hatte sehr schnell herausgefunden, dass mein Grundproblem in einem nicht vollständig erfolgten „Herauskommen“ bestand. Dadurch befand ich mich nur zu einem nicht allzu großen Teil in dieser Welt und steckte größtenteils noch woanders; der Psychotherapeut hatte dafür das Bild eines Menschen, der ängstlich durch einen Türspalt in die Welt „draußen“ blickt, sich aber nicht traut, hinaus zu gehen. Er machte dies vorrangig an meiner Phimose fest, einer in meinem Fall so sehr verengten Vorhaut, dass sie sich nicht über die Eichel ziehen lässt. Auch die Eichel blickt, um in diesem Bild zu bleiben, ängstlich in die Welt und traut sich nicht heraus zu kommen. Er zog nicht in Betracht, dass der Ort, von dem aus ich in „die Welt“ blickte, nicht ein Nichts war, sondern eben meine autistische Welt, die in der Tat sehr angreifbar und daher schutzbedürftig ist. Er verstand daher nicht, dass mein unvollständiges Herauskommen durch die reale Einschätzung bedingt war, „draußen“ gar nicht bestehen zu können; ängstlich war ich damals wie heute nicht, überhaupt

nicht. Da ich damals mein Leben noch weitgehend vor dem Hintergrund meines schwulen Coming-outs sah, machte ich mir die Sicht des Psychotherapeuten zu eigen und verzweifelte an meiner Therapieresistenz, die im Lauf des Jahres dieser Therapie immer deutlicher zu Tage trat. Schließlich entließ mich der Therapeut mit dem Fazit, dass es keinen Sinn machte, mit mir weiter zu arbeiten. Meine Probleme blieben ungelöst. Zum Glück lernte ich kurze Zeit später meinen Lebenspartner kennen, der mir den notwendigen Halt geben konnte, mit mir und meinem Leben umgehen zu können. Erst etwa zehn Jahre später kam ich tatsächlich heraus, indem ich erkannte, dass ich autistisch bin und davon mein Leben geprägt wurde. Das Schutzbedürfnis, mein Immunsystem, meine psychischen Abwehrkräfte gegen alles Soziale und meine Phimose machten vor diesem Hintergrund plötzlich Sinn. Dieses autistische Coming-out versetzte mich in der Folge tatsächlich in die Lage, die Türe zu einer nicht-autistischen Welt weiter zu öffnen – ohne dabei meinen Schutz zu verlieren.

Die Jahre 1989 und 1990 waren für mich so etwas wie eine Wendezeit, eine Zeit mit Ereignissen, die mein Leben nachhaltig verändern sollten. Da ich dies zu jener Zeit bereits ahnte, begann ich, diese sich ankündigende Wendezeit zu dokumentieren; als Ergebnis entstand „er/es“, in dessen drei Bänden die Zeit zwischen Ende 1989 und Anfang 1996 abgebildet ist. Zum einen lernte ich im Frühjahr 1990 jemanden kennen, der nicht nur „so wie ich“ war, sondern auch mich als jemanden erkannte, der so wie er war. Das war das erste Mal in meinem Leben, dass ich eine solche Begegnung hatte. Bis dahin war ich ein einziges Mal jemanden begegnet, den ich als jemanden wahrnahm, der „von meiner Art“ war, als Fünfzehnjähriger. Das war der Anlass meines schwulen Coming-outs. Allerdings hatte der betreffende Junge aus meiner Schule umgekehrt nicht ein solches Empfinden für mich; zumindest konnte es nicht feststellen. Meine Begegnung 1990 war im Bilde des oben genannten Therapeuten tatsächlich ein Türöffner aus meiner isolierten Welt hinaus, der erste Anstoß für das ein paar Jahre später erfolgte autistische Coming-out. Er war derjenige, der mir seinen, meinen, Namen gab: Hajo.

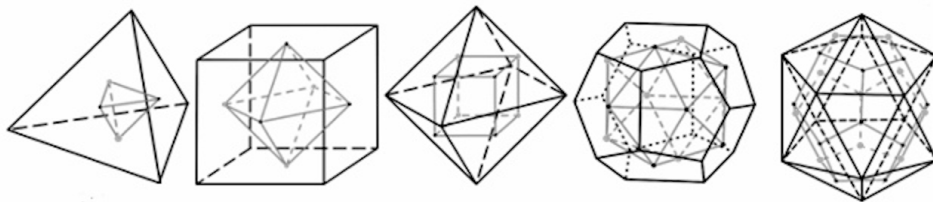
Im Frühjahr 1990 begann ich mein Mathematikstudium. Es war das Ergebnis einer intensiven und nicht sehr angenehmen Auseinandersetzung mit meinem Selbstbild. Nach meinem Selbstverständnis war ich Künstler. Ich wusste zwar, dass ich eine starke Affinität zur Mathematik hatte und dass mir die Mathematik außerordentlich leicht fiel, aber das war ein Aspekt meines Lebens, den ich nur



schwer akzeptieren konnte, weil ich ihn auch in Zusammenhang mit meiner Isolation sah. Nach meinem Zivildienst, der Ende 1989 endete, bewarb ich mich daher um einen Studienplatz in freier Kunst, um durch diesen Bewerbungsprozess zu lernen, dass mir für ein Leben als Künstler grundlegende Voraussetzungen fehlten, insbesondere im Bereich der Kommunikation. In meiner Not entschied ich mich dann, das zu studieren, was ich konnte. Wider Erwarten sprach mich das Studium sehr an. Ich musste mich in den ersten Semestern eigentlich kaum der Mathematik widmen, da sich mir alles durch bloßes Zuhören während der Vorlesungen erschloss. Aber ich lernte meinen Verstand und meine Fähigkeiten in mathematischem Denken schätzen. Ich lernte obendrein sehr schnell, dass die Mathematik tatsächlich das geeignete Medium ist, meine Psyche adäquat zu beschreiben. In dieser Zeit schloss ich sozusagen Freundschaft mit einem Körperteil, zu dem ich bis dahin ein eher gespanntes Verhältnis hatte: Mein Kopf, genauer mein Gehirn. Das gespannte Verhältnis hatte ich daher, weil mir immer klar war, dass genau dieser Körperteil derjenige ist, der mich so grundsätzlich von anderen Menschen unterscheidet und der daher meine Isolation verursacht. In den ersten Jahren des Studiums lernte ich eine andere Seite dieses Körperteils kennen, nämlich die unvorstellbare Schönheit, die es zu produzieren im Stande war, eine Schönheit, zu der mir die Mathematik den Zugang ebnete. Die Mathematik versteht sich selbst, ähnlich wie auch die Philosophie, als eine Kunst des Denkens. In ihr spiegelt sich die Schönheit des Denkens auch wieder, eine Schönheit, die in der Lage ist, Menschen einen gedanklichen Blick in die Geheimnisse dieser Welt und des Denkens zu gewähren.

Ende 1989 wurde genau dieser Körperteil von einem lebensbedrohlichen und außerordentlich schmerzhaften Infekt befallen. Als Ergebnis dieses Infekts wurde mein Kopf insgesamt wieder deutlich empfindlicher gegenüber Kälte. Etwas ähnliches, wenn auch deutlich weniger dramatisch, hatte ich in meiner Jugend erfahren. Als Kind war ich sehr resistent gegenüber Kälte; ich fand sogar Gefallen daran, in kaltem Wasser zu baden. Allerdings hatte ich da schon immer wieder Infekte und begann als Jugendlicher zunehmend Kälte am Kopf als schmerzhaft zu empfinden. Mit vierzehn bekam ich einen Parka, den ich sehr mochte. Ich fühlte mich wohl, wenn im Winter mein Kopf unter seiner Kapuze geschützt war, wenn es sehr kalt war, zusätzlich noch mit einer Mütze unter der Kapuze. Ich glaubte schließlich, in dem einzigen Jungen aus der Schule, der

bei kalten Temperaturen im Winter wie ich seinen Kopf mit Mütze und Kapuze schützte, jemanden erkannt zu haben, der wie ich war; der einzige Mensch bis dahin, bei dem ich dies erkennen konnte. Dies führte schließlich Ende 1978 zu meinem schwulen Coming-out. Nach meinem Abitur und dem Auszug aus meinem Elternhaus, trug ich den Parka nicht mehr, weil er nicht mehr zu meinem Selbstbild passte und weil ich erkannt hatte, dass meine Zuneigung zu diesem Jungen auf einem Trugschluss basierte. Es gab dann eine Zeit, in der ich auch im Winter ohne Kopfbedeckung und überhaupt recht leicht bekleidet war.



*Die fünf platonischen Körper mit den jeweiligen dualen Körpern. Von links: Tetraeder, Würfel, Oktaeder, Dodekaeder und Ikosaeder. Diese platonischen Körper sind genau diejenigen Polyeder mit größtmöglicher Symmetrie, von denen es im dreidimensionalen Raum genau fünf gibt. Dualität bedeutet hier das Vertauschen von Flächen und Ecken. Der Tetraeder ist mit sich selbst dual, während Würfel und Oktaeder, sowie Dodekaeder und Ikosaeder jeweils zueinander dual sind. Dass es genau 5 solche Körper gibt, ist eine bemerkenswerte Eigenschaft des dreidimensionalen Raumes.*

*Wikipedia (Peter Steinberg), 2005.*

Wenige Jahre vor meiner ersten eskalierten Nebenhöhlenentzündung entdeckte ich Kapuzenpullover für mich. Ich gefiel mir sehr in ihnen und entdeckte auch das Gefühl wieder, eine Kapuze auf dem Kopf zu spüren. Nach dem Infekt im Herbst 1989 war mein Kopf wieder so empfindlich gegenüber Kälte geworden, dass ich im Winter kaum mehr draußen sein konnte, ohne meinen Kopf mit der Kapuze zu schützen. Die Infekte kamen in den folgenden Jahren immer wieder, wenn auch lange nicht so heftig, und mein Kopf wurde von Jahr zu Jahr empfindlicher. Zugleich wurde er mir auch immer wertvoller, weil ich durch mein Studium zunehmend seine Potenziale entdeckte und schätzen lernte.



*Ende 1994 auf Amrum mit meiner ersten Kapuzenjacke nach meiner Schulzeit und meiner ersten Mütze. Die Kapuzenjacke ist eine Schlupfjacke und damit einem Kapuzenpullover ähnlich, bietet aber einen besseren Schutz gegen Schnee und Wind. Die Mütze ist aus Baumwolle, da ich andere Materialien auf der Haut nicht vertrage. Mützen aus Fleece oder mit Fleecefutter waren zu dieser Zeit noch nicht verbreitet.*

*Kurz bevor diese Aufnahme entstanden ist, im Herbst 1994, hatte ich mein autistisches Coming-out.*

Ende 1993 kaufte ich mir eine Jacke mit Kapuze und dazu eine Mütze, die ich unter der Kapuze tragen konnte, weil eine Kapuze alleine nicht mehr ausreichte, um mich im Winter draußen mit meinem empfindlichen Kopf wohl zu fühlen. Ich war gerne und oft im Winter draußen; der Winter ist immer meine liebste Jahreszeit gewesen. Ich genoss es, mit Mütze und Kapuze eingepackt zu sein; nicht nur, weil mein Kopf vor Kälte und mein Gehör vor Geräuschen geschützt war, sondern weil mir dies das Gefühl vermittelte, ganz bei mir zu sein. Es entsprach meinem Lebensgefühl, meine Kleidung als Schutz zu erfahren, und vermittelte mir vor allen Dingen auch eine Art Wiedererinnerung an den Winter meiner Geburt, der dort, wo ich geboren war, ein ungewöhnlich kalter Winter war. Meine Welt, meine autistische Welt, ist eine Welt des Winters, tiefgefroren, isoliert, und wann immer ich in der Kälte bin, den Kopf mit Mütze und Kapuze geschützt, fühle ich mich in dieser meiner Welt wohl, geborgen und geschützt. Es ist ein Ja zu meinem autistischen Leben und ein Ja zu meinem Kopf, meinem Denken, in dem nicht nur die Mathematik ihre ganze Schönheit entfalten kann. Es war ein langer Weg, zu so einem Ja zu kommen.

Einen zweiten Aspekt, der, wie ich inzwischen weiß, ebenfalls mit meinem Immunsystem zu tun hat, stellen die Blutungen aus dem Enddarm dar, die ich etwa seit Anfang der 1990er Jahre habe. Ein Ereignis, das ich damit lange Zeit verbunden habe, ist eine Vergewaltigung, die ich Mitte der 1980er Jahre über mich ergehen ließ. Es gab in jener Zeit mehrere Situationen mit anderen schwulen Männern, die ich als Vergewaltigung empfunden habe, aber diese war die einzige, die auch körperlich gewalttätig war. Ich suchte damals den Kontakt zu schwulen Männern, um meine Einsamkeit zu überwinden, aber ich konnte in aller Regel mit ihren sexuellen Wünschen und Vorstellungen nichts anfangen. Das hatte mich in so manche absurde und auch unangenehme Situationen gebracht. Es fiel mir schwer zu akzeptieren, dass ich zwar schwul war – immerhin hatte ich mein Coming-out mit 15 in den späten 1970er Jahren – aber mit schwuler Sexualität nichts anfangen konnte; ich war noch nicht einmal in der Lage, so zu tun, als würde mich es ansprechen. Mein Körper reagierte mit seinen eigenen Empfindlichkeiten oft in Form von Zuckungen auf die sexuellen Erwartungen anderer Männer oder verfiel dabei in eine Starre und meine Wahrnehmung war zu sehr überfordert, als dass ich adäquat in solchen Situationen handeln konnte. Bei diesem Erlebnis, es muss Ende 1985 gewesen sein, kurz bevor ich meinen Lebenspartner kennen gelernt hatte, hatte ich keine

Chance, mich gegen die sexuellen Forderungen meines Gegenübers zu wehren; ich war erstarrt und ließ es geschehen. Dass er mich ansprach, missdeutete ich als Zeichen, er wollte mit mir Kontakt aufnehmen und mich vielleicht sogar für einen Moment meine Isolation vergessen lassen. Anschließend blutete ich sehr stark aus meinem Enddarm, auch nach Tagen noch, sodass ich deswegen einen Arzt aufsuchte. Es war zwischen Weihnachten und Neujahr und der Arzt war extrem unfreundlich, weil er mich wohl für einen Prostituierten hielt. Seine Behandlung beschränkte sich auch darauf, zu sagen, dass sich das wieder von alleine geben würde und, falls nicht, es mir recht geschehen würde, bei einem solchen Lebenswandel. Die Blutungen hörten dann tatsächlich von alleine auf.

Irgendwann, nach Jahren, kamen sie wieder. Wann genau, weiß ich nicht, ich kann allerdings an Hand meiner Aufzeichnungen schließen, dass sie 1995 bereits einen gewohnten Bestandteil meines Lebens bildeten; ich vermute, dass sie Anfang der 1990er Jahre zum ersten Mal auftraten. Sie kamen zu jener Zeit nicht oft und waren immer auch mit Darmkrämpfen verbunden. Sie zeigten sich deutlich als Ausdruck von Stress und Überforderung. Darmkrämpfe als Reaktion auf Überforderungen kenne ich bereits aus den letzten Jahren meiner Schulzeit. Da waren diese Krämpfe manchmal so schmerzhaft, dass ich davon für kurze Zeit ohnmächtig wurde, aber blutig waren sie nie. Dass mein Gedärm leicht zu Verkrampfungen neigt, geht auf die Komplikationen zurück, die es bei meiner Geburt gegeben hat. Nach 1990 begannen diese Verkrampfungen, blutig zu werden. Das war für mich ein sehr schwieriges Thema, weil es mich an diese Vergewaltigungssituation erinnerte, die für mich eine nachhaltige und lange Zeit nicht bewältigte Verletzung darstellte. Nach weiteren zehn Jahren traten diese Blutungen häufiger auf und veranlassten mich schließlich, deswegen einen Arzt aufzusuchen. Dabei wurde klar, dass sie mit jener Vergewaltigung nichts zu tun haben konnten. Allerdings fand der Arzt auch keine plausible Erklärung dafür und riet mir dazu, mich regelmäßig mit einer Spiegelung auf Darmkrebs untersuchen zu lassen, was ich seither auch tue.

Nicht nur meine autistische Psyche reagiert allergisch gegenüber weitgehend allem Sozialen, sondern auch mein Körper. Die Anfälligkeit gegenüber Infekten führt dazu, dass menschliche Kontakte mich tendenziell krank machen, zum einen, weil sie für mich Stress bedeuten, auf den ich mit Infektionskrankheiten reagiere, zum anderen, weil sie mich in einer Großstadt Winter für Winter mit Er-

regern belasten, denen ich dann nur noch sehr heftige Immunreaktionen entgegensetzen kann. Auch meine Darmkrämpfe und die damit einhergehenden Blutungen waren immer ein Ausdruck von sozialem Stress bedingt durch Missverständnisse und andere Kommunikationsprobleme oder einfach nur von Wahrnehmungsüberforderungen. Sie zeigten mir obendrein, dass meine Sexualität nicht geeignet war, mich mit anderen Menschen in Kontakt zu bringen; etwas, was ja bereits durch meine Vorhautverengung körperlich manifestiert ist. Daher ist mein Immunsystem eines, das sowohl körperliche als auch psychische Aspekte hat. Es ist das Immunsystem eines Aliens, das versucht, ihn gegen schädliche menschliche Einflüsse zu schützen.

## **Monoklonale Gammopathien**

Nach der letzten Eskalation mit meinen Nebenhöhlen Anfang 2002 ufernten die Nebenhöhleninfekte, von denen ich jedes Jahr mehrere hatte, nicht mehr so aus und ebten nach wenigen Wochen wieder ab. Allerdings hatte ich permanent verschleimte Nebenhöhlen und die entsprechenden nächtlichen Atemschwierigkeiten. Auch nahmen in dieser Zeit die Darmblutungen Jahr für Jahr zu, sodass ich begann, mich regelmäßig mit Darmspiegelungen untersuchen zu lassen. Spätestens seit Herbst 2010 fühlte ich mich zusätzlich zu diesen permanenten Reizungen in den Atemwegen und im Enddarm permanent krank, ohne Unterbrechung. Ein Jahr später bemerkte ich, dass ich bei Anstrengungen leicht ins Schwitzen komme und bekam das Gefühl, auch zunehmend weniger leistungsfähig zu werden. Anfang 2012 verlor ich die Füllungen von zwei Zähnen, was sogleich auch eine Kieferhöhlenentzündung auf beiden Seiten auslöste, die bis in den Spätsommer anhielt, mehr als ein halbes Jahr. Sie wurde begleitet von drei bis vier Zahnwurzelentzündungen, die allerdings alle wieder ohne Zahnverlust abheilten. Auch während dieser Zeit ging meine körperliche Leistungsfähigkeit insgesamt zurück, während sich das chronische Krankheitsgefühl verstärkte. Im Frühjahr 2013 erlebte ich innerhalb von nur zwei bis drei Wochen einen weiteren, deutlich drastischeren Leistungsabfall, der obendrein damit verbunden war, dass ich bei Anstrengungen Herzrasen und Kreislaufprobleme bekam. Beides hatte ich bis dahin noch nie. Zur selben Zeit begannen die Schmerzen in meinem Steißbein, die mal stärker mal schwächer wurden und sich manchmal in das Becken ausstrahlten. Sitzen und Fahrradfahren wurden so ziemlich unangenehm. Das Schwitzen nahm deutlich zu und

wurde richtig lästig und die Darmblutungen hatten alarmierende Ausmaße erreicht. Da ich sowohl wegen meiner Nebenhöhlen und Zähne als auch wegen meines Darms 2012 in ärztlicher Behandlung war und dabei nichts besonderes herausgekommen war, hatte ich die Vermutung, diese Symptome könnten zumindest teilweise psychosomatische Ursachen haben. Das stand allerdings in einem deutlichen Kontrast dazu, dass ich mit meinem Leben ausgesprochen zufrieden gewesen bin, auch wenn es mich teilweise tatsächlich überforderte.

Ich hatte eine ganze Zeit lang die Hoffnung, das Herzrasen und die Schmerzen im Steißbein würden von alleine wieder verschwinden. Als dies im Spätsommer immer noch nicht der Fall war, versuchte ich, auch diese Symptome ärztlich abzuklären. Das Abklären der Herz-Kreislaufprobleme scheiterte daran, dass ich bei keinem Kardiologen in einer annehmbaren Zeit einen Termin bekommen konnte. Die Abklärung der Steißbeinschmerzen verzögerte sich, weil der Orthopäde, den ich dafür aufsuchte, Urlaub hatte, bevor er die Röntgenaufnahme zu Gesicht bekam. Mittlerweile bekam ich immer wieder kleine epileptische Anfälle; etwas, was ich bis dahin ebenfalls noch nie hatte. Sie fühlten sich an, wie Stromschläge, die durch mein Gehirn gingen und mir für einen Bruchteil einer Sekunde das Bewusstsein nahmen. Der Orthopäde schickte mich zu einer Untersuchung mit Magnetresonanztomographie, da ihm auf dem Röntgenfoto irgendetwas merkwürdig vorkam, wie er sagte. Kurz bevor die Ergebnisse dieser Untersuchung vorlagen, es war mittlerweile Anfang Dezember, bekam ich eine Erkältung.

Der Befund war zunächst, wie ich eingangs geschildert habe, recht drastisch. Nachdem hier das Schlimmste ausgeschlossen werden konnte, entwickelte sich die Erkältung zu einer beidseitigen Nebenhöhlenentzündung, diesmal mit hohem Fieber, was ich bis dahin noch nie in dem Zusammenhang hatte. Nach Abklingen des Fiebers wurden zunehmend meine Beine und meine Finger taub; ich musste mich plötzlich konzentrieren, um beim Laufen die Balance halten zu können. Schließlich hatte ich das Diagnosegespräch mit dem Hämatologen, der mich behandelte. Er erklärte mir, dass die Diagnostik in diesem Bereich sehr komplex sei und er das, was bei mir festgestellt wurde, als eine Mischform zwischen einem Morbus Waldenström und einer chronischen lymphatischen Leukämie entsprechen würde. Nach seiner Einschätzung eher der Morbus Waldenström, aber für eine sichere Abklärung würde er noch weitere Ärzte um Rat befragen. Aber auf jeden Fall würde er mir dringend raten, so

schnell wie möglich eine Chemotherapie zu beginnen, da das Risiko von Komplikationen, insbesondere auch eines Gehirnschlags, inzwischen sehr hoch wäre. Wenige Tage später begann ich die verordnete Antikörper- und Chemotherapie.

*Eine MRT-Aufnahme meiner unteren Wirbelsäule, November 2013. Das relativ dunkle Innere der Wirbelknochen zeigt, dass das Knochenmark nicht die Konsistenz besitzt, die es haben sollte.*



Eine Krebserkrankung ist immer etwas, was einen aus den gewohnten Lebensabläufen herausreißt und damit fast unweigerlich den Gedanken hervorruft, dass mit diesen Lebensabläufen etwas nicht stimmt. Ein Gedanke, der in einem ziemlichen Kontrast zu dem steht, wie ich mein Leben bis dahin empfunden habe. Ich kann behaupten, dass ich mit meinem Leben durch und durch zufrieden bin: Ich habe einen Beruf und eine Arbeitsstelle, die ich als optimal bezeichnen würde, eine Partnerschaft, die sich nach 28 Jahren sehr stabil und fast schon harmonisch zeigt und bin mit autWorker für ein Projekt verantwortlich, das sich gut entwickelt und mir ausgesprochen positive Rückmeldungen beschert. Mit allem dem gelingt es mir inzwischen auch gut, entspannt und weitgehend stressreduziert zu leben und genügend Zeit für mich und meine ganz privaten Interessen zu haben. Ich habe den Eindruck, gesund zu leben, ernähre mich vielseitig und vegetarisch, rauche nicht, trinke nur mäßig viel Al-



kohol und bin – für einen intellektuellen Großstädter – oft draußen. Ich bewege mich gerne und oft und fahre viel Fahrrad, wenn auch seltener große Touren. Vor diesem Hintergrund beschäftigt mich bereits seit vielen Jahren die Frage, warum sich ein solcher Lebenswandel nicht in meinem Gesundheitsgefühl niederschlägt. Ich bin bislang immer davon ausgegangen, dass meine Anfälligkeit für Infektionskrankheiten, sowie auch die Darmblutungen Ausdruck meiner komplikationsbehafteten Geburt, meiner schwierigen Jugend und meinem schwierigen Start in mein Erwachsenenleben sind. Aber auch meine vielfältigen Versuche, das erste Vierteljahrhundert meines Lebens, das ich weitgehend als eine Hölle erlebt habe, aufzuarbeiten, änderten nichts an meinen chronischen Krankheiten. Sie schienen zu mir zu gehören wie mein Autismus und meine Affinität zur Mathematik.

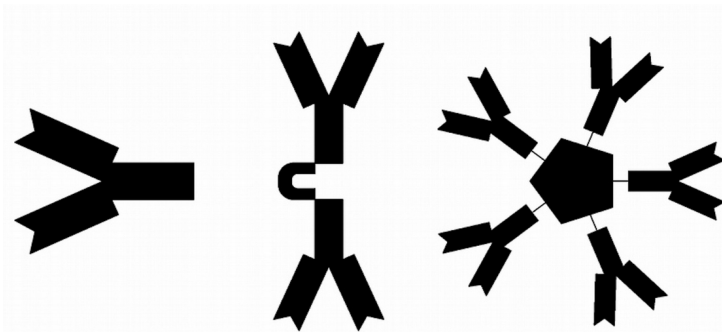
Es gibt aber in der Tat einen grundlegenden Widerspruch, der mein Leben durchzieht und den ich wohl nicht auflösen können werde. Es ist der Widerspruch zwischen meiner autistischen Herkunft und der nicht-autistischen Welt in der ich inzwischen angekommen bin – zumindest weitgehend. Dennoch ist die autistische Welt meine Heimat, das Zuhause, wo ich mich sicher und geborgen fühlen kann, während ich in der nicht-autistischen Welt immer fremd bleiben werde, egal wie gut ich sie verstehe und ich mit ihr umgehen kann. Aber anders als meine autistische Welt gibt sie mir die Möglichkeit, meine Potenziale zu entfalten und – als wichtigsten Aspekt – meine Isolation zu überwinden. Dieser Widerspruch spiegelt sich in einem anderen, den ich kenne, seit ich denken kann, dass ich zum einen als intellektuell veranlagter und sehr theoretisch orientierter Mensch ein soziales Umfeld, sinnbildlich ausgedrückt die Stadt, benötige, um diese Veranlagung und Orientierung ausleben und entfalten zu können. Zugleich aber überfordert mich dieses soziale Umfeld, die Stadt, maßlos; eine Überforderung, die sich auch in meiner Immunerkrankung ausdrückt. In der Natur, auf dem Land, fühle ich mich dagegen wohl; am wohlsten im Wald. Dies sind auch die Orte, in denen ich ganz bei mir sein kann, Orte, in denen ich mich nicht fremd fühle sondern zu Hause bin. Ich habe mein zwar mein Leben so eingerichtet, dass ich alle möglichen Gelegenheiten nutze, in der Natur zu sein; selbst in der Großstadt gibt es Orte, in denen ich Natur erleben kann, etwa im Hafen, in Gewerbegebieten oder auf Friedhöfen, Großstadtnatur sozusagen. Aber mein Lebensmittelpunkt befindet sich in der sozia-

len Welt, mitten in der Großstadt, hier verbringe ich mit Abstand die meiste Zeit meines Lebens.

Das Jahr 2013 war ein Jahr, in dem ich nicht nur mit meinem eskalierenden Gesundheitszustand zu kämpfen hatte, sondern auch um meine Arbeitsstelle und das autWorker-Projekt. In meiner Arbeitsstelle befand ich mich in der etwas absurden Situation, dass mich mein Arbeitgeber, die Hamburger Universitätsbibliothek, unbedingt behalten wollte, es aber auf Grund der politischen Lage in Hamburg nicht möglich war, meinen befristeten Arbeitsvertrag in einen unbefristeten umzuwandeln. Ich hatte am Ende bereits den dritten befristeten Vertrag in Folge, da die Bibliothek eineinhalb Jahre benötigte, um einen Weg zu ebnen, mich dauerhaft beschäftigen zu können. Ich hatte bisweilen Zweifel, ob dies überhaupt noch gelingen würde. Das autWorker-Projekt hatte im Jahr 2013 entscheidende Voraussetzungen zu schaffen, um sich dauerhaft etablieren zu können, insbesondere finanziell. Das war eine ziemliche Anstrengung, die von mir auch einiges forderte. Insbesondere im Herbst hatte ich fast jedes Wochenende eine dafür wichtige Veranstaltung, um sowohl für Gelder als auch Projektpartner zu werben. Anfang Dezember hatte ich die letzte dieser Veranstaltungen, wenige Tage bevor mir der Verdacht einer Krebserkrankung des Knochenmarks eröffnet wurde. Genau einen Tag vor diesem Befund hatte ich in der Bibliothek endlich meinen unbefristeten Arbeitsvertrag unterschreiben können. Es passt in diese Logik, dass ich dann nur wenige Tage später einen Nebenhöhleninfekt bekam, der die Krebserkrankung in kürzester Zeit deutlich beschleunigt hatte. Erst im Nachhinein wurde mir deutlich, dass ich mit diesen ganzen Symptomen, die ich bereits seit dem Frühjahr hatte, Herzrasen, Schweißausbrüche, Knochenschmerzen, massive Darmblutungen und einer sehr verminderten Leistungsfähigkeit, richtig krank war und mich dennoch in erster Linie auf meinen Job und mein Projekt konzentrierte. Ich war bedingt durch den sich allmählich über Jahre hinweg steigernden Krankheitsverlauf bereits so daran gewöhnt, krank zu sein, dass ich es nicht mehr ein seiner wirklichen Tragweite wahrgenommen hatte. Ich nahm es einfach hin.

Fast drei Wochen nach meinem ersten Diagnosegespräch erhielt ich den Arztbrief mit den Befunden. Darin sind zwei Diagnosen festgestellt worden, zum einen ein „Immunozytom mit monoklonalem IgM-Typ Kappa“, auch Waldenströmische Makroglobulinämie oder Morbus Waldenström genannt, mit einer Knochenmarksinfiltration von über 90% und eine „monoklonale Gammopathie un-

klarer Signifikanz vom Typ IgA Kappa“ mit einer entsprechenden Knochenmarkspopulation von 5%. IgM und IgA sind beides Immunglobuline, jene Y-förmigen Antikörper, die in der Lage sind, sich an die Erreger anzupassen, um ihre Bekämpfung zu ermöglichen. Davon gibt es in menschlichem Blut und Gewebeflüssigkeiten fünf verschiedene Typen: Der Typ M, der als erstes bei einer Infektion gebildet wird, um die Erreger zu bekämpfen, der Typ G, der erst verzögert gebildet wird und für eine hochgradig spezifische und nachhaltige Immunisierung sorgt, der Typ A, der die Schleimhäute schützt, der Typ D mit einer steuernden Funktion und der Typ E, der vor Parasiten und Tumoren schützt. Nur die ersten drei davon befinden sich als freie Antikörper im Blut. Sie werden von Lymphozyten erzeugt, die wiederum aus Stammzellen im Knochenmark entstehen und nach nur wenigen Tagen wieder absterben, wenn sie nicht zu den vorgefundenen Erregern passen. Diese Lymphozyten haben eine hohe Mutationsrate und durchlaufen bei ihrer Entwicklung einen evolutionären Prozess, der dazu führt, dass am Ende sehr viele verschiedene Antikörper erzeugt werden; mehrere hundert Millionen verschiedene Ausprägungen sind dabei möglich. Ein derartig ausdifferenziertes Antikörpersortiment im Blut wird polyklonal genannt. Ein monoklonales Antikörpersortiment, also eines, das aus nur einer Ausprägung besteht, entsteht, wenn die erzeugenden Lymphozyten nicht wie üblich nach kurzer Zeit absterben, sondern sich weiter vermehren. Dadurch funktioniert auch die Steuerung der Antikörperproduktion nicht mehr wie sie sollte, dass sie nämlich dann Antikörper produziert, wenn diese auch benötigt werden. Es kann lange Zeit der Zustand stabil bestehen, dass lediglich eine kleine Zellpopulation monoklonale Antikörper produziert und dadurch die Produktion der entsprechenden polyklonalen Antikörper gestört wird. Ein solcher Zustand wird „monoklonale Gammopathie unklarer Signifikanz“ genannt. Das Ergebnis ist eine mehr oder weniger ausgeprägte Immunschwäche. Je nach Größe der monoklonalen Zellpopulation im Knochenmark steigt das Risiko, dass dieser Zustand in einen progressiven Verlauf übergeht und die Zellpopulation langsam wächst. Auch dann können noch Jahre vergehen, bis sich neben der Immunstörung weitere Symptome zeigen, die daher rühren, dass zum einen die Blutbildung insgesamt behindert wird und die Überschwemmung des Blutes mit nutzlosen Antikörpern zu Thrombosen und Vergiftungen durch die Abbauprodukte führt. Hat diese Gammopathie einen progressiven Verlauf, entwickelt es sich im Falle des IgM (Immunglobulin vom Typ M) zu einem Morbus Waldenström, im Falle des IgG oder IgA zu einem multiplen Myelom.



*Die Klassen der Immunglobuline: links die Monomere IgD, IgE und IgG, in der Mitte das Dimer IgA und rechts das Pentamer IgM.*

*Wikipedia (Martin Brändli), 2006.*

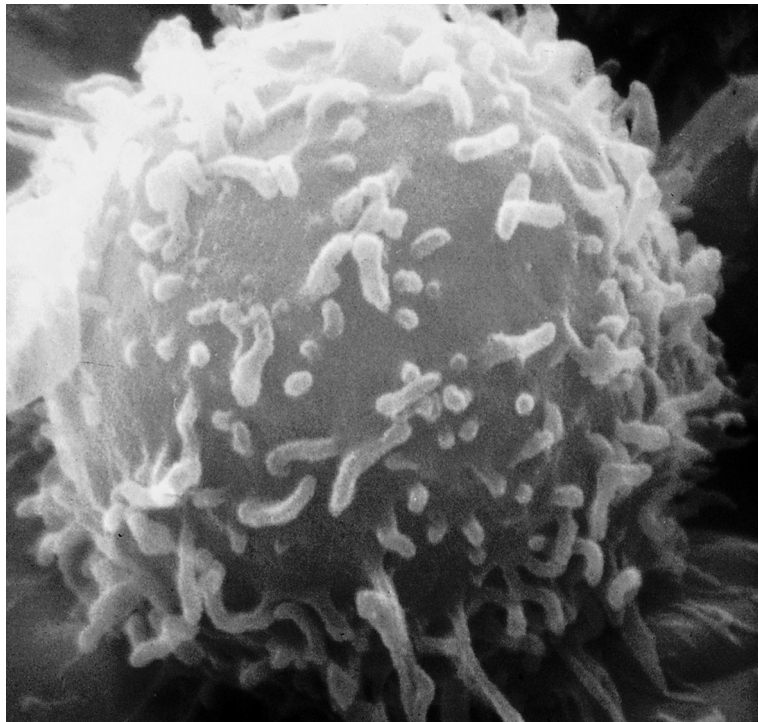
Bei mir war das Typ-M Immunozytom zum Zeitpunkt der Diagnose so weit fortgeschritten, dass die Konzentration des monoklonalen Typ-M Immunglobulins fast das vierzigfache der üblichen Maximalkonzentration betrug. Das Knochenmark bestand zu über 90% aus Lymphozyten, die unbrauchbare Antikörper erzeugten. Entsprechend schlecht waren meine anderen Blutwerte; insbesondere die Konzentration des IgA lag unter der Nachweisgrenze. Das IgM verbindet sich zu Fünfergruppen, wodurch das Blut bildlich ausgedrückt dick wird und Thrombosen entstehen können. Die Abbauprodukte greifen in höheren Konzentrationen das periphere Nervensystem an. Insgesamt passten meine Symptome sehr gut zu dieser Diagnose. Der Arztbericht lässt durchblicken, dass sowohl der Befund im Knochenmark als auch die Symptomausprägungen nicht typisch für ein Morbus Waldenström wären, der Arzt sprach von einer Mischform mit einer chronischen lymphatischen Leukämie, aber zusammen mit den Befunden der Blutuntersuchungen diese Diagnose klar zu stellen sei. Die zweite Diagnose betrifft einen anderen Immunglobulintyp; hier wurde allerdings kein Hinweis auf eine Progression gefunden. Ein chronischer Mangel an polyklonalem, funktionierendem IgA passt aber sehr gut zu meinen chronischen Infektionen der Nebenhöhlen und zu den Darmblutungen, die von einer chronischen Infektion der Darmwände herrühren können, da das IgA ja für die spezifische Immunabwehr in den Schleimhäuten sorgt. Diese Blutungen gehören zu den Symptomen, die bereits nach der ersten chemotherapeutischen Behandlung deutlich nachgelassen haben; vermutlich wegen der Antibiotika, die ich begleitend zur Chemotherapie bekommen habe. Alles in allem erkenne ich im wesentlichen alle Krankheitssymptome, mit denen ich in den letzten Jahren konfrontiert war, in dieser Diagnose wieder. Insbesondere auch meine bis zum Diagnosezeitpunkt fast 25-jährige Geschichte mit ungewöhnlich starken und therapieresistenten chronischen Infekten und den Darmblutungen. Interessant finde

ich hier den Aspekt, dass ich bereits zu Beginn der 1990er Jahre zur Überzeugung gelangt war, eine Immunschwäche zu haben, lange vor dieser Diagnose. Ebenso wie ich lange vor meiner Autismusdiagnose und bereits einige Jahre vor meiner Selbsteinschätzung, Autist zu sein, zur Überzeugung gelangt war, eine Allergie gegen soziale Situationen zu haben.

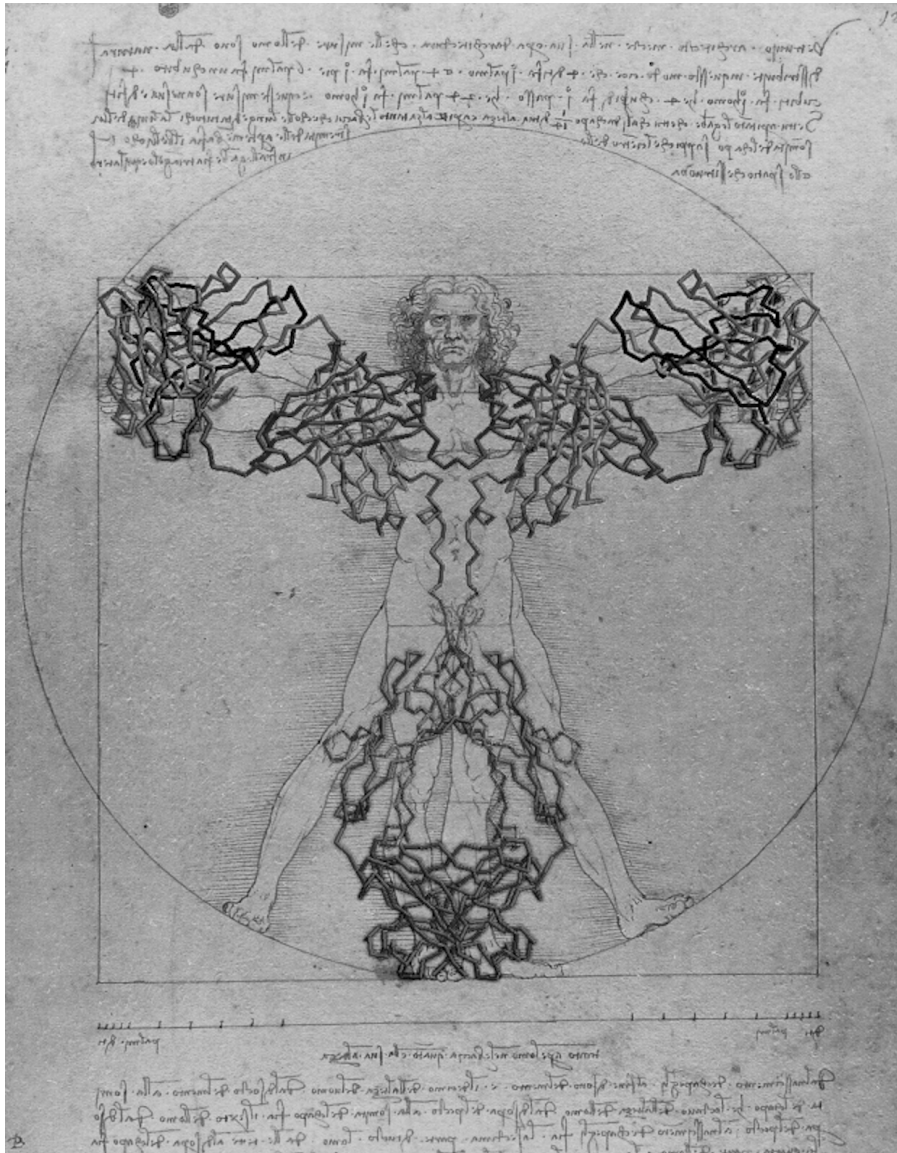
Ich habe Glück, dass solche Lymphdrüsenkrebse inzwischen mit den erst seit etwas mehr als zehn Jahren zu Verfügung stehenden gentechnisch hergestellten Antikörpern gut behandelbar sind. Vor etwa fünfzehn Jahren hätte ich in einem wie bei mir schon fortgeschrittenem Stadium keine gute Prognose mehr gehabt. Jetzt stecke ich in einer auf ein halbes Jahr angelegten Antikörper- und Chemokombinationstherapie an die sich eine zweijährige Erhaltungstherapie anschließen soll, in der ich in vierteljährlichem Abstand Antikörper erhalten soll. Wie sehr und wie intensiv mich dieses Immunozytom nach der jetzigen Therapie beschäftigen wird, ist nicht absehbar. Mein behandelnder Arzt meinte, es würde sich nach der jetzigen Therapie wieder in einen behandlungsbedürftigen Zustand entwickeln, die Frage wäre nur wie schnell. Das könnten 2 Jahre sein oder auch 10. So seine Einschätzung. Allerdings entwickelt sich gerade dieser Bereich der Krebstherapeutik derartig rasant, dass es kaum seriös wäre, hier Prognosen abzugeben.

*Ein Lymphozyt mit einem Elektronenmikroskop aufgenommen.*

*Wikipedia (Dr. Triche, National Cancer Institute, USA), 1976.*



# Ein Organismus im Organismus



Ein Strukturmodell des IgG1, das 1994 gefunden wurde, über Leonardo da Vincis „Vitruvianischen Menschen“ gelegt. Die Immunglobuline zeigen sich wie Menschen im Spannungsfeld zwischen genetischer Prägung und Umwelteinflüssen.

Julian Voss-Andreae, „Angel of the West“, 2008; Leonardo da Vinci, 1490; Eduardo A. Padlan, 1994.

Das Immunsystem lässt sich am ehesten als ein dezentrales Organ beschreiben, zu dem neben beweglichen Zellen einige Organe des Körpers gehören. Zentrale Organe des Immunsystems sind das Knochenmark und der Thymus, in denen die Immunzellen heranreifen. Dazu gehören die Milz, die Lymphknoten und das schleimhautassoziierte lymphatische Gewebe mit den Peyer-Plaques, dem Wurmfortsatz und den Mandeln. Zu den beweglichen Zellen des Immunsystems, die im Knochenmark gebildet werden, gehören die im Blut zirkulierenden Granulozyten, die Monozyten, die Mastzellen im Gewebe, die dendritischen Zellen und die Lymphozyten. Da bei einer Immunabwehr all diese verschiedenen Zellen über die verschiedenen Organe hinweg aufeinander abgestimmt reagieren müssen, können sie mittels Botenstoffe, aber auch durch direkte Kontakte, miteinander kommunizieren. Das aus festen und beweglichen Teilen bestehende dezentrale Organ zeigt sich als eigener Organismus im Organismus des Menschen. Im Falle einer Infektion treten als erstes die Mechanismen der unspezifischen, angeboren Immunabwehr ein. Makrophagen, Monozyten, die sich im Gewebe befinden, erkennen an Hand bestimmter chemischer Eigenschaften Bakterien und Parasiten und bekämpfen sie, wobei sie von Granulozyten und dem Komplementsystem, einer Mischung von Enzymen, unterstützt werden. Dabei nehmen sie Teile der Erreger auf und stellen sie im Kontext körpereigener Proteine auf ihrer Oberfläche dar. Gegen Erreger, die körpereigene Zellen befallen, richten sich die sogenannten „Natürlichen Killerzellen“, die die Integrität der Zellstrukturen überprüfen und gegebenenfalls den Zelltod der überprüften Zellen einleiten. Sie erkennen die Zellen an ihrer Markierung, dem MHC-I („Haupthistokompatibilitätskomplex“). Diese Markierung ist für jedes Individuum einmalig und kennzeichnet jede zellkernhaltige Zelle des Organismus. Zusammen mit den MHC-II-Markierungen stellen sie die Umgebung dar, in der Bruchstücke der Erreger, die Antigene, von Immunzellen dargestellt werden.

Neben der unspezifischen Immunabwehr gibt es die spezifische Immunabwehr, die in der Lage ist, von Erregerkontakten zu lernen, das Erlernte im Gedächtnis zu behalten und an Nachkommen weiterzugeben. Diese spezifische oder erworbene Immunabwehr haben Wirbeltiere gemeinsam. Zur Analyse und Darstellung der Antigene spielen die dendritischen Zellen eine zentrale Rolle. Sie nehmen im Gewebe die Erreger auf, zersetzen sie und präsentieren sie dann auf ihrer Oberfläche im Kontext von MHC-Molekülen. Dabei wandern sie in die

Lymphknoten, wo sie die passenden Lymphozyten aktivieren. Die Lymphozyten entstehen ebenfalls aus den Stammzellen und entwickeln sich in zwei verschiedenen Zellreihen, den B-Lymphozyten, die im Knochenmark heranreifen und die T-Lymphozyten, die im Thymus reifen. Die B-Zellen sind für die Immunabwehr im Blut und in den Lymphen zuständig, die T-Zellen für das Gewebe; letztere steuern obendrein die spezifische Abwehr, indem sie für die Aktivierung von Lymphozyten sorgen. Lymphozyten sind in der Lage, eine gigantische Zahl verschiedener Eiweißsignaturen zu produzieren, mit deren Hilfe Erreger erkannt werden können. Die Zahl der verschiedenen Signaturen beträgt mehrere 100 Millionen; die aus Stammzellen produzierten Lymphozyten sind hinsichtlich der Eiweißsignatur, die sie darstellen können, individuell. Diese Menge unterschiedlicher Eiweißsignaturen übersteigt bei weitem das, was genetisch festgelegt werden kann. Daher werden sie durch einen mehrstufigen Prozess der DNA- und RNA-Umschreibung aus Genteilstücken generiert, wobei sie aus einem variablen Teil, der für die Bindung an die Antigene der Erreger zuständig ist, und einem festen Teil für die Bindung an körpereigene Zellen bestehen. Die B-Lymphozyten und die T-Lymphozyten reifen auf eine parallele, aber dennoch unterschiedliche Weise heran. Dabei bilden die B-Zellen einen Typ-M Antikörper (IgM) mit einer individuellen variablen Eiweißsignatur auf ihrer Oberfläche aus, der zunächst gegen eine Menge im Knochenmark vorhandener körpereigener Eiweiße getestet wird. Nur B-Zellen, die keine körpereigene Antigene binden, reifen vor allen Dingen in der Milz weiter heran und bilden Antikörper vom Typ D (IgD) an ihrer Oberfläche aus. Die T-Lymphozyten bilden ihre individuelle Eiweiß-Signatur als Rezeptoren an ihrer Oberfläche aus und reifen im Thymus. Dabei werden diejenigen ausgesondert, die nicht mit körpereigenen MHC-Molekülen reagieren können oder auf körpereigene Antigene in einem MHC-Kontext ansprechen. Die übrigen etwa 2% der T-Zellen differenzieren zu T-Zellen, die mit MHC-I reagieren können und für die Abtötung von infizierten Zellen zuständig sind, oder zu T-Zellen, die mit MHC-II interagieren und für die Aktivierung von B-Zellen zuständig sind. Auf diese Weise entstehen B- und T-Lymphozyten, die auf eine Vielzahl körperfremder Eiweißstrukturen reagieren.

Nachdem dendritische Zellen, die erregerspezifische Antigene innerhalb von MHC-Strukturen auf ihrer Hülle darstellen, in die Lymphknoten eingewandert sind, treffen sie auf T-Lymphozyten. T-Lymphozyten, die zu den Antigenen pas-



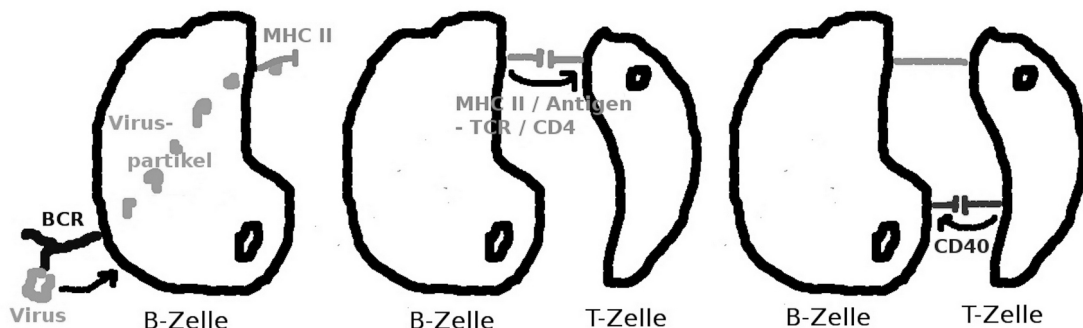
sende Rezeptoren auf ihrer Oberfläche vorweisen, werden von den dendritischen Zellen aktiviert. Dabei kommunizieren die beiden Zellen auf eine mehrstufige Abfolge miteinander. Aktivierte T-Lymphozyten vermehren sich weiter und klonen auf diese Weise ihren individuellen Rezeptor, nicht aktivierte T-Zellen sterben nach kurzer Zeit ab. Die Aktivierung von T-Zellen vom CD8-Typ, die später infizierte Zellen abtöten, wird durch einen vorangegangenen Kontakt der dendritischen Zelle zu einer T-Zelle vom Typ CD4, einer T-Helferzelle, erleichtert. B-Zellen benötigen zu ihrer Aktivierung einen Kontakt mit dem Erreger mit dem passenden Antikörper vom Typ M an ihrer Oberfläche. Dabei nehmen sie den Erreger auf, zerlegen ihn in Bruchstücke und stellen diese Bruchstücke auf ihrer Oberfläche in einem MHC-II Kontext dar. T-Helferzellen, die zu einem dieser Antigendarstellungen passenden Rezeptor haben, aktivieren diese B-Zelle – wiederum in einem mehrstufigen, über Rezeptoren vermittelten Kommunikationsablauf. Bei ihrer Vermehrung mutieren aktivierte B-Zellen ihre Antikörper weiter und werden dabei von weiter entwickelten dendritischen Zellen, die unterschiedliche erregerspezifische Antigene darstellen, selektiert. Am Ende dieser Evolution der Lymphozyten stehen hochgradig spezialisierte Zellen. Die fertigen B-Zellen können den Typen ihrer Antikörper von einem Typ-M Antikörper in einen vom Typ A, G oder E ändern. Diese Typen weisen jeweils andere Spezialisierungen auf: Blut (IgM), Gewebe (IgG), Schleimhäute (IgA) oder mehrzellige Erreger (IgE); dieser Vorgang heißt Isotopenswitch. Der größte Teil der B-Zellen produziert entsprechend ihrem Typen Antikörper, der andere geht, wie ein Teil der T-Helferzellen in einen langlebigen Zustand über und bildet das Gedächtnis des Immunsystems im Knochenmark.

Der Kern des spezifischen Immunsystems, die Lymphozyten, besteht aus Zellen, die in einer astronomischen Varietät gebildet werden können und eine mehrstufige evolutionäre Entwicklung durchlaufen, ehe sie ausgereift sind und sich als Klone vermehren können. Die Evolution dieser Zellen geschieht dabei in einem engen Austausch mit körpereigenen Proteinen und Proteinsignaturen, anderen Zellen des Immunsystems und schließlich ihnen selbst. Die große Variabilität der Proteinkomplexe, die hierbei entwickelt werden können, ermöglicht die Analyse fast aller denkbaren Fremdstrukturen und damit eine Art Kommunikation mit den fremden Erregern. Sie macht die Lymphozyten obendrein vor ihrer klonalen Vermehrung zu Individuen, von denen keine einer anderen gleicht. Zu einem Individuum allerdings vor dem Hintergrund eines übergeordneten Or-

ganismus, dessen individuelle Prägung in Form der MHC-Signaturen sie alle vorweisen. Das Immunsystem als Organismus, insbesondere auch mit den Lymphozyten als seine Individuen, erinnert nicht nur entfernt an einen Ameisenstaat mit den oft hoch spezialisierten Ameisen als Individuen.



*Kommunikation zwischen einer dendritischen Zelle und einem T-Lymphozyten in vier Schritten. Der erste Schritt stellt eine Vergewisserung darüber dar, dass die dendritische Zelle die körpereigene Signatur trägt, im zweiten Schritt zeigt die T-Zelle der dendritischen Zelle ihre Signatur und prüft den darin enthaltenen spezifischen Rezeptor (TCR) gegen das von dieser dargestellte Antigen. Die weiteren Schritte schließen den Kommunikationsakt ab und führen zur Aktivierung der T-Zelle. Mit „CD<Zahl>“ sind Proteincluster benannt.*



*Kommunikation zwischen B-Zelle und T-Helferzelle. Der Kontakt der B-Zelle über einen Antikörper (BCR) mit einem passenden Antigen des Erregers schafft Bestandteile desselben in die Zelle. Die generiert daraus einen Rezeptor mit Antigenen in einer MHC-II Umgebung. Nach dem Kontakt mit einer zu einer T-Zelle mit einem passenden Rezeptor wird die Kommunikation mit einem weiteren Schritt beendet. Die B-Zelle vermehrt sich, spezifiziert dabei ihre Antikörper weiter und wandert schließlich in die Blutbahn, evtl. nach einem Isotypenswitch. B-Zellen, die ins Knochenmark wandern, verbleiben dort als Gedächtniszellen. (Grafiken: Hajo Seng)*

# Evolution der Lymphozyten

## Stammzelle

Variation durch mehrstufige Rekombination von Gensegmenten

### B-Vorläuferzelle

Selektion: keine Reaktion auf Autoantigene

### B-Lymphozyt

Selektion: Reaktion mit vorgefundenem freiem Antigen

### B-Zelle im Lymphknoten

Selektion: Reaktion auf von einer T-Helferzelle präsentierten Antigen

### Zentroblast

### frühe Plasmazelle Typ IgM

Variation durch Zellteilung

### Zentrozyt

Selektion: Förderung durch folliculäre dendritische Zellen mit passendem Antigen

### Plasmazelle

### B-Gedächtniszelle

### T-Vorläuferzelle

Selektion: reaktiv mit eigenem MHC

### T-Zelle Typ CD4

### T-Zelle Typ CD8

Selektion: keine Reaktion auf Autoantigene im MHC

### T-Helferzelle

### T-Effektorzelle

Selektion: Reaktion auf von einer dendritischen Zelle präsentierten Antigen

### Aktive T-Helferzelle

Selektion: Förderung durch T-Helferzelle mit passendem Antigen

### Aktive T-Effektorzelle

### T-Gedächtniszelle

Der Zusammenhang zwischen Individualisierung, Kommunikation mit der Umwelt und evolutionärer Entwicklung scheint ein universelles Prinzip zu sein. Stellt die spezifische Immunabwehr als Organismus im Organismus eine Voraussetzung für die Entwicklung der Wirbeltiere zu Spezies dar, die die Potenz haben, Individuen herauszubilden? Zumindest sind die Wirbeltiere derjenigen Stamm im Tierreich, in dem klonale Vermehrungen so gut wie gar nicht vorkommen. Stoppt die Evolution, etwa wenn wie beim Morbus Waldenström ein Individuum sich regelwidrig klonal vermehrt oder nicht zur gegebenen Zeit stirbt, dann findet auch keine Kommunikation mit einer Umwelt mehr statt und statt Individuen entstehen Klone. Denn für die Kommunikation mit einer fremden Umwelt ist eine Repräsentation dieser Umwelt, beziehungsweise von sehr vielen möglichen Umweltaspekten notwendig. Erst durch diese Repräsentation entstehen Individuen, die zwischen ihrem Innen und dem Außen unterscheiden können. Wird nur ein Umweltaspekt repräsentiert, sei es noch so häufig, gibt es eine Umwelt als ein wahrnehmbares Außen nicht und damit nur noch das kontextfreie Innen eines Klons.

Einen weiteren Organismus im Organismus stellt das Gehirn mit seinen synaptischen Verbindungen dar. Etwa 100 Milliarden Gehirnzellen sind bei erwachsenen Menschen mit tausend Mal so vielen Synapsen untereinander verbunden. Auch das Gehirn durchläuft während seiner Reifung einen evolutionären Prozess. Bis zum Alter von etwa drei Jahren werden dabei immer neue Synapsen gebildet, bis etwa 200 Billionen davon vorhanden sind. In diesem hochgradig vernetzten Zustand verbleibt das Gehirn einige Jahre, bis etwa die Hälfte der Synapsen wieder abgebaut werden, nämlich diejenigen, die keine weiteren Stimulationen aus ihrer sensorischen Umwelt erfahren. Einer Mutation in Form von Synapsenbildung folgt eine Selektion, die durch eine Auseinandersetzung mit der Umwelt vermittelt wird. So wie für Immunzellen das Blut, die Lympheflüssigkeit und auch das Gewebe – mit den in ihnen vorhandenen Erregern – ihre Umwelt bilden, bilden es die Sinnesorgane und die Botenstoffe für die Synapsen. Damit passt sich das Gehirn im Laufe seiner Reifung der Umwelt eines Individuums an, das heißt dem, was es als seine Umwelt wahrnimmt. Zugleich vermittelt es zwischen dieser wahrgenommenen Umwelt und dem eigenen Körper, das heißt konkret dem, was es als den eigenen Körper in Form von Nervensignalen und chemischen Botenstoffen wahrnimmt. Evolution und Kommunikation mit der Umwelt machen ein Gehirn zum Individuum, zu einem, das in-

nen und außen an Hand der Sinneswahrnehmungen klar voneinander unterscheiden kann.

Immunsystem und Denken beeinflussen sich auch gegenseitig; auch sie stehen miteinander in Kommunikation und sind Teil der Umwelt des jeweils anderen. Auch sie stellen sich gegenseitig dar, nämlich das, was sie voneinander wahrnehmen. Diese Wahrnehmung wird durch biochemische Botenstoffe, unter anderem den Hormonen, vermittelt. Psychische Faktoren, die Art und Weise, wie Menschen fühlen, denken und über Sinne vermittelt wahrnehmen beeinflussen das Immunsystem ebenso wie das Immunsystem auf die chemischen Abläufe synaptischer Verbindungen einwirkt und damit eben die Psyche beeinflusst. Diese chemischen Darstellungen durch Botenstoffe sind eng mit symbolischen Darstellungen in der DNA verknüpft. Die Organismen stellen somit auch immer symbolische Repräsentationen ihrer jeweiligen Umwelt dar. Die symbolischen Repräsentationen, die Menschen als ihre Kultur wahrnehmen, ihre Sprachen und ihre Geschichten, funktionieren in einer analogen Weise. Dass diese Organismen, die einander Aspekte ihrer jeweiligen Umwelt darstellen, nicht nur miteinander kommunizieren, sondern auch ineinander greifen, legt die Vorstellung nahe, dass sie alle eher als Aspekte eines Ganzen zu verstehen sind und nicht als völlig eigenständige und unabhängige Entitäten. Die Individualisierung, die Aufteilung bestimmter, durch Kommunikationsmechanismen vermittelter Welten in Individuum und Umwelt, ist letztlich ein Artefakt der Wahrnehmung selbst. Allerdings eines, das einen so grundlegenden Charakter hat, dass davon auszugehen ist, dass er immer in der ein oder anderen Form in Erscheinung tritt, wo evolutionäre Entwicklungen stattfinden. Die dadurch vermittelte Unterscheidung von innen und außen scheint eine Voraussetzung für evolutionäre Entwicklungen überhaupt zu sein.

Organismen, die das Potenzial einer eigenen, sich selbst steuernden Entwicklung haben, kommunizieren mit ihrer Umwelt, indem sie diese Umwelt darstellen. Die Umwelt der Organismen besteht dabei genau genommen aus den Aspekten, mit denen sie interagieren etwa, indem sie sie wahrnehmen. Sie stellen damit die Aspekte ihrer Interaktion mit ihrer jeweiligen Umwelt dar. In Bezug auf das Immunsystem und das Nervensystem ist es die DNA, die den eigenen Körper, sozusagen den inneren Aspekt des Organismus darstellt und durch die MHC-Signaturen repräsentiert wird. Für das Immunsystem bilden dann die Proteine, die es im Körper vorfindet und über chemische Rezeptoren wahrnimmt,

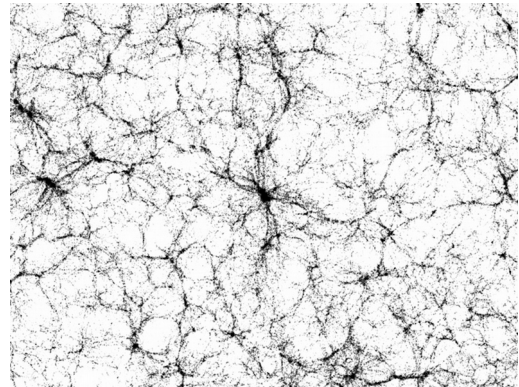
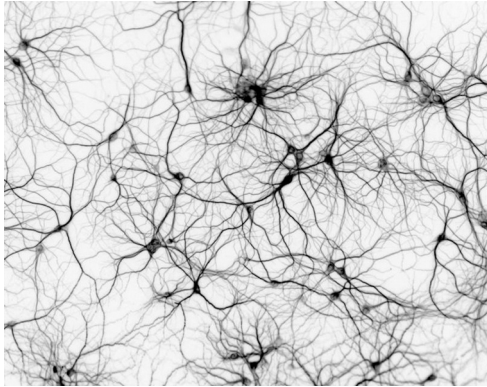
die Umwelt. Die Umwelt des Nervensystems wird darüber hinaus über die Sinnesorgane vermittelt. So wie das Immunsystem die fremden wie eigenen Antigene im Körper als Antikörper darstellt, stellt das Nervensystem die über Sinne vermittelten Reize als Synapsen zwischen den Nerven dar. Das Darstellen ist in der Tat ein universelles Prinzip, das immer dann in Erscheinung tritt, wenn zwei voneinander trennbare Systeme miteinander kommunizieren und dadurch ein Innen und ein Außen bilden. Das durch die Schwerkraft vermittelte Innen und Außen von Atomen und anderen schweren Objekten, etwa schwarzen Löchern, stellt sich in analoger Weise in der Struktur der Masseverteilung im Universum dar. Wie grundlegend dieses Prinzip ist, zeigt sich darin, dass es sich in der Organisation der Zahlen ebenfalls widerspiegelt. Die Teilbarkeit als innere Struktur der natürlichen Zahlen ermöglicht eine Darstellungen dieser Zahlen als Individuen mit je einem individuellen, nicht geschlossen berechenbaren Charakter. Die natürlichen Zahlen entstehen daher nur in der Zeit, wenn auch diese Entwicklung nicht direkt den evolutionären Prozessen von Variation und Selektion folgt. Auch physikalischen und mathematischen Strukturen sind also Individuation und Kommunikation nicht fremd.

Konstituierend für Organismen ist also eine Trennung ihrer Welt in zwei Bereiche, einem Innen und einem Außen. Diese ermöglicht eine evolutionäre Entwicklung und damit eine hinreichende Varianz und Komplexität des Organismus, um seine Umwelt wahrnehmen und mit ihr kommunizieren zu können. Bei einer monoklonalen Informationsstörung, bei der ein einziges Moment der Auseinandersetzung mit der Umwelt alle anderen Aspekte quasi übertönt, ist die Evolution des Immunsystems beeinträchtigt, im schlimmsten Falle gänzlich gestoppt. Die so gestörte Kommunikation lässt keine adäquaten Darstellungen mehr zu, wodurch auch die Trennung von Innen und Außen verschwimmt. Das Immunsystem kann dann den Erregern nicht mehr viel entgegensetzen, weil es sie nicht mehr wahrnimmt.

Als Kind habe ich nicht viel mit meiner Umwelt kommuniziert; mein Blick war deutlich auf mich selbst gerichtet, mein Interesse galt vorwiegend mir selbst und nicht meiner Umwelt. Wäre ich nicht aus meiner autistischen Welt herausgetreten, wäre dann auch meine evolutionäre Entwicklung zu einem Stillstand gekommen? Hat meine Kontaktaufnahme mit der Welt der Menschen, die ich im Alter von etwa zehn bis zwölf Jahren vollzogen hatte, mein Innen und Außen erst herausgebildet? Bin ich erst dadurch erst ein „ich“ vor dem Hintergrund

meiner Umwelt geworden, während ich davor noch mit derselben sozusagen eins war? Ist die autistische Welt eine, in der Individuum und Umwelt eins sind? Meine Überlegungen zur psychischen Struktur autistischer Menschen legen ebenfalls eine solche Vermutung nahe. Autistische Menschen erleben ihr sprachliches Denken, das mit der linken Gehirnhälfte assoziiert ist, und ihr wahrnehmungsbezogenes, der rechten Gehirnhälfte zugeschriebenes Denken als deutlich voneinander getrennt. Daher nehmen sie ihre jeweilige Psyche nicht als ein soziales, von ihrer Sinneswahrnehmung getrenntes Selbst wahr.

Sie sind damit – zumindest tendenziell – deutlich stärker mit der physikalischen Welt ihrer Wahrnehmungen verbunden als Menschen, deren Selbst auf einer sozialen Verschränkung des eigenen, ganz und gar sprachlich strukturierten Denkens basiert. Dieses verschränkte Selbst nimmt die Sinnesreize des eigenen Körpers nur noch – sprachlich und sozial – vermittelt wahr und damit auch zwei klar voneinander getrennte Sphären der Wirklichkeit: innen und außen. Eine Organisation des Denkens als getrenntes Denken aber nimmt zwar eine sehr scharfe Trennung zwischen dem eigenen, wahrnehmungsbezogenen „Selbst“ und der sozialen Umwelt wahr, die der sprachlichen Sphäre zugeordnet ist. Aber das entsprechende Selbst befindet sich durch seinen direkten und unvermittelten Zugang zu den körpereigenen Wahrnehmungen nur in einer einzigen Sphäre: innen. Selbstverständlich leben die meisten autistischen Menschen wie ich mitten in einer sozialen Umwelt, sodass es für sie auf fast natürliche Weise nahe liegt, ein sozial verschränktes Selbst zu simulieren. Auch wenn es sich dabei um eine Simulation handelt, kann sie durchaus als das eigene Selbst wahrgenommen werden. Eines allerdings, das im Vergleich zu dem anderer Menschen, sehr fragil und schutzbedürftig ist.



*Unterschiedliche Phänomene – dieselbe Struktur. Links ist eine Aufnahme von Synapsen im Gehirn zu sehen, rechts eine Simulation der Masseverteilung in einem Ausschnitt des Universums. Beide Strukturen weisen quasifraktale Formen auf, die gut zu evolutionären Entwicklungen passen. Mit Sicherheit lässt sich auch für Antikörper eine solche Darstellung finden.*

*Neuronen: Paul de Koninck, Université Laval, Québec, 2010; Masseverteilung: Max-Planck-Institut für Astrophysik, Garching, 2005.*

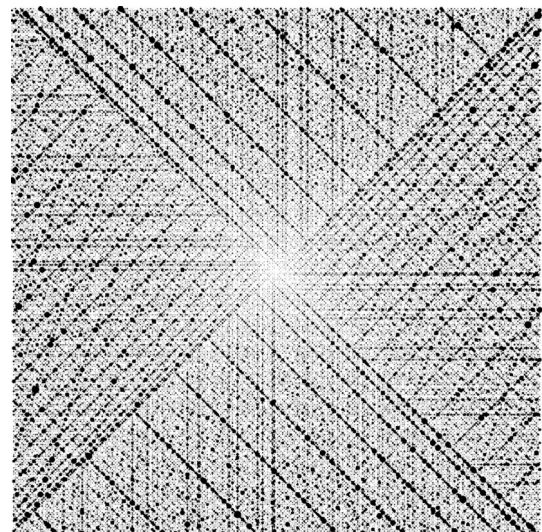
**17 16 15 14 13**

**18 5 4 3 12**

**19 6 1 2 11**

**20 7 8 9 10**

**21 22 23 24 25**



*Natürliche Zahlen als Punkte dargestellt, die nach einem spiralförmigen Schema, einer Ulam-Spirale angeordnet sind. Links das Anordnungsschema und rechts eine Darstellung, in der die Anzahl der Teiler einer Zahl der Größe des Punktes an ihrer Stelle entspricht. Auch natürliche Zahlen zeigen quasi-fraktale Strukturen, die sich nur in der Zeit, als Entwicklung, darstellen lassen. Wikipedia, 2009.*



Sie sind damit – zumindest tendenziell – deutlich stärker mit der physikalischen Welt ihrer Wahrnehmungen verbunden als Menschen, deren Selbst auf einer sozialen Verschränkung des eigenen, ganz und gar sprachlich strukturierten Denkens basiert. Dieses verschränkte Selbst nimmt die Sinnesreize des eigenen Körpers nur noch – sprachlich und sozial – vermittelt wahr und damit auch zwei klar voneinander getrennte Sphären der Wirklichkeit: innen und außen. Eine Organisation des Denkens als getrenntes Denken aber nimmt zwar eine sehr scharfe Trennung zwischen dem eigenen, wahrnehmungsbezogenen „Selbst“ und der sozialen Umwelt wahr, die der sprachlichen Sphäre zugeordnet ist. Aber das entsprechende Selbst befindet sich durch seinen direkten und unvermittelten Zugang zu den körpereigenen Wahrnehmungen nur in einer einzigen Sphäre: innen. Selbstverständlich leben die meisten autistischen Menschen wie ich mitten in einer sozialen Umwelt, sodass es für sie auf fast natürliche Weise nahe liegt, ein sozial verschränktes Selbst zu simulieren. Auch wenn es sich dabei um eine Simulation handelt, kann sie durchaus als das eigene Selbst wahrgenommen werden. Eines allerdings, das im Vergleich zu dem anderer Menschen, sehr fragil und schutzbedürftig ist.

## **Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt**

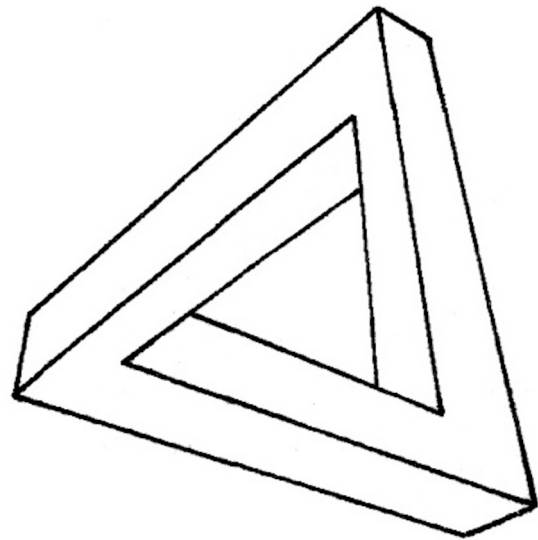
Nicht nur die Philosophie Platons hält die Trennung zwischen Innen und Außen, dem Logos des Denkens und dem Logos der Welt, für einen Schein. Sie ist ein Artefakt, das immer dann entsteht, wenn eine evolutionäre Entwicklung stattfindet; wie bei der Entwicklung des Gehirns. Die Innenwelt eines Organismus stellt ja nichts anderes dar als seine Außenwelt – im Horizont der Medien ihrer Darstellung, Botenstoffen, Sinneswahrnehmungen, der Schwerkraft oder der Zahlenoperationen. Diese Trennung ist auch die Grundlage dessen, was Menschen als ihr

„Selbst“ wahrnehmen, ein Selbst, das im Medium der Kommunikation mit anderen Menschen die soziale Umwelt der Individuen darstellt. Diesem Medium, der Sprache, liegt eine Struktur zu Grunde, deren eindeutig darstellbaren Aspekte in der Mathematik erforscht wird. Ihre Logik ist zugleich der Logos der psychischen Struktur des Menschen und der seiner sozialen Umwelt. Sie ist auch der Logos Umwelt des Menschen insgesamt, all dessen, was seine Welt ausmacht, was er als seine Welt wahrnimmt. Diese Logik ist eine, die sich nur sozial und damit auch nur als Entwicklung auflösen lässt. Als Schnittstelle zwischen Innen

und Außen unterliegt auch sie einer evolutionären Entwicklung. Diese Entwicklung ist das, was Menschen als Zeit wahrnehmen; auch aus physikalischer Perspektive ist die Zeit als Ausdruck einer evolutionären Entwicklung des Universums zu verstehen. Sie vermittelt Beobachtende und Beobachter, die – im Horizont der Beobachtung – einander darstellen.

*Ein „unmöglicher“ Körper wird auf analoge Weise wie zirkuläre Logiken durch eine „trickreiche“ perspektivische Darstellung möglich gemacht. Sobald dieser perspektivische Trick erkannt wird, verliert das so dargestellte Objekt augenblicklich seine Wirklichkeit.*

Roger Penrose, „The Road To Reality“, 2004.



Durch die Verschränkung von einerseits sinnlichem, wahrnehmungsbezogenen und andererseits sprachlichem Denken, die durch eine solche, nur sozial, in der Kommunikation Logik vollzogen wird, werden Individuen mit ihrer sozialen Umwelt verschränkt. Diese logische Grundstruktur, welche die Innenwelten von ihrer jeweiligen Umwelt trennt, lässt das, was Menschen als Selbst wahrnehmen, erst entstehen. Anders als klassische, im Augenblick auflösbare Logiken haben Logiken, die nur in der Zeit, als Entwicklungen, aufgelöst werden können, kein Fundament, wie beispielsweise ein Axiomensystem. Einem autistischen Denken ist so eine Logik ohne Basis eher fremd. Bei autistischen Menschen sind sprachliches und wahrnehmungsbezogenes Denken voneinander getrennt und nicht verschränkt. Daher findet hier auch keine Verschränkung mit der sozialen Umwelt statt und keine klare Trennung zwischen innen und außen. Logische Strukturen ohne Fundament bleiben für ein autistisches Denken unauflösbar. Ich nehme meine Innenwelt in meiner Umwelt wahr und meine Umwelt in mir; allerdings nicht meine soziale Umwelt. Diese soziale Isolation und zugleich die unmittelbare Verbundenheit stellt auch genau die Erfahrung dar, die ich grundlegend mit meinem autistischen „In-der-Welt-Sein“ verbinde.

Das soziale Selbst der Menschen besteht in einer beständigen Bestätigung durch die soziale Umwelt; Menschen nehmen sich selbst als Teil menschlicher Kultur wahr, solange sie davon ausgehen können, dass sie von anderen so wahrgenommen werden. Als autistischer Mensch habe ich nicht wahrgenommen, dass ich von anderen Menschen als Mensch wahrgenommen wurde, und mich folglich auch nicht als Mensch sondern als eine Art Alien gefühlt. Als ein Wesen, das zwar deutlich menschliche Züge trägt, Menschen sogar zum Verwechseln ähnlich sieht, aber kein Mensch ist. Die zirkuläre Logik der Selbstbestätigung, die auf keiner „soliden“ logischen Grundlage steht, sondern sich statt dessen in einem scheinbar unendlichen Regress in der Geschichte verliert, hatte sich mir nicht erschlossen. Anders als Menschen, die sich als Teil ihrer sozialen Umwelt wiederfinden können, habe ich immer eine klare Trennung zwischen meinem Innen und meiner Umwelt wahrgenommen, eine Trennung, die gerne als Glasglocke beschrieben wird. Dafür war mein Selbst immer eng mit der physikalischen Welt und mit meinem Körper verbunden. Das was für nicht-autistische Menschen die Verschränkung mit ihrer sozialen Welt ist, ist für mich die Verschränkung mit der physikalischen Welt, insbesondere auch mit meinem Körper. Diese Art der Verschränkung erscheint da, wo kein soziales Selbst die Trennung zwischen innen und außen erscheinen lässt, wo beide, das Innen und das Außen der Selbstwahrnehmung identisch sind. Hier gibt es auch keine Zeit; ein solches Selbst nimmt sich immer in der Gegenwart wahr.

Die Grenze des sozialen, durch ein nie endendes logisches Schließen verschränkten Selbst bestehen nur scheinhaft. Wie die Grenzen etwa eines Atoms oder des Universums oder eines schwarzen Loches sind sie Artefakte einer vermeintlich eingenommenen Perspektive, die in Wirklichkeit nie eingenommen werden kann. Genauso wenig wie ein Atom oder ein schwarzes Loch oder das Universum von außen betrachtet werden können, kann ein Selbst von außen betrachtet werden. Es gibt hier grundsätzlich nur eine Perspektive. Der Horizont der eigenen Individualität ist in Wirklichkeit einseitig, innen und außen sind identisch. Die Trennung von beidem bedarf daher einer Logik, deren Schließen nie zu einem Ende kommt; sie besteht aus einer sozialen Konvention, die beständig bestätigt werden muss. Diese Bestätigung ist ein integraler Bestandteil menschlicher Kommunikation. Dass autistische Menschen diesen Aspekt der Kommunikation nicht oder nur unzureichend berücksichtigen, da er nicht ihrem inneren Erleben entspricht, ist ein wesentlicher Aspekt der Irritationen, die in

der Kommunikation zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen häufig auftreten.



*Ein Modell einer Kleinschen Flasche. Die von Felix Klein 1882 beschriebene „Kleinsche Flasche“ hat eine einseitige Oberfläche; innen und außen können hier nicht unterschieden werden. Die Struktur, die hier als Körper dargestellt wird, entspricht der Struktur einer nicht in endlichen Schritten auflösbaren Logik.*

*Nach einer Computergraphik von John M. Sullivan, 2001.*

Aus meiner autistischen Perspektive erscheint das Selbst der Menschen, das sich als Bestätigung aus ihrem sozialen Umfeld in einem nie endenden logischen Schließen selbst erzeugt, ein Artefakt. Es erzeugt den Schein, dass das Innen und das Außen der eigenen Wahrnehmung voneinander getrennt wären, obwohl sie ein und dasselbe sind. Paradoxa Weise erscheint der Schein eines autonomen Innenlebens vor dem Hintergrund einer sozialen Verschränkung des Denkens, einer Verschränkung, die die Wahrnehmung des eigenen Denkens als sprachliches Denken voraussetzt. Sprachliches und wahrnehmungsbezogenes Denken sind hier untrennbar ineinander verwoben, genau so wie das Selbst und seine soziale (und logische) Umwelt. An Stelle einer logischen Fundierung tritt hier das logische Erschließen der Bestätigung durch andere, das sich immer nur in der Zeit vollziehen lässt. Die Zeit wird so als etwas un-aufhörlich fließendes wahrnehmbar. Menschen, die das eigene Denken als wahrnehmungsbezogenes Denken wahrnehmen, deutlich getrennt von ihrem sprachlichen Denken, können sich nicht sozial verschränken. Sie können, da sie ja auch über ein sprachliches Denken verfügen, eine solche Verschränkung simulieren. In ihrer Wahrnehmung schwimmt die Grenze zwischen innen

und außen, ihr Selbst besteht aus dem, was ihnen ihre Sinneswahrnehmungen vermitteln; aus nichts anderem. Paradoxer Weise wird so ein nicht sozial verschränktes Denken als mit der äußeren Welt unmittelbar verbunden wahrgenommen, während ein Denken, das untrennbar mit seiner sozialen Umwelt verbunden ist, als autonom, von seiner äußeren Umwelt getrennt, wahrgenommen wird. Die Sprache in ihrer Funktion der sozialen Selbstbestätigung erscheint als eine Oberfläche mit nur einer Seite; das Selbst und seine soziale Umwelt stellen einander dar. Sie bestehen genau genommen aus nichts anderem als ihrer gegenseitigen Darstellung.

Anders als soziale Wesen fühle ich mich verbunden, wenn ich alleine bin. Verbunden mit der physikalischen Welt, mit meinem Körper und meinen Sinneswahrnehmungen. In solchen Momenten vergesse ich die Sprache, mein Denken spiegelt unmittelbar, in scheinbar unendlich verzweigten assoziativen Kaskaden meine Wahrnehmungen wider. Wenn ich ganz bei mir bin, stellt sich in meinem Selbst sozusagen das ganze Universum dar. Meistens aber, in einer sozialen Umwelt, ist es unverbunden und isoliert. Tatsächlich aber ist mein Selbst davon geprägt, dass ich als Kind Kontakt mit der sozialen Welt der Menschen aufgenommen habe und auch Teil davon geworden bin. Meine sozialen Verschränkungen sind zwar nicht echt sondern eine Simulation, aber eine inzwischen sehr gute Simulation, die sich selbst für mich manchmal kaum mehr von einer echten Verschränkung unterscheiden lassen. Dennoch bleibt mein soziales Selbst immer eine Simulation und die Trennung zwischen meinem Innenleben und meiner Umwelt immer unwirklich. In einer sozialen Umgebung ist eine solche psychische Konstitution sehr verwundbar. Nicht umsonst entwickeln autistische Menschen oft sehr starke Abwehrmechanismen, um sich selbst vor ihrer sozialen Umwelt zu schützen. Die Glasglocke, die das autistische Selbst von seiner Umgebung isoliert, schützt es zugleich davor.

Für Wesen wie mich, die zum einen fest in ihrer autistischen Welt verankert sind, sich zum anderen aber auch mitten in einem sozialen Leben befinden, ist dieser Widerspruch zwischen dem Bedürfnis, die eigene Isolation zu überwinden, und der Notwendigkeit, die eigene, nicht von den äußeren Sinneswahrnehmungen abtrennbare Psyche vor ihrer sozialen Umwelt zu schützen, nicht auflösbar. Es ist und bleibt ein Leben in einer Umwelt, die in einem sehr grundlegenden Aspekt nicht zu einem passt. Beides, der Kontakt zur sozialen Umwelt und der Schutz vor derselben, werden immer unvollständig und unzurei-

chend bleiben. Vor diesem Hintergrund sehe ich auch die Erkrankung meines Immunsystems: Als Ausdruck einer Überforderung durch eine Aufgabe, der es nicht gewachsen ist, der es gar nicht gewachsen sein kann. Stück für Stück haben die antikörperbildenden Lymphozyten damit aufgehört, mit ihrer Umwelt, den Antigenen der Erreger, durch ihre üblicherweise große Variation von Antikörpern zu kommunizieren und sich statt dessen auf einen Monolog zurückgezogen. Einen Monolog, der nunmehr mit monoklonalen Antikörpern stattfindet und mangels Zuhörern sozusagen immer lauter wird. Für mich ist diese Immunstörung ein deutlicher Ausdruck für mein grundlegendes Lebensgefühl, auf einem falschen Planeten zu leben. Mein Immunsystem ist durch diese Überlastung therapiebedürftig geworden. Gilt dies auch für mein autistisches Selbst oder vielmehr für den Ort, an dem es sich befindet, einer sozialen Welt, die ihm immer fremd bleiben wird?

Ich träume oft davon, in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit der Natur zu leben. In Wirklichkeit wäre ich da überhaupt nicht einsam; ohne soziale Umwelt gäbe es da nichts, was mir ein Gefühl von Isolation vermitteln würde. Im Gegenteil: Wenn ich alleine bin, in der Natur, fühle ich mich verbunden, mit den Tieren, den Pflanzen, den Steinen, der Luft, einfach mit allem, was meine Sinne mir an Wahrnehmung vermitteln. Eine Verbundenheit, die nur schwer zu spüren ist, wenn ich mich in einer sozialen Welt aufhalte – und permanent mit der Aufgabe überfordert bin, meine verbundene Psyche vor ihr zu schützen; vor anderen Menschen, deren Eindringen ich ansonsten nichts entgegenzusetzen habe. Ganz besonders verbunden fühle ich mich, wenn ich meine Umgebung sehr intensiv wahrnehmen kann, als etwas, was untrennbar zu mir gehört: Eine kalte und verschneite Winterlandschaft im Wald. Eine solche Natur wahrzunehmen und selbst dabei gut geschützt zu sein, gibt mir das Gefühl, ganz bei mir zu sein. Meine Kleidung schützt mich dabei nicht nur vor der Witterung, sondern vermittelt mir auch eine Trennung zwischen innen und außen. Eine vage, verschwimmende Trennung, gerade so deutlich, dass sie mich meine Verbundenheit mit meinem autistischen Universum spüren lässt.



*Den Kopf mit Mütze und Kapuze gut geschützt Ende Januar 2020*

## Nachtrag: Denken und Körper

Für jemanden, der sein Denken und die Perspektive seines Selbst so sehr in seinem Körper wahrnimmt, ist eine Therapie, die so grundlegend in das körperliche Geschehen eingreift eine ziemliche Herausforderung. Mein Körper und mein Denken sind voneinander untrennbar ineinander verwachsen, so nehme ich es wahr. Ich konnte noch nie etwas mit philosophischen Ansätzen anfangen, die Körper und Geist als getrennt betrachten, weil dies schlicht nicht meinem Erleben entspricht. Tatsächlich waren buddhistische Lehren die ersten philosophischen Gedanken, in denen ich mein Erleben wiederfinden konnte. Es ist nicht nur so, dass ich mein Denken als grundlegend wahrnehmungsbezogen und körperlich wahrnehme, als etwas, auf dem das sprachliche Denken wie eine zusätzliche Abstraktionsschicht aufsetzt, als Schicht, die zwischen mir und der Welt der Menschen vermittelt. Ich habe auch umgekehrt mit meinem Denken einen sehr direkten Zugriff auf körperliche Vorgänge und Gegebenheiten. So arbeitet meine Schmerzverarbeitung gerade in Extremsituationen (wie etwa akute Nebenhöhlenvereiterungen), indem sie den Schmerz, die entsprechenden Nervenreize, einfach abtrennt vom restlichen Bewusstsein. Weil es auch psychisch ein höchst dissoziativer Prozess ist, ist er nicht unproblematisch, weil die Gefahr besteht, dass das Denken damit auch von seiner Grundlage, dem Körper und den Sinneswahrnehmungen, abgetrennt wird. Dann wäre es kaputt und eine Reparatur sehr aufwendig.

Eine ganz besondere Herausforderung war die Operation, von der ich hier berichte. Da ich beim zweiten Zyklus meiner Chemotherapie starke und recht schmerzhaft Venenentzündungen bekam, stand die Implantation eines sogenannten Ports, einen dauerhaften, unter das Schlüsselbein platzierter Zugang zu einer direkt ins Herz führenden Vene, zur Diskussion. Die Vorstellung einer Operation und eines implantierten Fremdkörpers in meinen Körper löste in mir regelrecht panische Gedanken und Gefühle aus. Aber die Alternativen, dauerhaft mit diesen schmerzhaften Venenreizungen und -entzündungen konfrontiert zu sein, oder an meinem Lymphom und seinen teilweise sehr hässlichen Symptomen zu sterben, klangen nicht wesentlich besser. Schließlich entschied ich mich für die Implantation, zumal meine Internetrecherchen ergaben, dass der damit zusammenhängende Eingriff klein ist und scheinbar fast alle auch gut damit zurecht kamen. Vor allen Dingen auch die Vorstellung, dass ich ansonsten



in den nächsten Jahren noch oft mit Infusionsnadeln, brennenden Venen und schmerzenden Armen konfrontiert sein würde, festigte meine Entscheidung für den Port. Bei dem Vorgespräch zur Implantation im Krankenhaus erfuhr ich, dass dies dort nur unter örtlicher Betäubung gemacht würde, weil ein so kleiner Eingriff keine Vollnarkose rechtfertigen würde. Die dadurch aufkommende Panik steigerte sich zu einer richtigen Krise, auf deren Höhepunkt ich drauf und dran war, die ganze Therapie abzubrechen und die Alternative zu wählen, an dem Krebs einfach zu sterben. Mein Verantwortungsgefühl gegenüber meinen Projekten und vor allen Dingen meinem Partner gegenüber, überredete mich schließlich, mich auf diese Operation einzulassen. Wenn ich gewusst hätte, was da auf mich zukommt, hätte ich es nicht gemacht; ich hätte dann auf jeden Fall ein Krankenhaus gesucht, das solche Kleinoperationen auch unter Vollnarkose durchführt. Dafür hätte ich aber den nächsten Zyklus der Chemotherapie verschieben müssen.

Aber ich wusste nicht, was da auf mich zukommt, sondern versuchte mich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass der Eingriff tatsächlich nicht so groß sein kann. Der Arzt sagte schließlich auch, dass das Ganze absolut schmerzfrei sein würde. In den verbleibenden Tagen und Nächten vor dem Operationstermin ging ich diesen Eingriff in Gedanken unzählige Male durch; am Ende war mir jeder einzelne Schritt davon, das heißt natürlich die Vorstellung, die ich mir davon machte, so präsent, dass ich den Eindruck hatte, selbst diese Operation durchführen zu können. Die fand dann an einem Montag früh morgens statt. Ich wurde im Bett und Krankenhaushemd in den Operationswarteraum geschoben, einer riesigen kargen Halle, in der laute Ventilatoren dröhnten, anschließend in den Operationsvorraum, wo ich an eine Antibiotikainfusion angeschlossen wurde, und ging dann zu Fuß in den Operationsraum, der recht klein und vollgestellt war. Was die Operation selbst angeht, werde ich nun keine Details schildern; nur, dass sie routiniert und komplikationslos verlief und bis auf die Betäubungsspritzen auch schmerzfrei. Entscheidend ist aber, dass bei der Operation meine mentale Schmerzabspaltung aktiviert wurde und während der Operation, eher gegen Ende des halbstündigen Eingriffs, zu einer Komplettabspaltung von Körper und Bewusstsein führte. Mir fiel es dadurch auf, dass eine der Assistentinnen plötzlich anfing, pausenlos auf mich einzureden, worüber ich mich wunderte. Nachdem die Wunde vernäht war, bemerkte ich ein Beben und Zittern in meinem Körper, funktionierte aber gleichzeitig wie wenn ich ein ande-

rer wäre, bedankte mich beim Operateur, ließ mich in das Zimmer der Tagesklinik bringen, stand zur Verwunderung der Schwester der Tagesklinik gleich auf, frühstückte und plauderte munter mit dem älteren Herrn, der auch in diesem Zimmer war. Ich kam mir selbst ziemlich merkwürdig vor.

Das Zittern in meinem Körper hatte auch abends noch nicht aufgehört. Es dauerte lange und bedurfte einer hohen Dosis Schmerzmittel, bis ich schlafen konnte. Ich wachte am nächsten Morgen sehr früh auf, obwohl ich schon seit Tagen nicht mehr richtig schlafen konnte. Der Körper zitterte immer noch und obendrein bekam ich immer wieder regelrechte Panikattacken. Um neun Uhr hatte ich den Termin für die Chemotherapie in der Tagesklinik, in der ich das Lymphom behandeln lasse, das ist eine andere als die des Krankenhauses, in dem ich die Operation hatte. Ich zitterte auch dort noch so sehr, dass ich kaum etwas halten konnte; mein Partner musste mich dort hin bringen, weil ich alleine den Weg nicht geschafft hätte. In der Tagesklinik bekam ich zunächst eine gut dosierte Beruhigungstablette. Dort sah ich auch zum ersten Mal die Operationsnarbe, die gut aussah und kleiner war, als ich erwartet hatte. Den Tag in der Tagesklinik dämmerte ich vor mich hin und überstand ihn daher auch recht gut. Als aber die Wirkung Beruhigungstablette nachließ, kam das Zittern wieder und die Panikattacken. mit einer weiteren Beruhigungstablette und reichlich Schmerzmittel konnte ich abends einschlafen. Am nächsten morgen wachte ich wieder früh auf, wieder das Zittern und die Attacken. Bevor ich um 9 Uhr zur Chemotherapie in die Tagesklinik ging, nahm ich noch eine Beruhigungstablette und rettete mich damit über den Vormittag, bis ich wieder nach Hause gehen konnte. Nachmittags ließ die Wirkung des Beruhigungsmittels nach und die Panikattacken kamen wieder.

Mein Partner machte dann eine Entspannungsübung mit mir, die sich als überraschend wirksam herausstellte. Bei dem Versuch, entspannt zu atmen, stellten sich mir vehement diese Panikattacken mit Zittern und Kurzatmigkeit in den Weg. Je mehr ich versuchte, entspannt zu atmen, desto vehementer wurden sie und mit einem Mal ergoss sich ein Schwall heftigster Gefühle über mein Bewusstsein. Mir wurde plötzlich klar, dass ich durch die Schmerzabspaltung die Operation tatsächlich so erlebte, als wenn es gar keine Betäubung gegeben hätte. Meine Verbindung zwischen Denken und Körper hatte quasi die Schmerzabschaltung der Lokalanästhesie umgangen; für mein körperbezogenes Denken war es, als wenn es keine Betäubung gegeben hätte und um es wieder in

mein Bewusstsein integrieren zu können, muss ich dieses Erleben in meinem Bewusstsein ebenso durchleben. Es war, als wenn der Schmerz, der in einer festen Hülle eingekapselt war, mit einem Mal ausgebrochen wäre und sich wie eine Druckwelle durch meinen Körper ausbreiten würde. Es gab dann noch ein paar Schmerzwellen, die aber nach und nach abebbten, und schließlich kehrte Ruhe in meinen Körper ein, eine erleichternde Stille. Ich begann, regelmäßig und entspannt zu atmen; das Zittern und die Panikattacken kamen danach nicht mehr wieder. Es ist ein erster und wichtiger Schritt, das Denken, in dem ich zu Hause bin, das des Körpers und der Sinneswahrnehmungen nach diesem Schaden wieder zu reparieren. Dazu gehört auch, den Fremdkörper, den ich jetzt eingepflanzt habe, in mein Bewusstsein zu integrieren und Teil meines Denkens und meines Selbst werden zu lassen.

Mein Denken macht mich gegenüber solchen Extremsituationen ausgesprochen empfänglich, gibt mir aber auch gute Möglichkeiten, sie zu bewältigen. Die Bilder von meinem Erleben dieser Operation und meinen Visualisierungen des Eingriffs bevölkern wie Viren mein Bewusstsein, das jetzt beginnt, Antikörper gegen sie zu prägen. Wie sich mein Immunsystem in der Auseinandersetzung mit fremden Erregern entwickeln sollte, wenn es ein gesunder Organismus wäre, entwickelt sich mein assoziatives Selbst in der Auseinandersetzung mit solchen Erlebnissen.



# Text- und Bildnachweis

<b>Titelbild: Kinderfoto</b>	1970, bearbeitet 2010
Passbilder	1972 bis 2015
<b>Coming-out</b>	Eigenverlag, 2009; in a)
<b>Wie autistisch bin ich?</b>	Leserbrief, 2012 in c)
<b>Autismus</b>	1994 und 1995; in er/es III, 2003
Kindergartenfotos	1968, 1973
Foto: Hajo an der Ostsee	2005
<b>Weltenwurf</b>	Eigenverlag, 2010
Karte	2010
Foto: Rhein am 9.2.1963	1963, Roland Dost, Radolfzell
Einschulungsfoto	1969
<b>Geworfen</b>	2010
Babyfoto	1964; bearbeitet 2010
<b>Ein eigenständiges Leben leben</b>	Eigenverlag, 2012
<b>Zwei Zeichnungen: Ganymed</b>	1987
Hochzeitfotos	2011
<b>Eine Erwerbsbiographie</b>	Eigenverlag, 2014; in d)
Foto: Freizeit	1991
Foto: Malperformance	1995
Foto: Gründerpreisverleihung	2005
Foto: Hafencity-Lauf	2012
Foto: am autWorker-Stand	2011
Foto: Serena und Hajo	2018
<b>Finger</b>	Eigenverlag, 2005; in a)
Foto: Hajo mit Fingerverband	1992
<b>57 Jahre Autismus</b>	2019; in e)
Foto: am See	2017
<b>Achsenzeiten</b>	Eigenverlag, 2008; in a)
<b>Der Steinhauferjunge</b>	1990; in er/es I, 2003

<b>Das Eis</b>	1997; in er/es III, 2003
Foto: Feuer im Eisblock	2011
<b>Jemandlos</b>	Eigenverlag, 2008
<b># 37: Vielfaches ich</b>	1987
<b>Bleistiftzeichnung: Selbstportrait</b>	1979
<b>Aquarell: Selbstporträt</b>	2012; in b)
<b>Foto: Spiegelbild</b>	2012
<b># 42: Scherbenspiegel</b>	1988
<b># 80</b>	1992
<b># 161: Hajo &amp; Hajo</b>	1994
<b>Aquarell: ohne Titel</b>	1994
<b>q 01 b</b>	1999
<b>Zeichnung aus dem Blauen Buch</b>	1991, bearbeitet 2015
<b># 41</b>	1988, bearbeitet 1991
<b>Der Parka, Keine Menschen</b>	Eigenverlag, 2008; in a)
Fotos: Hajo mit Parka	1979 und 2008
<b>Zweite Haut</b>	Eigenverlag 2015
Foto: Tagung in Olpe	„Der Westen“, 2011
Fotos: Emilios Hose	1989
<b>Gedicht: Isolation</b>	1991; in er/es I, 2003
Fotos: Tarnhosen	2015
Foto: Hajo mit Parka im Spiegel	2011
<b>Tuschebild: Glasglocke</b>	2012; in b)
Bild: Mit Mütze und Kapuze	1980, bearbeitet 2015
<b>Tuschebild: Zu zweit von hinten</b>	2012; in b)
Foto: Hajo beim Stricken	1987
Foto: Hajo in der Barkasse	2000
Foto: Hajo mit & ohne Haare	2015
Foto: Hajo in der NDR-Sendung	NDR, „Das“, 2012
Foto: Hajo bei der Hochzeit	2011
<b>Um deines Namens willen</b>	Eigenverlag, 2010
<b>Untypische Interaktionen</b>	2016, in f)

<b>Vom Sterben der Dinge</b>	Eigenverlag, 2013
Foto: Parka	2013
Fotos: Schnecken und Steckdosen	2012
Foto: vereiste Elbe	2012
Foto: 3K Hintergrundstrahlung	WMAP, NASA, 2012
<b>Eine kleine Immunologie</b>	Eigenverlag, 2014
Diverse Darstellungen	siehe die Bildbeschreibungen
Röntgenaufnahme: Hajos Schädel	2002, bearbeitet 2014
Foto: Hajo auf Amrum	1994
MRT-Aufnahme: Hajos Steißbein	2013, bearbeitet 2014
Foto: Hajo in Hamburg	2020
<b>Rückseite: Kindergartenfoto</b>	1968; bearbeitet 2013

- a) Aspies e.V. (Hrsg.): „Risse im Universum“, Weidler Verlag, Berlin, 2010
- b) Kristin Behrmann, Hajo Seng: „Tomaten gehören nicht auf die Augen“, Papierfresserchens MTM-Verlag, 2013
- c) „Autismus“, Publikation von autismus Deutschland, Hamburg
- d) Eleonora Kohl, Tobias Gatti, Hajo Seng (Hrsg.): „Typisch untypisch – Berufsbiografien von Asperger Autisten“, Kohlhammer, 2017
- e) autismus Deutschland e.V. (Hrsg.): „Autismus – Stärke oder Störung“ Tagungsband zur 16. Bundestagung. Hamburg: autismus Deutschland e.V., 2020
- f) Georg Theunissen (Hrsg.): „Autismus verstehen. Außen- und Innensichten“ Kohlhammer, 2016







